



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

2 45 0270 4166



LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD



# Die Karikatur und Satire in der Medizin

Mediko-kunsthistorische Studie von  
Dr. Eugen Holländer

Chirurg in Berlin

Mit 16 farbigen Tafeln und  
223 Abbildungen im Text

Verlag von  
Ferdinand Enke  
Stuttgart 1905

**LANE**

**MEDICAL**

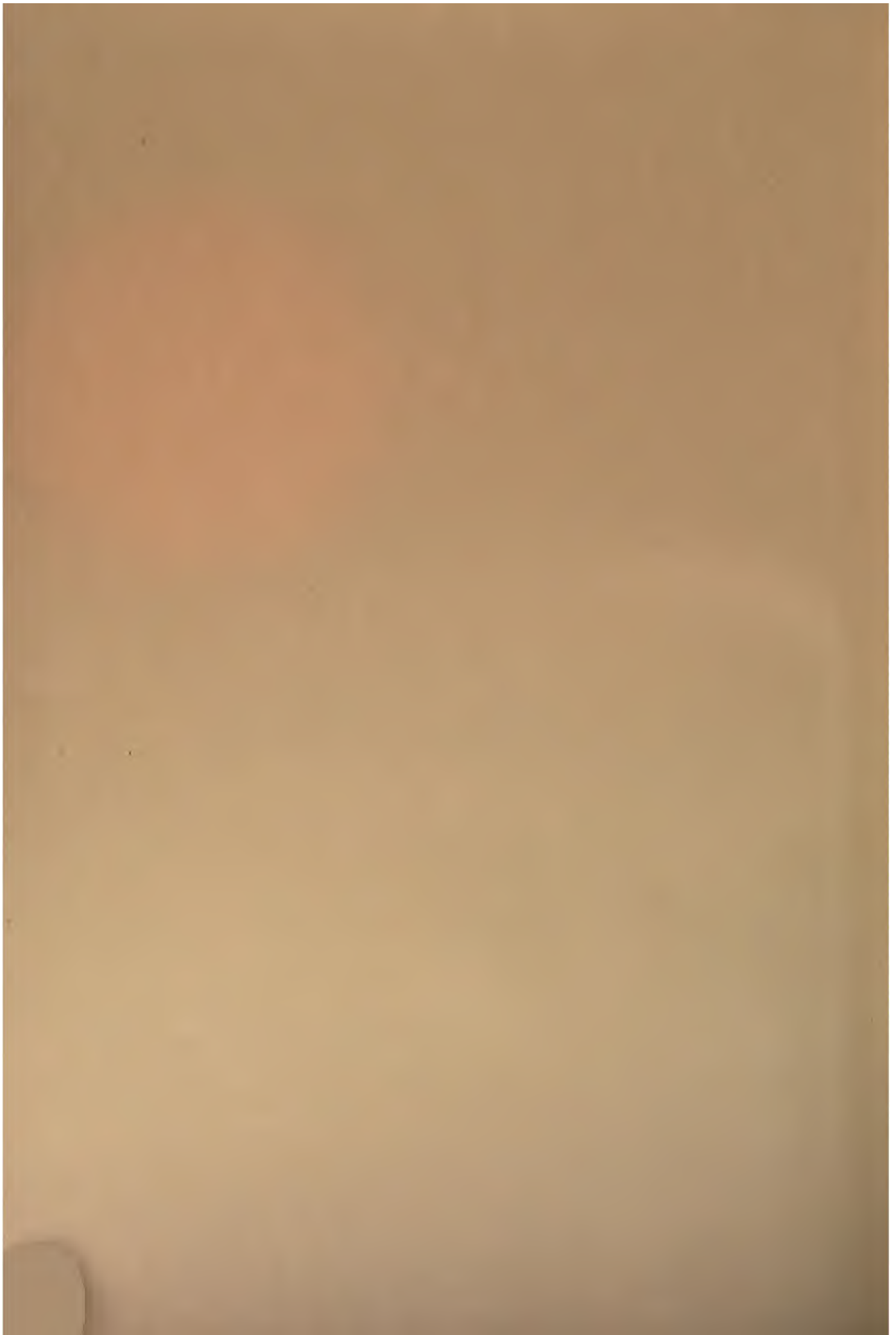


**LIBRARY**

**HISTORY OF MEDICINE  
AND NATURAL SCIENCES**













DIE KARIKATUR UND SATIRE  
== IN DER MEDIZIN. ==





Geo. B. Somers

# Die Karikatur und Satire in der Medizin

Mediko-kunsthistorische Studie von  
**Dr. Eugen Holländer**

Chirurg in Berlin

Mit 10 farbigen Tafeln und  
223 Abbildungen im Text

Verlag von

Ferdinand Enke  
Stuttgart

Consultation de Médecine

Eine ärztliche Konsultation. Von L. Bolly (1780).



Verlag von  
Ferdinand Enke  
Stuttgart

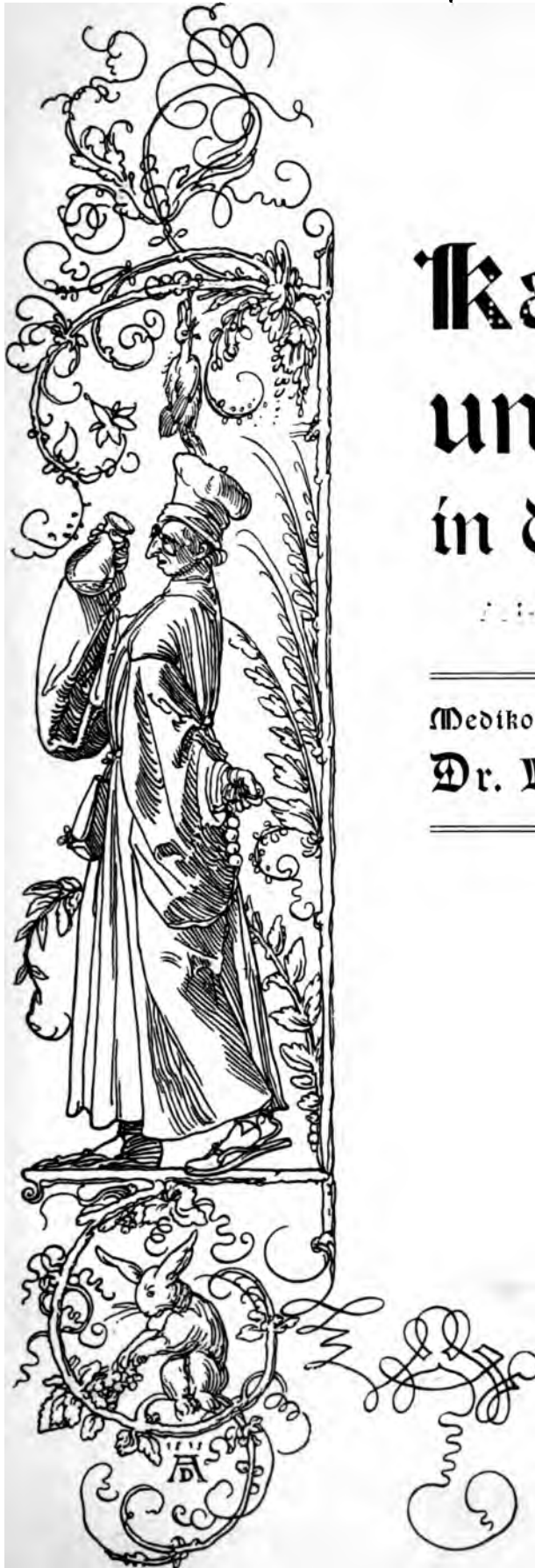




Consultation de Médecins.

Eine ärztliche Konsultation. Von L. Boilly (1760).

Geo. B. Jomus



# Die Karikatur und Satire in der Medizin

---

---

Mediko-kunsthistorische Studie von  
**Dr. Eugen Holländer**

---

---

Chirurg in Berlin

Mit 10 farbigen Tafeln und  
223 Abbildungen im Text

Verlag von  
**Ferdinand Enke**  
Stuttgart 1905

Handzeichnung zum Gebetbuch  
des Kaisers Maximilian I.  
Von Albrecht Dürer.

VERLAG ZHA

VERLAG ZHA

1705H  
A 73  
1905

## INHALT.

	Seite
<b>Verzeichnis der Abbildungen</b> . . . . .	VII
<b>Literatur- und Quellenverzeichnis</b> . . . . .	XIII
<b>Einleitung</b> . . . . .	I—12
<b>Karikatur und Satire mit Bezug auf Medizin</b> . . . . .	13—78
<b>Die Karikatur bis zur Reformation</b> . . . . .	13
Die Karikatur der Aegypter. — Die Ryparographen der Griechen. — Teufels- karikaturen. — Der Totentanz. — Die Totentanzkarikatur. — Der Totentanz und der Arzt.	
<b>Satire und Karikatur im Reformationszeitalter</b> . . . . .	35
(Jesus Sirach.) — Freidank. — Pfaffe Ameis. — Inquisition. — Pfaffenärzte und Johann Weyer. — Göttliche Assistenz. — Klerikerkuren. — Petrarca und der Ärztestreit. — François Rabelais. — Sebastian Brant. — Geyler von Kaisersberg. — Thomas Murner: Narrenbeschwörung. — Moscherosch: Totenheer. — Erasmus von Rotterdam. — Till Eulenspiegel und Ulrich von Hutten. — Bruder Johannes Pauli's Schimpff und Ernst.	
<b>Die Karikatur der Pathologie</b> . . . . .	79—154
Jan Steen. — Die Fratze. — Die Nase. — Hans Sachs (der Doktor mit der großen Nase, 1559).	
<b>Die Gicht</b> . . . . .	90
Johann Fischarts Podagrammisch Trostbüchlein. — Jakob Balde (Solatium Podagricorum, 1661).	
<b>Infektionskrankheiten</b> . . . . .	99
Die Influenza. — Die Cholera.	
<b>Nervöse Affektionen</b> . . . . .	114
Die Apoplexie. — Dämonische Krankheiten. — Nervöse Krankheiten. — Geisteskrankheiten. — Die Narretei. — Das Destillieren. — Hasenhaar. — Das Land der Quintessenz.	
<b>Gravidität</b> . . . . .	135
<b>Irritamenta externa und Varia</b> . . . . .	140
Phthiriasis. — Läusesucht. — Der Bandwurm. — Album comique de Patho- logie pittoresque. — Les Hydropathes. — Blindheit.	



<b>Der Arzt als Mensch und als Stand</b> . . . . .	155—201
Moralprediger in der Medizin — Standeseigentümlichkeiten. — Titulatur. — Arzttypen. — Des getreuen Eckarths unwürdiger Doctor. — Arzt und Totengräber. — Die Leichenbesorgergilde. — Et plurima mortis imago.	
<b>Das Arzthonorar</b> . . . . .	181
Das Arzthonorar. — Die drei Gesichter des Arztes. — Das Bild des Medi- ziners. — Das Bild des Chirurgen. — Das Bild des Apothekers.	
<b>Die praktische Heilkunde im siebzehnten und achtzehnten Jahr- hundert</b> . . . . .	202—309
Der Geburtsschwindel der Maria Toft. — Gynäkologie. — Die Moliéristen. und Molière. — Lesage: Doktor Sangrado. — Chirurgie. — Zahnreißer. — Die Zahnheilkunde. — Perkinismus.	
<b>Der tierische Magnetismus</b> . . . . .	260
Der Magnetismus. — Mesmer und der Magnetismus. — Gall und die Phreno- logie. — Lavater. — Die Akupunktur. — Hahnemann und die Homöopathie.	
<b>Jenner und die Kuhimpfung</b> . . . . .	293
<b>Die Parasiten der Heilkunde</b> . . . . .	310—322
Die Bader-Chirurgen. — Die Parasiten der Heilkunde. — Die Verschwägerung der Künste. — Der Jungferndoktor. — Doktor Eisenbart.	
<b>Die politisch-medizinische Karikatur und Satire</b> . . . . .	323—333
<b>Die moderne medizinische Karikatur</b> . . . . .	334—354

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

	Seite
Fig. 1. Allegorie aus Petrarca-Brants Arznei beyder Glück . . . . .	6
„ 2. Mortimer del. . . . .	7
„ 3. Holländischer Meister. Bildnis eines Unbekannten . . . . .	9
„ 4. Ausschnitt aus Mantegnas Sagesse victorieuse . . . . .	10
„ 5. Allegorie vom Jahre 1729 . . . . .	12
* „ 6. Kater-Arzt und Ziegenbock-Patient. Aus einem Augsburger Flugblatt . .	14
„ 7. Skelett in der Pose der Trunkenheit auf einer hellenistischen Vase . .	15
„ 8. »Mörwunder«. Aus »Bämlers Buch der Gesundheit« . . . . .	17
„ 9. Allusion auf eine Sektion. Aus einem Flugblatt »Die Totenfresser« . .	19
„ 10. Die drei Toten und die drei Lebenden. Meister des Amsterdamer Kabinetts	20
„ 11. Meister J. A. M. von Zwolle mit der Weberschütze . . . . .	21
„ 12. Matth. Greuter. Attrappe auf die Vanitas . . . . .	22
„ 13. H. Burgkmair. Jost de Negker zu Augsburg . . . . .	23
„ 14. Totentanz. Aus der »Weltchronik von Doktor Schedel« . . . . .	24
„ 15. Aus »Murners Narrenbeschwörung« . . . . .	25
„ 16. Totentanzalphabet. Holbein . . . . .	26
„ 17. Arzt und Tod. Hans Holbeins Totentanz . . . . .	26
* „ 18. M. Merian. Der Baseler Totentanz . . . . .	27
„ 19. Totentanz von Mainz . . . . .	29
„ 20. Zimmerscher Totentanz . . . . .	31
„ 21. D. Chodowiecki . . . . .	35
„ 22. Daniel Hopfer. Doktor mit dem Balken im eignen Auge . . . . .	37
„ 23. Bader-Chirurgenstube karikiert . . . . .	41
„ 24. Wahrmond Jocosorius. Der Quack-Salber-Narr . . . . .	42
„ 25. Körper- und Seelenarzt. XVII. Jahrh. . . . .	43
„ 26. Riemenschneider. Der heilige Benedikt operiert Kaiser Heinrich . . .	47
„ 27. Rivoulon. Première Opération de la Pierre faite en Présence du Roi Louis XI	51
„ 28. Aus »Petrarca-Sebastian Brant, Der Arzneyen beyder Glück« . . . . .	53
„ 29. Francisco de Goya. Aus den »Caprichos« . . . . .	59
„ 30. Initial aus Vesals Anatomie . . . . .	60
„ 31. Daumier. Aus »Fr. Fabre, Némésis médicale« . . . . .	61

\* Zu Fig. 6. Druckfehler im Text, statt XII, setze XVI. Jahrhundert.

\* Zu Fig. 18. Der Kopf des Arztes befindet sich unter den geringfügigen Bruchstücken des Originalwerkes gut erhalten im Baseler histor. Museum.

	Seite
Fig. 32. Aus »Sebastian Brants Narrenschiff« . . . . .	62
„ 33. Aus »Sebastian Brants Narrenschiff« . . . . .	65
„ 34. David Vinckenboons. 1605 . . . . .	67
„ 35. Der Kälberarzt. Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung« . . . . .	68
„ 36. Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung« . . . . .	71
„ 37. Rowlandson. Hebamme zur Arbeit gehend . . . . .	73
„ 38. Rowlandson. Originalzeichnung . . . . .	75
„ 39. Daumier. Aus »Némésis médicale« . . . . .	79
„ 40. Daumier. Vignette . . . . .	80
„ 41. Jan Steen. Arzt und Liebeskranke . . . . .	81
„ 42. Von Lionardo da Vinci . . . . .	82
„ 43. Von Lionardo da Vinci . . . . .	82
„ 44. Von Lionardo da Vinci . . . . .	83
„ 45. Von Lionardo da Vinci . . . . .	83
„ 46. Aus »G. B. della Porta, De humana physiognomia« . . . . .	84
„ 47. Rowlandson. Karikatur . . . . .	84
„ 48. Ribera Spagnoletto. Grotesker Kopf . . . . .	85
„ 49. Nasen-Monarch. Einblatt mit drei Spalten Versen . . . . .	86
„ 50. Nasutus sed acutus . . . . .	87
„ 51. Nasendoktor. Buntdruck von Jeremias Wolf . . . . .	89
„ 52. Johann Fischart. Vom Titelblatt des Podagrammisch Trostbüchlein . . . . .	91
„ 53. Die Hydropsie als Symbol des Geizes . . . . .	92
„ 54. Die Last des Reichtums . . . . .	93
„ 55. Joh. Mart. Will. Flugblatt . . . . .	95
„ 56. Lettres Patentes . . . . .	96
„ 57. James Gillray. The Gout . . . . .	97
„ 58. Der Präservativmann gegen die Cholera . . . . .	100
„ 59. Porträt eines Cholerapräservativmannes . . . . .	101
„ 60. Porträt einer Cholerapräservativfrau . . . . .	103
„ 61. Szenen der Cholerabühne . . . . .	106
„ 62. Grandville. Le ministère attaqué du Choléra morbus . . . . .	107
„ 63. Die wohleingerichtete kleine Hausapotheke für einen seine Gesundheit liebenden Cholerapräservativmann . . . . .	108
„ 64. An Attack of Cholera at the Horticultural Gardens . . . . .	109
„ 65. Die Leiden und Freuden einer Cholerakontumazanstalt . . . . .	110
„ 66. Choleras Wahlverwandtschaft . . . . .	111
„ 67. A Cholera Doctor . . . . .	112
„ 68. Aus dem Album Professor Edingers . . . . .	115
„ 69. The Cramp . . . . .	120
„ 70. Rollkutsche und Krampfbett . . . . .	121
„ 71. Karikatur auf die Steinschneider und ihre Klienten . . . . .	122
„ 72. Pieter Breughel. Karikatur auf die Steinschneider . . . . .	123
„ 73. Des Teuffels Garkuchen . . . . .	124
„ 74. Goltzius. Karikatur auf die Steinschneider . . . . .	125
„ 75. Der Doktor von Kalabrien . . . . .	128



	Seite
Fig. 76. Matthias Greuter. Le Médecin guarissant Phantasie, Purgeant aussi par drogues la folie . . . . .	129
„ 77. Werkstatt des »Weltstreichenden Artzts Simplicissimi« . . . . .	132
„ 78. Flugblatt mit darunter stehenden Versen . . . . .	133
„ 79. Daumier. Consultations gratuites . . . . .	134
„ 80. La consultation des piqûres . . . . .	135
„ 81. La Consultation. — Die verkannte Ätiologie . . . . .	137
„ 82. Time the best Doctor. — Die Zeit als Arzt . . . . .	139
„ 83. Flugblatt . . . . .	141
„ 84. Der Weiber Floh Scharmittel . . . . .	143
„ 85. Buntdruck von Rowlandson . . . . .	145
„ 86. Bellangé. La Gale (Die Krätze) . . . . .	147
„ 87. Le ver solitaire . . . . .	148
„ 88. Les hydropathes I. . . . .	149
„ 89. Les hydropathes II. Premier traitement, libation, absorption et... indigestion	150
„ 90. Le Bain de Vapeur . . . . .	151
„ 91. Allegorie aus Petrarca-Sebastian Brants Arzney beyder Glück . . . . .	152
„ 92. Antichambre d'un Médecin . . . . .	153
„ 93. Daumier. Vignette . . . . .	155
„ 94. Ghezzi. Il Sig. Dottore che Tasta il Polso . . . . .	156
„ 95. Le Médecin et le Malade ou le Gastronom e égoïste et le Gourmand à la diète	158
„ 96. Medical Dispatch or Doctor Double dose Killing two Birds with one Stone	160
„ 97. Daumier. Vignette . . . . .	161
„ 98. Der Scharlatan mit der Haut seines letzten radikal geheilten Falles . . .	162
„ 99. A German Quack Doctor . . . . .	163
„ 100. Le Docteur naturel, le premier Noble des Charlatans . . . . .	167
„ 101. Flugblatt . . . . .	168
„ 102. Daumier. Vignette . . . . .	172
„ 103. Daumier. L'imagination . . . . .	173
„ 104. Aus einer Illustrationsfolge von Sprichwörtern des siebzehnten Jahrhunderts	178
„ 105. W. Hogarth. The Company of Undertakers . . . . .	179
„ 106. Rowlandson. Die trauernden Hinterbliebenen . . . . .	182
„ 107. Rowlandson. The dying Patient or Doctor's last Fee . . . . .	183
„ 108. Rowlandson. Vereinfachtes Verfahren . . . . .	185
„ 109. Goltzius. Der Arzt als Gott . . . . .	192
„ 110. H. Allardt. Der Arzt als Engel . . . . .	193
„ 111. H. Allardt. Der Arzt als Mensch . . . . .	194
„ 112. H. Allardt. Der Arzt als Teufel . . . . .	195
„ 113. Daumier. Vignette . . . . .	196
„ 114. Habit de Médecin . . . . .	197
„ 115. Habit de Chirurgien . . . . .	198
„ 116. Habit d'Apothicaire . . . . .	199
„ 117. Haller v. Hallerstein. Originalzeichnung . . . . .	200
„ 118. William Hogarth. Der Geburtsschwindel der Maria Toft . . . . .	203
„ 119. William Hogarth. Der Geburtsschwindel der Maria Toft . . . . .	205

	Seite
Fig. 120. Der Geburtsschwindel der Maria Toft. Flugblatt . . . . .	207
„ 121. The Surrey-Wonder an Anatomical Farce etc. . . . .	208
„ 122. Satirische Darstellung einer Geburt von Siebenlingen . . . . .	209
„ 123. A Man-Mid-Wife . . . . .	211
„ 124. The Lecturer . . . . .	212
„ 125. Satire auf die Nobilitierung englischer Ärzte . . . . .	213
„ 126. Les Médecins Botaniste et Mineralogiste écrasés par le Médecin à la Mode . . . . .	215
„ 127. Les Remèdes à tous maux . . . . .	217
„ 128. Mort de Pouppe. Chirurgen de Voltaire . . . . .	218
„ 129. Amateurs exécutant une courante . . . . .	219
„ 130. A. Watteau. »Vôtre homicide Faculté« . . . . .	221
„ 131. Der berühmte Doktor Réquiem, welcher alle geheilt hat, die starben . . . . .	223
„ 132. A french Physician with his Retinue going to Visit his Patients . . . . .	227
„ 133. Le docteur Diaforus . . . . .	229
„ 134. Rowlandson. Das Brechmittel . . . . .	234
„ 135. Konsultation bei einem Schlafkranken . . . . .	237
„ 136. La Médecine dans les Hôpitaux . . . . .	238
„ 137. Ch. Philipon. Karikatur . . . . .	239
„ 138. Karikatur auf einen Chirurgen, der Ohrlöcher macht . . . . .	240
„ 139. L'Orthopédiste . . . . .	241
„ 140. Orthopédie . . . . .	242
„ 141. Das Examen eines jungen Chirurgen . . . . .	243
„ 142. Rowlandson. Transplanting of Teeth . . . . .	245
„ 143. Deutsches Reklameblatt eines Zahnarztes . . . . .	246
„ 144. Sans efforts . . . . .	247
„ 145. The Dentist . . . . .	249
„ 146. Sie haben den unrechten Zahn erwischt . . . . .	251
„ 147. Ch. Aubry. Le mal de dent . . . . .	253
„ 148. The Tractors. Karikatur auf Dr. Perkins . . . . .	255
„ 149. The Patent Stomach Reliever for extracting superfluities, excesses and all sorts of Poisons . . . . .	257
„ 150. Macassar Oil! An Oily Puff for Soft Heads . . . . .	259
„ 151. J. Gillray. Karikatur auf die pneumatische Behandlung . . . . .	261
„ 152. Le doigt magique ou le magnétisme animal . . . . .	263
„ 153. Les Magnétiseurs . . . . .	265
„ 154. Le Baquet de Mr. Mesmer . . . . .	267
„ 155. Le Magnétisme . . . . .	269
„ 156. Les effets du Magnétisme... animal . . . . .	270
„ 157. Deutsche Karikatur auf den tierischen Magnetismus . . . . .	271
„ 158. Karikatur auf Mesmer . . . . .	273
„ 159. Daumier. Vignette . . . . .	274
„ 160. Londoner Karikatur auf Doktor Gall . . . . .	275
„ 161. Michael Voltz. Schädellehre, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph des menschlichen Wissens . . . . .	277
„ 162. Daniel Heß. Kranioskopische Handgriffe . . . . .	278



	Seite
Fig. 163. Rowlandson. Eine Vorlesung des Doktor Gall . . . . .	279
„ 164. Rowlandson. The compression cap . . . . .	280
„ 165. Cours de Phrénologie amusante . . . . .	281
„ 166. Phrénologie. Der Mediziner . . . . .	282
„ 167. Das System Galls und Spurzheims . . . . .	283
„ 168. Pitt und der König von Schweden konsultieren incognito den Doktor Gall . . . . .	284
„ 169. Karikatur auf Doktor Gall und Louis Philipp . . . . .	285
„ 170. Les indiscretions de Lavater . . . . .	286
„ 171. J. Smies. Lust tot onderzoek . . . . .	287
„ 172. Les grands effets merveilleux de l'Acupuncture . . . . .	288
„ 173. Göttinger Karikatur gegen den Berliner Anatomen J. G. Walter . . . . .	289
„ 174. Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie . . . . .	290
„ 175. G. Nehrlich. Der Kampf der Homöopathen und Allopathen . . . . .	291
„ 176. Jenner . . . . .	295
„ 177. Sept contre un, ou la comité de la Vaccine . . . . .	296
„ 178. La Vaccine en voyage . . . . .	297
„ 179. Gare la Vaccine. Triomphe de la petite Vérole . . . . .	299
„ 180. Les Malheurs de la Vaccine . . . . .	301
„ 181. Aus Ehrmann: Kuhpockenschwindel . . . . .	303
„ 182. G. Cruikshank. Karikatur auf die Kuhimpfung . . . . .	305
„ 183. Germanias Not und Klage über die Vergiftung ihrer Kinder . . . . .	307
„ 184. Doktor Nittingers Impfkarikatur . . . . .	308
„ 185. J. W. Weil. Allegorie auf die Therapie . . . . .	309
„ 186. Jost Ammans Beschreibung aller Stände . . . . .	310
„ 187. Lukas von Leyden. Zahnbrecher und Bader-Chirurg . . . . .	312
„ 188. Lukas von Leyden. Zahnbrecher und Bader-Chirurg . . . . .	312
„ 189. J. v. Velde. Populus vult decipi . . . . .	313
„ 190. Cornelius Dusart. Der Heilmeister . . . . .	314
„ 191. C. W. E. Dietrich. Der Zahnbrecher auf dem Jahrmarkt . . . . .	315
„ 192. Anton Maulpersch. Der fahrende Chirurg . . . . .	316
„ 193. Der Jungferndoktor . . . . .	317
„ 194. Aus dem Weltspiegel . . . . .	318
„ 195. Cornelius Dusart. Der Barbier . . . . .	321
„ 196. Französische Karikatur in der Manier der alten holländischen Doktor- bilder auf die französischen Niederlagen des zweiten Koalitionskrieges . . . . .	324
„ 197. Karikatur auf Napoleon I. . . . .	326
„ 198. Französische Karikatur auf Napoleon III. . . . .	327
„ 199. Im Lazarett. Bismarck als Chirurg . . . . .	328
„ 200. Naissance du juste milieu . . . . .	329
„ 201. L'Indisposition de Gilles ou la consultation des Docteurs . . . . .	331
„ 202. Arlequin Deodat et Pamirge Hypochondriaques . . . . .	332
„ 203. Vignette . . . . .	334
„ 204. Wie es in der Wohnung eines beliebten Frauenarztes nach Weihnachten aussieht . . . . .	335
„ 205. Les femmes médecins . . . . .	336

	Seite
Fig. 206. Th. Th. Heine. Heilkunst . . . . .	337
„ 207. Adolf v. Menzel. Allegorie auf eine Schwitzkur durch Fliedertee . . .	338
„ 208. F. v. Reznicek. Ich glaube der Mensch ist eingeschlafen . . . . .	339
„ 209. Aus den Lustigen Blättern . . . . .	340
„ 210. Karikatur von Guillaume . . . . .	341
„ 211. Aus den Lustigen Blättern . . . . .	342
„ 212. Wilh. Schulz. Zur Lage der deutschen Ärzte . . . . .	343
„ 213. I. Internationaler Patientenkongreß . . . . .	344
„ 214. Wie die Naturforscher naturforschen . . . . .	345
„ 215. Eine Zukunftsapotheke . . . . .	346
„ 216. Die Vivisektion der Menschen . . . . .	347
„ 217. Vivat academia — Vivant Professores . . . . .	348
„ 218. Aus den Lustigen Blättern . . . . .	348
„ 219. Aus den Lustigen Blättern . . . . .	349
„ 220. Titelblatt: Der hereditär-syphilitische Amor . . . . .	350
„ 221. Gaudissart. Le Plaisir . . . . .	351
„ 222. L'Assiette au beurre: Les Avariés . . . . .	352
„ 223. Le char des Avariés de l'Institut Pasteur. Aus L'Assiette au beurre . .	353

## VERZEICHNIS DER TAFELN.

Titelbild.	L. Boilly. Eine ärztliche Konsultation.
Tafel I.	J. Gillray. Karikatur auf die Kuhpockenimpfung.
Tafel II.	Karikatur auf die Influenzaepidemie vom Jahre 1803.
Tafel III.	Ch. Aubry. Der Schlaganfall.
Tafel IV.	J. Rowlandson. Der Verfolgungswahnsinn.
Tafel V.	J. Gillray. Karikatur auf die holländischen Pedicuregemälde.
Tafel VI.	J. Rowlandson. Wechselfieber und Frost.
Tafel VII.	Die Entdeckung des Perpetuum mobile.
Tafel VIII.	J. Gillray. Karikatur auf den Perkinismus.
Tafel IX.	Michael Voltz(?). Tierischer Magnetismus.



## LITERATUR UND QUELLENVERZEICHNIS.

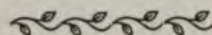
Neben diesem summarischen Verzeichnis, sowohl benutzter wie auch unbenutzter Quellen, finden sich ausnahmsweise literarische Angaben nur dann im Text, wenn der zumeist zur Anregung und Unterhaltung dienende Stoff zu einer wissenschaftlichen Vertiefung auffordert.

- THOMAS WRIGHT, Histoire de la caricature et du grotesque. 1867.  
E. JAIME, Musée de la caricature. 1838.  
Album comique de la pathologie pittoresque. Paris 1823.  
CHAMPFLEURY, Histoire de la caricature au moyen-âge et sous la renaissance.  
DRUGULIN, Historischer Bilderatlas.  
FLÖGEL EBELING, Geschichte des Grotesk-Komischen. 1886.  
EDUARD FUCHS, Die Karikatur der europäischen Völker. 1904.  
EDUARD FUCHS, Das erotische Element in der Karikatur. Privatdruck. 1905.  
GEORG HERMANN, Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert.
- OSKAR SCHADE, Satiren und Pasquillen im Reformationszeitalter.  
G. J. WITKOWSKI, Le mal qu'on a dit des médecins. Band I und II (bis Molière).  
G. J. WITKOWSKI, Anecdotes et curiosités historiques sur les accouchements. Paris 1892, Steinheil.  
G. J. WITKOWSKI, Les drôleries médicales.  
G. J. WITKOWSKI, La médecine littéraire et anecdotique.  
G. J. WITKOWSKI, Les joyeusetés de la médecine.  
Publikationen der Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière. 1888—  
L'oeuvre medico-artistique de la nouv. Inconogr. de la Salpêtrière. Katalog bis 1903.  
London und Paris, Zeitschrift. Weimar 1797—1803.  
J. SCHEIBLE, Stuttgart, Das Kloster.  
J. SCHEIBLE, Stuttgart, Das Schaltjahr.  
OLLIVIER BEAUREGARD, Die Karikatur bei den alten Ägyptern.  
H. PETERS, Arzt und Heilkunst in der deutschen Vergangenheit.  
BRISAUD, Über medizinisch-artistische Studien. Münch. med. Wochenschrift Nr. 18.  
E. HOLLÄNDER, Über deutsche mediko-historische Kunstbestrebungen. Münchener med. Wochenschrift 1904. Nr. 22.  
DANIËLS, Docteurs et malades. Janus 1900.  
K. FR. H. MARX, Akesios Blicke in die ethischen Beziehungen der Medizin. 1844.  
K. FR. H. MARX, Über Beziehungen der darstellenden Kunst zur Heilkunst. Göttingen 1861.

- K. FR. H. MARX, Mitteilungen über Zwecke, Leiden und Freuden der Ärzte. 1867.  
K. FR. H. MARX, Über die Verdienste der Ärzte um das Verschwinden der dämonischen Krankheiten.  
HUFELAND, Encheiridion medicum. 1836.  
JOH. HEINRICH BEHR, Die schwache Wissenschaft der heutigen Ärzte; eine Satire, poetisch entworfen. Straßburg 1763.  
Medizinisches Vademekum. Berlin und Leipzig 1795—1798.  
Vademekum für Ärzte. Band I und II. Stuttgart 1839.  
Medizinische Unterhaltungsbibliothek. Band I und II. Leipzig 1838.  
Interessante Anekdoten und Biographien berühmter Ärzte. Eisenberg 1841.  
Medizinische Märchen von Philander. Stuttgart 1892.  
Zur Genesung; lustiges Handbuch für Ärzte und Patienten (Fliegende Blätter-Verlag).  
DR. PETER HILARIUS, Der lustige Askulap. Berlin 1890.  
JAKOB BALDE, Medicinae gloria per satyras XXII asserta 1651 (übersetzt von Neubig 1833).  
JAKOB BALDE, Solatium podagricorum. 1661.  
DR. MINIME, Le parnasse hippocratique. Paris 1896.  
Némésis médicale illustrée, recueil de satires par François Fabre Phocéen, vignettes dess. par M. Daumier. Paris 1840.  
J. C. W. MOEHSSEN, Beschreibung einer berlinischen Medaillensammlung, die vorzüglich aus Gedächtnismünzen berühmter Ärzte besteht. 1773.  
J. C. W. MOEHSSEN, Sammlung von Bildnissen berühmter Ärzte, sowohl in Kupfer, schwarze Kunst und Holzschnitten, als auch in einigen Handzeichnungen. Diesem sind verschiedene Nachrichten und Anmerkungen vorgesetzt, die sowohl zur Geschichte der Arzneygelahrtheit als vornehmlich zur Geschichte der Künste gehören. 1771.  
JOHANN PETER FRANK, Etwas über Zwistigkeiten der Ärzte und ihre Ursachen. Archiv f. mediz. Polizei. 1783.  
THEODOR STÜRMER, Zur Vermittlung der Extreme in der Heilkunde. Leipzig 1837.  
J. CHR. ETTNER, Des getreuen Eckhart unwürdiger Doktor. Augsburg 1697.  
J. CHR. ETTNER, Des getreuen Eckhart medizinischer Maulaffe. Frankfurt 1720.  
GEOFFREY CHAUCER, Canterbury tales, circa 1390 (übersetzt von A. v. Düring).  
FR. PETRARCA, Opera omnia. 1554.  
FRACASSETTI PETRARCHA, Lettere raccolte. 1863.  
HANS BÄMLER, Nuezlich buch von Ordnung der Gesundheit. 1475.  
HARTMANN SCHEDEL, Chronik vom Jahre 1493.  
FRANÇOIS RABELAIS, Gargantua und Pantagruel. Originalausgaben und Übersetzung von F. A. Gelbke, Bibliographisches Institut.  
ERASMUS VON ROTTERDAM, Encomium moriae. 1508. (Lob der Torheit.)  
Die deutschen Satiriker, Erzähler und Volksdichter in Originalausgaben und Neudruck (Reclam):  
FREIDANK, Bescheidenheit. 1229.  
STRICKER, Die Streiche des Pfaffen Ameis. c. 1300.  
Des Arztes Heinrich Steinhöwel »Esop« 15. Jahrh.  
SEBASTIAN BRANT, Narrenschiff. 1494.



- SEBASTIAN BRANT-PETRARCA, Der Arzneyen beyder Glück.  
JOH. GEYLER VON KAISERSBERG, Predigten. 1500.  
JOHANNES PAULI, Schimpf und Ernst. 1519.  
THOMAS MURNER, Narrenbeschwörung. 1512.  
ULRICH VON HUTTEN, Gesprächsbüchlein. — Briefe der Dunkelmänner. — Das Holz Guajakum. 1519. (S. 76 lies Guajak statt Quassia.)  
MARTIN LUTHER, Tischreden.  
Till Eulenspiegel (erste Ausgabe 1515).  
HANS SACHS, Werke.  
NIKLAUS MANUEL DEUTSCH, Krankheit der Messe. 1528.  
JOHANN FISCHART, Flöhaz. 1573. — Podagrammisch Trostbüchlein. 1577.  
GRIMMELSHAUSEN, Simplizissimus. c. 1650.  
JOHANN MICHAEL MOSCHEROSCH, Philander von Sittewalts Totenheer. c. 1650.  
ALBRECHT VON HALLER, Gedichte.  
RABENER, Satiren. 1759.  
MOLIÈRE, Werke.  
LESAGE, Gil Blas.  
C. A. K., Die Smueliade, grotesk-komisches Heldengedicht. 1860. Nachahmung in der Manier Kortüm's.  
ED. BARTHELEMY, Les médecins au 17 siècle. Paris 1870.  
MASSMANN, Die Baseler Totentänze.  
GEORG BARTISCH, Kunstbuch 1575, herausgegeben von Otto Mankiewicz. 1905.  
THEODOR HAMPE, Fahrende Leute. 1902.  
EMILIO CURATULO, Die Kunst der Juno Lucina in Rom. 1902.  
Das Buch der Nase. — Bei Jakowitz. Leipzig 1843.  
HERMANN VIERORDT, Medizinisches aus der Weltgeschichte. Tübingen 1893.  
BRIEUX, Die Schiffbrüchigen (Les avariés), Theaterstück, übersetzt von Max Flesch. 1903.  
JUSTINUS KERNER, Die Seherin von Prevorst etc.  
JOHN GRAND CARTERET, Le décolleté et le retroussé quatre siècles de Gauloiserie (1500—1870).  
H. PLOSS, Das Weib etc.  
EDUARD TÖNNIES, Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Riemenschneider.  
LACROIX, Louis XII et Anne de Bretagne.  
C. G. NITTINGER, Werke gegen die Impfung.  
LEUBE, Magensonde.  
HAESER, Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten.  
W. RUDECK, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.  
EUGEN DÜHREN, Das Geschlechtsleben in England. 1903.  
PAGEL, Medizinische Kulturgeschichte. 1905.  
E. HOLLÄNDER, Die Medizin in der klassischen Malerei.









## EINLEITUNG.

Ein Weilchen, nachdem die Erde zur Ruhe gekommen, alle Wesen an der richtigen Stelle waren und auch Walhall und Olympe und der Himmel verteilt war, da drängte sich zu des Thrones Stufen ein Kobold, in der dunkelsten Windecke der Erde heimlich geboren: die Satire. Furchtlos und keck setzte sie sich zu der gewaltigen Götter Füßen und weckte bald den einen, bald die andere durch verborgenen Nadelstich aus himmlischer Ruhe. An des Kleinen Frechheit prallten ab Wodans Hammerschläge und Apolls Pfeile, und selbst der Venus holdseligstes Lächeln versagte. Doch allmählich gewöhnte man sich an des höhnischen Halbgotts Stiche, zumal da durch den häufigen Gebrauch seine Waffen sich stumpften. Wie das der Kobold merkte, wurde er traurig und nachdenklich. Plötzlich erhob er sich leise, wandte sich erdenwärts und holte sich aus der schon eben erwachten Kunstwerkstätte einen Bundesgenossen. Ihn nahm er bei der Hand, und sie schlichen zu des Zeus Tempel; die Kunst malte schnell eine Fratze, ein bißchen seitwärts noch und verstohlen, aber der Kobold schrieb mit großer Schrift darunter: Zeus ist ein Esel, und siehe da — die erste Karikatur war geschaffen.

Dies Trotzbündnis der darstellenden Kunst und der spottenden Dialektik hielt seit jener Märchenzeit fester, wie es sonst Bündnisse zu tun pflegen; ja seine Waffenbrüderschaft war allseits begehrt. Manchmal freilich schien es zu schlafen, wenn elementare Sorgen und der Kampf um das bißchen Leben die Menschen quälten. Aber klatschend fiel Hieb auf Hieb, wenn Lebensgenuß und wohlhabender Friede den schläfrigen Menschenwitz einzulullen drohte und die Freude am Geschaffenen die Freude am Schaffen erstickte. Dann schlugen sich beide auf die Götterseite und zeigten den Großen der Erde ihre

jämmerliche Kleinheit. So schaltet und waltet die Karikatur als ein zwischen Himmel und Erde schwebender ewiger Geist des Ausgleichs, verkleinernd, was sich zu groß dünkt, und den Unterjochten und Gedrückten das wonnige Gefühl heimlicher Rache spendend.

War die Karikatur bis zur Erfindung der vervielfältigenden Kunst nur der Peitschenschlag weltweiser Narren, war die witzig gemalte Bosheit oft nur die von Hand zu Hand fliegende Parole einer Minderheit, so wurde sie durch die Erfindung der Vervielfältigung ein demagogisches Machtmittel, das bald schon seine Feuerprobe im Sturm der Reformation bestand.

Im Kampf um weltliche Macht und geistige Anerkennung ist die Karikatur seit dieser Zeit ein Hilfsmittel von nicht zu unterschätzender Kraft geworden. Wie sehr diese alarmierende Kraft von den regierenden Gewalten gefürchtet wurde, das zeigen schon die sich häufig wiederholenden Versuche, sie zu knebeln. Doch wie falsch ist solche Unterdrückung. Denn die Karikatur in der Politik stellt das für den Staatskörper vor, was für den erkrankten menschlichen Organismus der therapeutische Begriff des »Derivans« bedeutet. Das Gefühl physischer Unterlegenheit bei geistiger Oberhoheit hat noch nie die Revolution der Minderheit aufgehalten, ja in unseren Tagen nur die Propaganda der Tat gefördert, die vielleicht bei voller Freiheit scharfer Kritik ausgeblieben wäre. Das Gewitter hätte sich verzogen und es wäre manchmal bei einem Wetterleuchten witziger, wenn auch boshafter Verwahrungen geblieben. Das steht jedenfalls fest: wer heute Geschichte treibt, darf an dem kostbaren Quellenfund der Karikatur nicht achtlos vorübergehen, und nur der hat sich in den Geist einer Zeit hineingelebt, der den Tageswitz der Karikatur richtig zu enträtseln versteht.

Ähnliches gilt auch für die Geschichte der Medizin. Aus der Persiflage und dem kaustischen Spott vergangener Tage heraus fällt ein helles Schlaglicht auf den Werdegang dieser Kunst und auf die wissenschaftlichen Vertreter des Standes und ihre Parasiten. Daß der Hohlspiegel der Kritik der Medizin und den Medizinern häufiger und unverhüllter entgegengehalten ist als allen anderen Ständen, ist

eine bisher wenig bekannte Tatsache, die wir durch unsere Zusammenstellung belegen werden. Es war kein Zufall, daß schon des Asklepias Tempel mehr als der anderer Gottheiten beschmiert wurde, denn in den Augen des gemeinen Mannes trägt schon der Stand und seine Bestrebungen den Widerspruch in sich. Der ewige Kampf gegen Gesetz und Grenze, gegen Laster und Unglauben, gegen Disharmonie und den spröden Stein ist nicht so uferlos und unwahrscheinlich wie der Kampf gegen den Tod, der das medizinisch Erreichbare winzig erscheinen läßt gegenüber dieser unendlich großen und absolut verneinenden Perspektive. In sich trug zu allen Zeiten der heilende Stand und seine Kunst die ironisch-satirische Mine, die nur auf den geeigneten Anstoß wartete, um zu explodieren. Nicht umsonst trennte sich bei allen Völkern, wenn auch ungern, von dem lohnenden Geschäft im richtigen Moment das Priestertum, und dieser Augenblick kam immer dann, wenn beim Volke mit dem Kritikgefühl der Sinn für die Satire reifte.

Zu allen Zeiten war es, wie wir sehen werden, der billigste Gassenwitz, die Wohltäter der Menschheit, die Ärzte, lächerlich zu machen; gefällt sich doch schon das älteste Buch der Menschheit, die Bibel, in gelegentlichen Ausfällen gegen den Stand. Seltsam; das Lästern auf die Ärzte war eine Tugend, die immer modern blieb, und man darf es nicht verschweigen, zu dem mokanten Lächeln der anderen kam oft genug noch das der Selbstironie.

So hat sich in den Jahrhunderten ein satirisch-historisches Material gegen die Medizin und den Heilstand angesammelt, das bisher noch nie eine kritische Zusammenfassung gefunden hat und auf seinen mediko-historischen Wert geprüft ist. Der Pariser Arzt und Gelehrte Dr. G. J. Witkowski hat in dankenswerter Weise den Quellenachweis bei den Griechen, Römern und Franzosen bis auf Molière aktenmäßig zusammengestellt (*Le Mal qu'on a dit des Médecins*. Paris, Steinheil), und diese Sammlung von Aphorismen hat für uns archivarischen Wert. Die Karikatur selbst ist auch hie und da als Material zu Einzelstudien herangezogen worden, so vor allem von der kunstliebenden und auch nach der mediko-artistischen Seite so

überaus glücklichen und erfolgreichen Pariser Schule, deren genialer Führer Charcot in Richer, Meige, Gilles de la Tourette und anderen würdige Schüler zu finden das Glück hatte. Hie und da enthalten die Werke über die Karikatur ein uns interessierendes Blatt, und Eduard Fuchs macht sogar in seinem allgemein anerkannten, schönen Werke »Die Karikatur der europäischen Völker« den Ansatz dazu, die Karikatur der Berufe zu skizzieren, wobei allerdings der Arzt sich im Rahmen des Ganzen mit ein paar Blättern begnügen mußte.

Besondere Schwierigkeit machte es, den großen und so umfangreichen Stoff zu sondern und unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen. Leitfaden dabei war wesentlich der historische oder der künstlerische Wert, und der Ausgangspunkt derselbe wie in der »Medizin in der klassischen Malerei«: die überkommenen künstlerischen Dokumente gewissermaßen zur Illustrierung der Geschichte der Medizin und des Standes zu verwerten und durch diese Anschauung das Interesse an der Historie der Medizin neuzubeleben. Daß es nur solcher Reizmittel bedurfte, zeigte zu meiner Genugtuung die große Teilnahme der Fachgenossen an diesen Studien und die Nachfolge auf diesem Gebiet.

Die Einzelgliederung gestaltet sich nach folgenden Gesichtspunkten. Das Wesen der Karikatur wird zunächst besprochen und die Gründe erwogen, wieso das medizinische Sujet so besonders in derselben bevorzugt wurde. Der knappe Stoff der medizinisch interessanten Karikaturen aus dem Altertum und Mittelalter wird summarisch gerafft, und nur die Totentanzbewegung eingehend in ihrer Beziehung zum Arzt besprochen. Ein interessantes Kapitel, die Karikatur und Satire in der Reformationszeit, bewegt sich vorwiegend auf deutschem Boden und entlehnt seinen Inhalt den kleinmeisterlichen Buchillustratoren und den nationalen Dichtern der Spätrenaissance. Hier bemühte ich mich, ein möglichst vollständiges Bild zu geben, da einerseits noch nie der Versuch gemacht war, aus diesem poetischen Material für die Geschichte der Medizin Kapital zu schlagen und weil wir andererseits in den anderen Abschnitten häufig genug



auf außerdeutsche Quellen angewiesen sind. Das satirische Moment überwiegt hier ausnahmsweise die graphische Kunst.

Es folgt die Karikatur der Pathologie und einzelner allgemeiner Behandlungsmethoden. Bei der großen Fülle des Vorhandenen konnte nur das Beste ausgesucht und gebracht werden. Das historisch wichtigste Kapitel, die Karikatur und Satire gegen bestimmte Ärzte, bestimmte medizinische Vorgänge und Methoden, wurde chronologisch geordnet. Am meisten mußte der Stoff beschnitten werden bei der Abhandlung der Franktireure der Medizin, der vagierenden Scharlatane und Afterärzte. Den Beschluß macht die medizinisch-politische Karikatur und ein flüchtiger Blick in die moderne Karikatur.

Die Sammlung des Materials hat einige Mühe bereitet. Lag die Schwierigkeit bei der »Medizin in der klassischen Malerei« in der Beschaffung brauchbarer Aufnahmen, so mußten hier fast durchgängig die Originale aufgestöbert werden. Im Gegensatz zu den wohl katalogisierten Kunstwerken großen Stils werden diese künstlerischen Erzeugnisse des Humors nicht in den öffentlichen Instituten und Kupferstichkabinetten gesammelt. Das Besitztum an fliegenden Blättern und Einblattdrucken dieser Art ist überhaupt äußerst mager geworden, und so bedurfte es jahrelangen Suchens in den kleinen Antiquitätenläden am Seine-Ufer, an den holländischen Grachten und an der Themse, und des Durchstöberns der Auktionskataloge, um diese zerstreuten Raritäten, deren Liebhaberwert übrigens in letzter Zeit rapide stieg, zu erwerben. Alle Abbildungen ohne besondere Bezeichnung entstammen der eigenen Sammlung. Bei anderen wieder ist die besondere Herkunft signiert, und ich spreche ganz besonders auch noch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank den Kollegen Dr. Brettauer in Triest, Daniels in Amsterdam, Dr. Rödiger in Frankfurt a. M., W. A. Freund und George Meyer in Berlin für die bereitwillige Überlassung ihrer Sammlungen aus. Dasselbe gilt von den Direktionen des Berliner und Dresdener Kupferstichkabinettes, des Germanischen Museums in Nürnberg und des Mediko-historischen Museums in Amsterdam, des Museums für Völkerkunde in Berlin etc.

Die Reproduktion der Blätter mußte in vielen Fällen im Interesse

eines genügenden Formats ohne die Schrift erfolgen. Nur wo dieselbe dem Ganzen ein charakteristisches Gepräge gab, fügte ich sie hinzu.

Zu diesen mehr äußeren Schwierigkeiten kamen Bedenken innerer Art. Ist es überhaupt zweckmäßig und im Interesse des Standes, mit der medizinischen Wünschelrute in der Hand das weite Gebiet



Fig. 1. Allegorie aus Petrarca-Brants Arznei beyder Glück.

der Satire und Karikatur abzusuchen? Wenn man wirklich hie und da auf einen Quell und auf ein Lager stößt, so wird man doch sicher kein Edelmetall und klaren Bronnen finden. Ist es überhaupt nicht ein gewagtes Unternehmen, alles das in einem Bilderwerke zu vereinigen, was je Niederträchtiges von unserem Stande gesagt ist? Können die tausend kleinen Nadelstiche als Ganzes nicht eine schwere und tiefe Verletzung hervorrufen und den Feinden außerhalb des Lagers ein willkommenes Angriffsmaterial bieten? Die definitive Beantwortung dieser Frage ergibt sich erst am Schluß

der Abhandlung und kann von vornherein nicht bestimmt beantwortet werden. Doch schon aprioristisch ist sie zu vermuten und dieser kleinliche Gesichtspunkt, der vielleicht einzuwenden wäre, verwerflich. Ich meine, unser Stand kann es sich erlauben, heute mit offenem Visier zu kämpfen. Wenn wirklich die eiserne Säule des

Asklepias im Laufe vergangener Jahre einige Rostflecke bekommen hat, so können wir mit unserem bodenlosen Idealismus, der den Stand an den Rand des gesellschaftlichen Untergangs gebracht hat, uns es heute schon erlauben, für unsere geistig Vordenen einmal peccavi zu sagen, heute, wo unsere Kunst und Wissenschaft in einem Menschenalter größere Fortschritte gemacht hat als von Hippokrates' Zeit bis zur Gründung der Pariser Akademie. Und wir, deren Lebensauffassung, generell gesagt, durch die intime Kenntnis des biologischen Problems



Mortimer (1741 bis 1779) del.

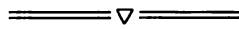
Fig. 2.

Ireland fec.

so an Menschen- und Selbsterkenntnis gewonnen hat, daß daraus eine philosophische Überlegenheit, die andere ruhig Dünkel nennen mögen, entstammt, wir sollten es nicht vertragen, wenn aus der Kinderstube unserer Disziplin Märchen hervorgeholt werden?! Muß es uns nicht heute freudige Genugtuung gewähren, noch einmal den Pritschenknall wütender Gegner zu hören? Wird der Wert der Vakzination geschmälert, wenn wir uns an der Hand der Flugblätter noch einmal die Zeit ihres Existenzkampfes vergegenwärtigen? Sind

das nicht Siegestrophäen für ein mediko-historisches Museum und für den Fortschritt der Menschheit und Kultur nicht ebenso wichtig wie erbeutete Fahnen aus einem chinesischen Feldzuge?

Ridentem dicere verum quid vetat? Nun, so ganz einwandfrei gilt heute das Horazische Wort nicht mehr. Der gesittete moderne Mensch hütet sich wohl, öffentlich die Wahrheit zu sagen und zu zeigen, besonders wenn sie ganz nackt ist. Die Nacktheit früherer Jahrhunderte war aber nach unserem heutigen Geschmack so besonders unanständig, weil sie meist nur mit einem satirischen Feigenblatt bekleidet war. Nun, allzu Anstößiges wurde weggelassen, aber man kann unmöglich verlangen, daß zum Beispiel der Charakter des siebzehnten Jahrhunderts von uns nachträglich moralisiert werde, und uns fehlt auch überhaupt ein päpstlicher Auftrag, den Paradiesgestalten Michelangelos Hosen anzuziehen.



Das Zerrbild weist zu jeder Zeit auf einen gewissen kulturellen Hochstand hin, da es zu seiner Goutierung eines verfeinerten Geschmackes und eines gewissen Raffinements bedarf. Rein künstlerisch genommen, scheint die Karikatur eine Steigerung, wenn man will den Superlativ der Tendenzmalerei vorzustellen, denn außer der reinen Absicht verfolgt die Karikatur noch die komische Wirkung. Wenn wir auch nicht den Mut haben, hier eine Definition dieses wilden Schöbblings der Kunst zu geben, so müssen wir doch schon zur Begrenzung des großen Stoffes ungefähr die Begriffslinien bilden. Fuchs definiert die Karikatur als das Bewußt-Komische und sagt von ihr, daß sie an sich tendenzlos sei. Fuchs bekämpft die Ansicht, als ob die Karikatur nur zum Zwecke der Verspottung da sei, er behauptet, daß auch das Gegenteil der Fall sein könne: daß der Karikierende das Sympathische auch betonen und so zum Schöpfer der Unsterblichkeit werden könne. Aber alles dies ist doch nur ein Qualitätsunterschied der Tendenz. Das reine Kunstwerk ist voraussetzungslos, es ist im reinsten Sinne geschaffen um der Schönheit willen, um der Natur willen, die immer schön ist — künst-

lerisch gesehen. Die Karikatur kann hervorragenden künstlerischen Wert haben, aber immer nur Nebenwert, das letzte Ziel ist die Tendenz, und durch die caricatura, das heißt Überladung, durch das Unterstrichene, ruft sie dabei gleichzeitig noch die Nebenwirkung des



*Stockholm.*

Fig. 3. Bildnis eines Unbekannten.  
Holländischer Meister.

Komischen, des Grotesken und ähnlicher Gefühle in noch gesteigerter Potenz hervor. Diese Nebenwirkung kann bis zum brutal Widerlichen geführt werden. Aber die Tendenz ist das Bestimmende. Ein Kunstwerk kann demnach auch komisch und grotesk wirken, ohne Karikatur zu sein, wenn es eben solche Dinge darstellt, die im



natürlichen Zustand diese Eigenschaften haben. Flögel-Ebeling sagt: gewisse Menschen mit Buckeln, Säbel- und X-Beinen seien wandelnde Karikaturen. Dasselbe gelte von den sogenannten Gottesgesichtern (tierähnlichen Gesichtsbildungen). Gehe deren Charakterisierung über eine mit Worten nicht genau zu bezeichnende Grenze heraus, so höre die Karikatur auf und die gemeine Häßlichkeit beginne. — Weit gefehlt. Ein Schuljungenstandpunkt ist es, über Krankheitszustände zu lachen und sie komisch zu finden. Nehmen wir ein Porträt eines Mannes mit großer unförmiger Nase, welcher Zustand bei sonstiger körperlicher normaler Beschaffenheit nach Flögel-Ebeling schon hinreicht, eine Karikierung zu sein. Nun betrachten



Fig. 4. Ausschnitt aus Mantegnas  
Saggezza vittoriosa.

wir die beiden Porträte des Ghirlandaio und des Holbein oder das Bildnis des Unbekannten aus dem

Stockholmer Museum, welches Bild wir bringen (Seite 9), da die beiden anderen bereits in der Medizin in der klassischen Malerei abgebildet sind (Fig. 63, 64). Nun, die Nasen sind doch groß ge-

nug, aber Karikaturen sind es nicht; im Gegenteil, wir haben das Gefühl des Mitleids. Man wende nicht ein, daß der große Kunstwert die satirische Wirkung beeinflusse. Wie, wenn der Künstler in der Nähe jeder dieser Nasenkönige eine kleine Fliege gemalt hätte, die die Nase umkreist, als Ausrufungsstrich, als Marke der Absichtlichkeit: die Karikatur wäre fertig. Dasselbe wäre schon erreicht, wenn an der Wand ein Bild von einem Rhinoceros oder ein anderes Tierbild mit Rüsselnase hängen würde.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß manchen Menschen meiner Beobachtung nach fast ganz der Sinn für die Karikatur fehlt und daß sie es auch nicht verstehen, ein solches Bild, wenn ich so sagen

darf, zu lesen. Wie viele mit momentaner Erkenntnis der Pointe einen Witz sofort belachen, naivere Menschen, nachdem die anderen sich schon wieder beruhigt haben, erst anfangen, so geht es auch mit der Karikatur. Besonders betont sei es noch, daß dieser verlangsamte und erschwerte Erkenntnisgang für das Satirisch-Komische durchaus keinen Rückschluß auf sonstige geistige Minderwertigkeit gestattet.

Die Mittel und Wege nun, auf denen die Künstler die Absicht kundgeben und dabei überladen, sind die allerverschiedensten; in ihrer Eigenart liegt eben das Künstlerische. Sieht man sich die Genies der Karikatur an, so sind sie alle grundverschieden sowohl in ihrer Kunstmanier als auch in dem Tendenzvermögen. Wie der Kunstkenner, um Verwandtes zu vergleichen, einen Brower sofort von einem Teniers unterscheidet, so einen Rowlandson von einem Gillray, und beide Paare malten zur selben Zeit dasselbe Genre; wirken doch auch die Komiker auf der Bühne alle mit verschiedenen Mitteln und Mittelchen.

Bei der Karikatur liegt nun der Hauptreiz und das Vielfältige der Gestaltungskraft in der Kombination der Zeichnung mit der Unterschrift. Drückt das Bild nicht allein die Absicht des Künstlers aus, so ist es durchaus kein Notbehelf, keine unnoble Manier, durch den Text Aufklärung zu bringen. Darin unterscheidet sich diese Kunstart auch von dem reinen Kunstwerk, wo derartige Beigaben Zeichen von Schwäche sind. Die primitive und naive Malerei machte von dieser Eselsbrücke häufig Gebrauch. Noch die Brüder van Eyck übten hin und wieder diese Bandrollenart der frühen Formschneider, während schon Giotto sich von der vornehmlich byzantinischen Manier freigemacht hatte. Als geistreiches Beispiel dieser abnormen Verbindung der großen Malerei mit dem Schriftwerk führe ich eine Gruppe aus einer Allegorie des Pioniers der Realistik, Mantegna, an (Fig. 4). (Die Inschriften auf den Körpern der Trägheit und des Müßiggangs und am Rande des Wassers sind bei der Verkleinerung leider kaum noch erkennbar.)

Ein besonders prickelnder Reiz kann auch darin liegen, daß das Bild zunächst als ernste Schöpfung erscheint und dann die Unterschrift erst die beleidigende oder die ironisierende Absicht kundgibt.

Ein schon verbrauchtes Mittel ist der Gegensatz, z. B. eine dicke kleine Frau mit einem langen dünnen Manne, oder der Kontrast kann auch in der Kleinheit der Beschäftigung und der Größe der Persönlichkeit oder in der vollkommenen proportionalen Verzeichnung bestehen.

Beliebt ist auch, auf das Bild Gegenstände zu setzen, die schon zu charakteristischen Attributen der Komik geworden sind. Neben all diesen angedeuteten Mittelchen zur Erzielung der komisch-satirischen Wirkung kommt das Unbeschreibliche der echten Künstlerschaft vor: die Zeichnung selbst in der Linienführung, Farbe und Komposition. Solche wirklichen Talente der Satire mit dem Pinsel und der Nadel sind noch seltener als die gottbegnadeten Meister der Höhenkunst. Man kann doch mit Stolz sagen, daß wir einen Holbein hatten, einen Dürer, einen Lukas Cranach, Männer, die würdig den Vergleich mit Holland und Italien aushalten, aber einem Hogarth, Rowlandson, Gillray, Daumier, Cornelis Troost, Goya können wir rein gar nichts entgegensetzen. Erst in neuester Zeit fand sich Talent und Witz zusammen, und manche Gabe unserer modernen Witzblätter kann man als Vorboten einer künstlerischen deutschen Karikatur begrüßen.



L'ANATOMIE ET L'HISTOIRE NATURELLE.

Fig. 5. Allegorie vom Jahre 1729.



## KARIKATUR UND SATIRE MIT BEZUG AUF MEDIZIN.

### DIE KARIKATUR BIS ZUR REFORMATION.



Eine wirkliche Bedeutung erlangte die Karikatur erst durch die Möglichkeit ihrer Vervielfältigung. Doch da der mokante Sinn nicht erst durch Gutenbergs Erfindung in die Welt kam, so müssen wir den künstlerischen Niederschlag

des Tageswitzes und der Satire früherer und frühester Zeiten an den verschiedensten Orten suchen.

Je fester eine Knebelung des menschlichen Willens erstrebt wird, desto eher sucht er sich den beruhigenden Ausweg, wenn auch den heimlicher Verhöhnung. So dürfen wir uns nicht wundern, schon beim Pharaonenvolk viele Spottbilder zu finden, sei es nun, daß man damals in stiller Zelle Papyrusrollen mit Karikaturen füllte oder diese in die Mauern und Steine öffentlicher Bauten einkratzte. Offenbart sich doch noch heute das satirische Bedürfnis unserer Jugend am liebsten in öffentlichen Bädern und in den Tempeln der Mephitis. Ollivier-Beauregard hat die Karikatur der Ägypter zusammenfassend behandelt und eine kleine Auslese reproduziert. Da sehen wir zum Beispiel ein Gastmahl, auf welchem ein Weib, das zuviel des Guten getan hat, alles wieder von sich gibt. Neben grotesker Figurenbildung wird reichlich von der primitivsten Zerrbildform Gebrauch gemacht: Menschen und menschliche Dinge durch Tiere zu karikieren, eine Frühform der Verspottung, die bis auf unsere Tage modern blieb

und alle Schulen und alle Manieren überdauerte. Von zwei Cynocephalen als Bootsleuten bewacht, wird ein Sau-Mensch zu Osiris geleitet, eine Katze führt eine Schar von Tauben, ein Fuchs spielt auf einer Doppelflöte. Das bekannteste Spottbild ist die Satire auf Ramses III (dreizehntes Jahrhundert vor Christus) aus dem Papyrus des Britischen Museums. Ein Löwe spielt mit einer Antilope Brettspiel (das *Ludus latrunculorum* der Römer). Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei der ganzen Art des ägyptischen Tierkultus diese Manier des Tiersujets überhaupt von den Ägyptern herrührt. Im



Fig. 6. Kater-Arzt und Ziegenbock-Patient.

Aus einem Augsburger Flugblatt. Zwölftes Jahrhundert.  
(Peters, Arzt und Heilkunst.)

Mittelalter wurde dann wieder die Straßburger Gasse, »wo der Fuchs den Enten predigt«, von der Literatur und der darstellenden Kunst emsig breitgetreten. Wenn für unsere Sonderuntersuchung sich wenig Positives aus den ägyptischen Funden ergab, so liegt das wohl zum Teil an unserer noch geringen Kenntnis dieser Dinge.

Wohl bei keinem antiken Volke war der Sinn für die Satire und das Groteske so ausgesprochen wie bei den Hellenen; folgte doch regelmäßig bei ihnen selbst auf das Erhabenste, die große Tragödie, das Satyrspiel.



Es kann kein Zufall sein, daß dieses Volk, welches der Welt für Jahrtausende sein Schönheitsideal als Gesetz vererbte, auch die glänzendsten Satiriker hervorgebracht hat. Die Wirkung Aristophanischen Witzes wurde noch gesteigert durch die groteskkomischen Masken, die die Schauspieler vor dem Gesichte trugen. Ihre literarische Hochkunst war vergesellschaftet mit einer Blüte der Karikatur; wir wissen, daß gerade satirische Gemälde und solche parodierenden Inhaltes beliebt waren. So erzählt Plinius, daß der Apellesschüler Ctesilochus in einem burlesken Gemälde den Zeus dargestellt habe, wie er Bac-

chus erzeugte, und ein anderer Maler habe die Gattin des Seleucus Nicator durch ein Gemälde verspottet, auf dem er das Weib der öffentlichen Medisance gemäß mit einem Fischerbuben in süßem tête à tête darstellte\*). Oft wurden diese Malerscherze von flüchtiger Hand auf vergänglichem Material skizziert, so daß wir uns über die Spärlichkeit der Hinterlassenschaft nicht wundern dürfen. Wertvolle Reliquien hellenischen

Witzes besitzen wir jedoch in den Vasengemälden und Terrakotten. In diesen und den Wandgemälden Pompejis und Herkulanums sind uns eine Reihe satirisch-klassischer Reproduktionen erhalten. Daß auch medizinische Dinge vielfach nachgebildet wurden, sahen wir schon aus den Darstellungen des homerischen Sagenkreises auf Vasen und Wandgemälden (siehe Medizin in der klassischen Malerei).

Ein jetzt in Petersburg befindliches Vasengemälde aus der Zeit Alexanders des Großen ist in Flögels Geschichte des Grotesk-



*Sammlung Schliemann, Berl. Mus. f. Völkerkunde.*

Fig. 7. Skelett in der Pose der Trunkenheit auf einer hellenistischen Vase.

\*) Wieland 1777. Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.

Komischen abgebildet. Es handelt sich um Jupiters Besuch bei Alkmene. Der Gott trägt die Leiter, mittels der er in das Zimmer der Schönen einsteigen will, während Merkur, der ihn führt, die Lampe trägt. Beide Götter sind nun mit ungewöhnlich starkem Hängeleib versehen, unter welchem beim Zeus alles andere verschwindet; statt dessen hat der boshafte Maler den Merkur beim Anblick der aus dem Fenster schauenden Schönen mit einem enormen Priapus begabt. Damit kommen wir auf die im Leben der Alten eine so große Rolle spielenden Phallusdarstellungen. Zur Beförderung der Gravidität und in Fällen der Sterilität nahm man zum Priapugott seine Zuflucht. Das ist im Sinne der Antike verständlich, und man braucht nicht zur Erklärung dieser Zustände ägyptischen Einfluß heranzuziehen. Isis Sekhet mit den drei Tierköpfen, die Gottesmutter, trägt an der richtigen Stelle das eregierte Membrum. Beinahe selbstverständlich ist es, daß die losen Griechenspötter den Priapusdienst zur Zielscheibe ihres Witzes gemacht haben. So fand man in Pompeji eine ganze Reihe von Instrumenten und Geräten, die aus der Kombination von Phallusgliedern zusammengesetzt sind. »Sie waren nicht nur Spielereien sinnlicher Verirrung, sondern man behing sich und Tiere mit solchen Gemmen und Münzen, Gegenständen, mit denen noch im neunten Jahrhundert Franken und germanische Völker ihre Reliquienschreine und Hostienbehälter schmückten« (Flögel, wo auch Abbildungen).

Diese alte Anbetung der Sexualorgane erinnert an die analogen altindischen Verhältnisse und den Lingamdienst, und wahrscheinlich gehen alle diese Erscheinungen auf denselben Ursprung zurück. Hier näher auf diesen Gegenstand einzugehen, erübrigt sich; ich verweise diesbezüglich auf die »Erotik in der Karikatur« von Fuchs. Es sei nur erwähnt, daß ein Felicien Rops seine geniale Kunst mit Vorliebe an diesem unsauberen Gegenstand vergeudet hat.

Die Karikatur der Übergangszeit ins Mittelalter ist, wie alle Kunsterzeugnisse, von ungemeiner Derbheit. Die Schwerfälligkeit des Denkens und der religiöse Stumpfsinn jener Zeit ließen den Witz erst gar nicht aufkommen. Die einzigen Andeutungen einer paro-

dierenden Kunst finden wir spärlich in den Miniaturen der Mönchsmalerei und in den Skulpturen. Die frühgotischen Kirchen weisen



Fig. 8. »Mörwunder.«

Aus »Bämlers Buch der Gesundheit«. Augsburg 1475.

an ihren Kapitellen und Eckornamenten hin und wieder bizarre und groteske Baumeisterscherze auf, und in den Miniaturen der Pergamentbüchlein übt sich mönchischer Erfindungseifer in Teufelskari-

kierung und der Gestaltung diabolischer Fabeltiere. Wie weit sich die Vorstellung und der Glaube an solche Fabelwesen bis hinein in die Renaissancezeit erhalten haben, ersehen wir aus unserer Illustration. Keineswegs eine Karikatur stellt diese Sammlung von Mischgebilden vor, sondern eine ernsthafte Illustrationsprobe aus Hanns Bäumlers Nuezlich buch von Ordnung der Gesuntheit, Augsburg 1475, zu dem Kapitel von den »Mörwundern«. Bis in unsere Zeit ist von all dem nur die Meerschlange übrig geblieben, die jeden Hochsommer plötzlich, aber sicher aus ihrem Versteck herauskommt. Dann kam als neuer Zug der karikierenden Kunst in die Plastik die Tierparodie, die manchmal mit überraschendem Humor gestaltet wurde. Daß wir in all diesen kümmerlichen Äußerungen des Witzes keinen Pfeil auf die Medizin und ihre Vertreter abgesandt fanden, liegt schon in dem Umstande begründet, daß zu jener Zeit kaum ein wirklicher Heilstand existierte.

Sahen wir so, daß in der Fortentwicklung des kontinentalen Frühmittelalters parallel den literarischen Erzeugnissen sich auch in der Kunst zwei satirische Ausdruckstypen bildeten — Tierfabelwesen in der darstellenden Kunst und der Literatur (Reynard, der Fuchs, der Pferderoman von Fauvel etc.) und die Teufelskarikatur —, so beherrscht als einheitlichere Idee das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert in seinen Kunstäußerungen der Totentanz.

Die Totentänze des Mittelalters haben für unser Thema ein so besonderes Interesse, daß wir uns eingehender mit dem Gegenstand befassen wollen. Die bildliche Darstellung des personifizierten Todes ist schon an sich die Karikatur des Lebens als Symbolisierung der Lebensverneinung. Da nun im frühen Mittelalter die Geistlichkeit allein in der strengsten kirchlichen Askese ihr Heil sah und fand, so wollte sie den Todesgedanken und seine tagtägliche Veranschaulichung zur strengen Kirchenbuße benutzen. Doch dies Mittel war ein zweischneidiges Schwert. Wenn einerseits dies ewige Kokettieren mit dem Tode frommen Seelen es nahe legte, das Leben allein als Vorbereitung zum Tode aufzufassen, so konnte es auch die gegen-  
teilige Wirkung ausüben. Schon bei den Alten wurde bei Tisch

ein seltsamer Zwischengang herumgereicht, wie Petronus berichtet: ein Gerippe, eine Larve aus Silber; sicher nicht als Warnung vor Unmäßigkeit, sondern im Gegenteil.

Heu heu nos miseros, quam totus homunico nil est!  
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus  
Ergo vivamus, dum licet esse bene\*).

Also tollster Lebensgenuß, denn sterben müssen wir ja doch, und sterben müssen wir alle. Nicht zum wenigsten scheint mir gerade darin diese auffallende Verbreitung des Totentanzes in ganz Europa zu liegen, daß er gewissermaßen die erste sozialistische Idee von der Gleichheit aller Menschen vor dem Tode wenigstens in sich trug. Die geknechtete Volksseele ergriff jauchzend den Gedanken der nivellierenden Gerechtigkeit des Todes und des Aufhörens der unwürdigen Standesunterschiede. Hat dich erst, Erzpriester und Fürst, der Würangel beim Halse, dann verwest dein Körper wie der meinige, und die letzte Pein ist dieselbe. Eine Troßdirne stirbt denselben Tod, wie die heiligste Äbtissin. So wurde die Totentanzidee nebenbei noch populär durch ihre profane Auslegung. Wie das Lied vom Tode hineinpaßte in das Brevarium eines Zeloten, so auch in das Gesangbuch des Genußmenschen. Im Anfang seiner Entstehung, als zielbewußte Mönche dies Lied komponierten, dachten sie offenbar noch nicht an die demagogischen Noten, die es enthielt, und je weiter die Welt fortschritt, je älter sie wurde, desto satirischer wurde sein Text.



Fig. 9. Allusion auf eine Sektion.

Aus einem Flugblatt »Die Totenfresser«  
(zirka 1530). Schaltjahr B. V.

\*) Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. 1769.



Der erste Ursprung des Totentanzes scheint ein literarischer gewesen zu sein. Namentlich in Frankreich war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Gedicht populär geworden: *Les trois vifs et les trois morts*. Zu dieser Verserzählung wurden bald Illustrationen gegeben.

Nicht ganz sicher ist die Etymologie des Wortes »Danse macabre«. Manche leiten sie von dem ägyptischen Anachoreten Macaire ab, der Beziehungen zwischen Tod und Leben zusammen-



Fig. 10. Die drei Toten und die drei Lebenden.  
Meister des Amsterdamer Kabinetts.

gestellt hat, andere meinen, das Wort als *Chorea Maccabaeorum* deuten zu müssen (Eleasar und die sieben makkabäischen Brüder).

Historisch sicher ist, daß schon im Oktober 1424 der Totentanz auf dem Pariser Kirchhof des Innocents zu Ehren des Herzogs von Burgund in lebenden Bildern dargestellt wurde, ein Beweis dafür, wie populär schon damals die Idee gewesen sein mußte, um in eine derartige Geschmacklosigkeit ausarten zu können. Besonders waren es die Predigermönche, welche sich frühzeitig die Kraft der darstellenden Kunst zu nutze machten und in Kirchen und an Kirchhofsmauern solche Totentänze anmalen ließen: als vornehm wirkende Bilder-





Fig. 11. Meister J. A. M. von Zwolle mit der Weberschütze. (Zirka 1480.)

predigten über das Thema der Nichtigkeit alles Irdischen. Wie nachgewiesen ist, befanden sich in mehr als fünfzig Städten solche Totentanzdarstellungen, aber weitaus der berühmteste war der Tod zu



Basel. Sehen wir von einigen Ausnahmen ab, wie zum Beispiel dem Triumphzug des Todes auf dem Campo Santo in Pisa, welcher eine künstlerische Offenbarung war gegenüber dem Schematismus der anderen, so wurde der Tanz nach einem bestimmten Rezept gemalt. Die ältesten Todesreigen zeigen an der Spitze jedes Zuges den Tod, mit irgend einem Musikinstrument zum Tanze spielend. Später



Berl. Kgl. Kartensammlung.

Fig. 12. Attrappe auf die Vanitas.

(Das zweite Bild zeigt den Anblick bei hochgeschlagener Schürze.)

Von Matth. Greuter (1596).

bekam jeder aus dem Gefolge seinen eigenen Todesbegleiter. Der Zug ordnete sich nach den Ständen, zuerst natürlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Papst. Bevor wir uns zu der Darstellung des Arztes wenden, der meistens seiner damaligen Stellung zufolge als Mitglied des geistlichen Standes daherschritt, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über die Darstellung des Todes machen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß das Emblem des Todes



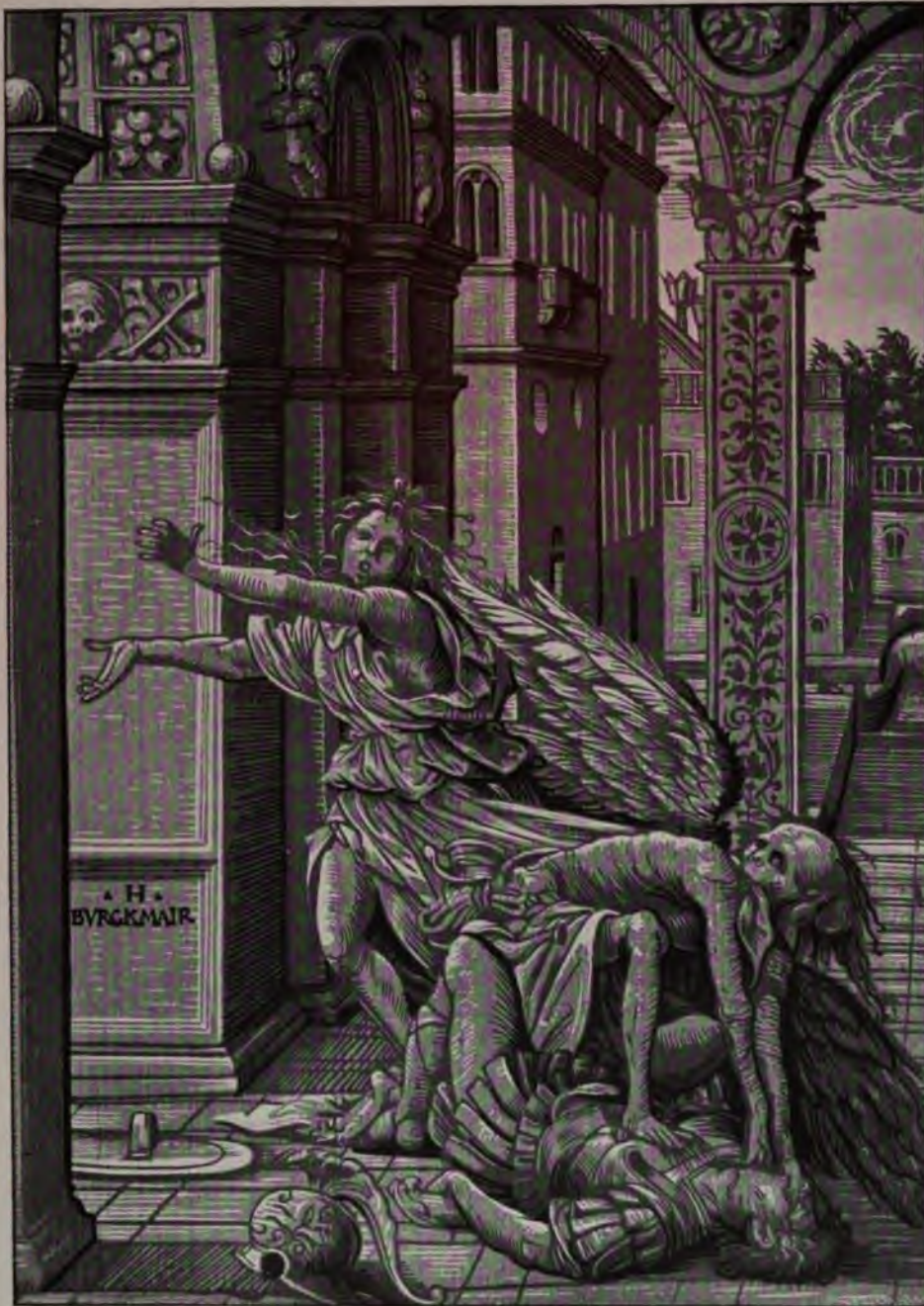


Fig. 13. Jost de Negker zu Augsburg. (Zirka 1510.)

Dreifarbenholzschnitt von H. Burgkmair.

im Laufe der Zeiten Wandlungen durchgemacht hat, und daß es dem Realismus unserer Kunstrichtung zuzuschreiben ist, wenn noch in

unseren Tagen die künstlerisch und poetisch weit höher stehende klassische Allegorie vollkommen über dem Knochengeklapper vergessen ist. Ein schlafender Knabe — ist doch der Schlaf der Bruder des Todes —, ein geflügelter Jüngling mit auslöschender Fackel, ein Kind vor einer verschlossenen Tür, ein Weib in schwarzem Gewande und ähnliches war der auf alten Grabstätten immer wiederkehrende monumentale Ausdruck des klassischen Todesgenius. Die



Fig. 14. Totentanz.

Aus der »Weltchronik von Doktor Schedel«. Nürnberg 1493.

Abhandlung Lessings gegen Klotz vom Jahre 1769 (Wie die Alten den Tod gebildet) gibt über diese Dinge noch heute in klassischer Form und Weise Aufklärung. Das Wesentliche daraus, was uns interessiert, ist der archäologische Nachweis, daß die sechs von Klotz angeführten antiken Skelettdarstellungen in Bronze und Stein keine Todessymbole als solche sind, sondern als Larven, das heißt als abgeschiedene Seelen böser Menschen, gedacht waren. Durch Lessing lernen wir sogar noch eine alte Karikatur dieser Larven



kennen. Auf einem Wagen, der von wilden Tieren gezogen wird, steht als Lenker ein Gerippe. Der Wagen überfährt nun ein anderes Skelett und bedroht ein zweites mit demselben Schicksal. Lessing polemisiert gegen die Auslegung, als sollte dadurch der Triumph



Fig. 15.

Aus »Murners Narrenbeschwörung«.

des Todes über den Tod dargestellt werden, was ja auch krasser Unsinn ist. Er erklärt den Vorgang in der Weise, daß die Alten die Vorstellung hatten, die Larven und Genien gingen noch den Beschäftigungen des Lebens nach, so daß man hier die Larve eines schlechten und rücksichtslos drauffahrenden Rennfahrers vor sich habe. Von größtem Interesse für diese Frage ist eine Darstellung



Fig. 16. Totentanz-alphabet (Holbein).

auf einer antiken hellenistischen Vase, die in der Schliemann-Sammlung aufbewahrt ist und wohl als Unikum gelten kann. Wir sehen hier ein Skelett neben Gegenständen, die mir als Musikinstrumente erklärt wurden. Das kleine Gefäß diente offenbar als Trinkbecher, und das Skelett hatte denselben Zweck wie die silberne Larve, das klassische Prositzzeichen. Amüsant und ganz in Lessings Sinn ist es nun, daß das Skelett in seiner ganzen Haltung die Betrunkkenheit markiert. Die Stilisierung des Knochenbaus ist nicht ungeschickt; zwölf Rippen sind vorhanden; der Schädel trägt ausgesprochenen

Affentypus; die Schulterblätter nach vorne gelagert, ganz wie bei dem Meister mit der Weberschütze.



Fig. 17. Arzt und Tod.  
Hans Holbeins Totentanz (1538).

Studieren wir die auf uns gekommenen Reste früher mittelalterlicher Kunst, so sehen wir, daß zunächst vom Skelett noch keine Rede war, und daß das erste Todesemblem in diesen Tänzen und ähnlichen Darstellungen eine Leiche war. Die blasse nackte Leiche wirkte bald als zu eintönig; den Realisten jener Zeit genügte dies scheußliche Bild noch nicht, sie malten die Zeichen der Verwesung dazu, ausgelaufene Augen und

allerhand Gewürm, welches das Fleisch auffraß. Die nächste Konsequenz war der Knochenmann; jedoch bis zu dem erübrigte es noch einen großen Schritt aus dem einfachen Grunde, weil man keine richtige Vorstellung von einem Menschengeskelett hatte. Einen Schädel, den der Kirchhofsdienner lieferte, hatte wohl jeder Künstler schon gesehen, und so finden wir ihn schon frühzeitig ziemlich korrekt, oft zwar ohne den Unterkiefer, gemalt (noch auf Dürers Wappen des Todes).

In der ganzen nächsten Zeit behelfen sich die Künstler in ihrer anatomischen Unkenntnis mit einer Mischung von Skelett, Leichentuch



und Hautmuskelman. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wird man jedoch anspruchsvoller, und so phantasiert man sich einen fleischlosen Knochenmann zusammen. Als Beispiel solchen Künstler-skelettes möge der Holzschnitt des Meisters von Zwolle mit der Weberschütze vom Jahre 1480 dienen. Die vorn sitzenden Schulterblätter allein veranschaulichen schon das kunstanatomische Niveau jener Zeit (Fig. 11).

Viel weiter war Holbein auch noch nicht gekommen. Die Skelette auf den berühmten Imagines mortis sind durchaus fehlerhaft. Um nur auf einen ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Irrtum aufmerksam zu machen, setzt Holbein den Oberschenkel aus zwei Knochen zusammen und den Unterschenkel aus einem. Es wäre die Art eines pedantischen Federfuch-sers, wollten wir den hervorragenden Wert dieser kleinen Meisterstücke niedriger schätzen und bewerten wegen dieser, sagen wir, grammatikalischen Mängel. Daß wir übrigens keinen Rückschluß ohne weiteres machen können auf die Entwicklung der Kunstanatomie aus diesen Skelettschilderungen, sehen wir aus einem Totentanz, der unsere Väter in den Revolutionstagen von 1848 beschäftigte: die Plakate des Meisters Rethel: auch ein Totentanz. Er versagte ebenfalls ganz in der Schematisierung eines Skelettes. Der Tod zu Pferde hat ein ganz fehlerhaftes Becken, ein ganz falsches Fußgelenk, und die Fibula sitzt bei ihm an der Innenseite, um nur einiges anzuführen.

Die so durch die Totentänze schon in elegische Stimmung versetzte Volksseele wurde mit allen Mitteln der Kunst weiter bearbeitet. Man malte die drei Alter als nackte Weiber. Daß dabei die ausgemergelte Alte besser getroffen wurde als die üppige Lebenslust, ist fraglos.



Fig. 18. Der Baseler Totentanz.  
Von M. Merian (1621).

Es ist nicht zufällig, daß unter der kleinen Zahl der ersten Drucke die Künstler sich relativ oft gerade mit der Darstellung des Todes befaßten. An die Kirchhofsmotive waren die Abnehmer solcher Holzschnitte schon gewöhnt. Die Mode verlangte vom Künstler nur eine Variation; das Thema blieb dasselbe. Wir sehen die Auffassung des Pfeile werfenden oder auch vom Bogen schießenden Knochenmannes zum Beispiel in dem illustrierten Romane des Olivier de la Marche, *Le chevalier délibré*, vom Jahre 1486, und in dem noch früheren Druck des Meisters H. W. 1482. Eine naive, wenn auch ganz geschickte Auffassung zeigt uns der Meister mit den Bandrollen vom Jahre 1464. So eine Art von Knochenmann schießt auf die in dem Lebensbaum sitzende Menschheit. Natürlich sitzt man ranggemäß, die Geistlichkeit dem Himmel näher als die Weltlichen. In den weiteren Kunstschöpfungen dieser Knochenperiode umgab man nun den Tod wie ein liebes Kind mit lauter Emblemen und Beigaben. Bald hatte er eine Sense in der Hand, bald kam er zu Pferde; Pfeile, Stundenglas und ähnliche Attribute brachten in das ewige Einerlei etwas Abwechslung. Eine ganz andere künstlerische Auffassung, die von der hellenischen wenig abweicht, verdanken wir H. Burgkmair. Wir bringen den Dreifarbendruck, weil er so recht die rapide Entwicklung der Kunst in jenen Tagen zum Ausdruck bringt. Das Blatt entstammt ungefähr dem Jahre 1510.

Vergleichen wir diese Schöpfung mit ähnlichen, die ein knappes Menschenalter zurückliegen, so scheint zwischen der Technik, der Auffassung und dem künstlerischen Können beider sich eine Welt zu erstrecken. In jener Zeit, um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts herum, hat jedes Jahr für die Menschheit dieselbe Bedeutung wie in dem Leben eines Individuums. Wie nie zuvor wehte der Sturm eines Vorfrühlings, und in der folgenden Treibhausatmosphäre entstanden die Renaissance-Menschen, die hinauswuchsen über das Durchschnittsmaß irdischer Größe. Mit der Entfesselung vom kirchlichen Banne zog zugleich die Individualität und die Satire in die Kunst ein. In einem prächtigen Renaissancebau, dessen Wände mit Knochenemblemen

geschmückt sind, hat der Tod ein Liebespaar überrascht. Der Tod mit weiten Flügeln, als Hautknochenmann gezeichnet, trägt am Gurt ein Horn und den Strick. Der Ritter liegt schon am Boden, der Tod reißt ihm den Mund auf und drückt ihm mit gewaltiger Kraft

**D**en arzt jr künent  
den luden wol ge  
sagen. wie jr den  
tot wolt von jnn  
verriagen Kuntt jr  
lechts fynde fur dē  
tot Sucht her fur  
das ist vch nor. Ir babent ander lu  
de gedune gemacht Und uwer selē  
kleyn gemacht. wie mag uwer selē  
rar werden Ir bant gekurtzt man  
chem syn leben.

**I**n aller artzney kün  
sch ich rat geben Zu  
verlengen des mē  
schen leben Sund  
wider den tot zu  
wisserfart fynden  
ich keyn krut das  
mich verwart Och gotliche barm  
hertzikeit Meyn fundes syn mit leyte  
Dy n grundelose gote die bied mir  
wan al myn beylstet an dyr.

Der Tod

Der Arzt



Berliner Kupferstichkabinett.

Fig. 19. Totendanz von Mainz 1491.

durch den Panzer die Luft aus. Dieser Kampf ist so ausdrucks-  
voll gesagt, daß der Maler auf den Kniff verzichten konnte, den ent-  
weichenden Lebensodem, wie das sonst üblich war, durch ein Wölk-  
chen zu markieren. Das Weib will entfliehen, doch der Tod hat mit



zahnlosem Munde die Falten seines Gewandes erfaßt und läßt es nicht mehr los. 1480 und 1490 naives Stammeln der graphischen Kunst, 1510 dieselbe in ihrer Vollendung.

Nachdem die Phantasie über die Todesallegorie erschöpft war, erfand man als letztes die Attrappenform.

Als Beispiel dieser Manier bringen wir die sonst ganz hübsch ausgeführte Allegorie des Matthias Greuter vom Jahr 1596. Alles eitel und vergänglich, wie die Blumen des Feldes. Seit jener Zeit ist das Skelett und namentlich der Totenschädel nicht mehr aus der Phantasie der Künstler und des Volkes gewichen, ebensowenig wie die Totentanzidee, welche immer wieder neue Opfer findet.

Um damit den Übergang zu der speziellen Satire des Totentanzes gegen die Ärzte zu finden, erwähnen wir, daß ein Arzt es war, der gewissermaßen eine Karikatur des Totentanzes uns hinterlassen hat. Diese amüsante und weltliche Auffassung finden wir in der Weltchronik des Nürnberger Arztes und Dichters Schedel aus dem Jahre 1493.

Der Holzschnitt, wohl von Wohlgemuth, läßt fünf Tote das Fest der Auferstehung feiern. Ein Toter bläst die Flöte, und die anderen tanzen einen solennen Cancan dazu. Das Ganze macht einen grotesken Eindruck und sticht ganz von dem gewöhnlichen Schema ab. Die Toten zeigen verschiedenen Verwesungsgrad. Über die Schwierigkeit der Skelettzeichnung hat sich der Zeichner auf originelle Art hinweggeholfen. Schedel, von dem er sich wohl ein Skelett ausleihen wollte, hat, wie es scheint, nur einen Oberschenkelknochen besessen, und aus diesem formiert nun der skrupellose Künstler das ganze Extremitätengerippe darauf los. Viel besser wäre er auch nicht gefahren, wenn er sich als Modell das eben erschienene anatomische Blatt des Nürnberger Medikus Hela gekauft hätte (reproduziert in Peters, Arzt und Heilkunst).

Nach der Art mittelalterlicher Miniaturmalerei in den geschriebenen Prachtwerken war es Sitte geworden, auch in den Drucken die Initialen in der Weise zu verzieren, daß die Buchstaben gewissermaßen allegorische Illustrationen zu dem Text lieferten. Ich

erinnere nur an den Buchschmuck in Vesals Werk und in dem Dresdener Kodex, von denen wir andere Proben in der Medizin in der klassischen Malerei brachten. So verfertigte Holbein Alphabetreihen mit Kinderspielen, Bauernkirmes etc. Besonderen Erfolg brachte ihm das Totentanzalphabet, welches auf winzigem Raum dramatisches Können zeigt. Aus ihm bringen wir den Buchstaben M,



*Geru. Museum, Nürnberg.*

Fig. 20. Zimmerscher Totentanz.

Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts. Original Königseggische Bibliothek zu Aulendorf.

welcher uns den Arzt vorführt, wie er den eigenen Urin untersucht; hinter ihm steht der Tod. Die Freude am Erfolg dieser Serie veranlaßte den Maler, dem Publikum, welches dieses Bildchen doch immer nur einzeln zu Gesicht bekam, die ganze Serie als selbstständiges Werk, ohne den Buchstabenzwang vorzuführen. Die Komposition dieses größeren Totentanzes ist fast dieselbe. Die

Bewegung der handelnden Figuren von der gleichen imponierenden Lebendigkeit. Statt des früher schraffierten Hintergrundes ist die Szenerie hinzugekommen. Der frühe Tod des Holzschnegers Lützelburg — er starb über den Holzblöcken des Totentanzes — ließ die Veröffentlichung der Bilderreihen stocken, so daß sie erst 1538 zu Lyon erschienen. In dieser Ausgabe ist das Werk mit einundvierzig Bildern noch unvollendet; es wurde erst nach Holbeins Tode, von weit schwächerer Hand geschnitten, mit neunundvierzig Darstellungen vollzählig (Figur 16, 17).

In den mir vorliegenden Kölner Ausgaben vom Jahre 1555 und 1556 trägt das Arztbildnis die Überschrift: *Medice cura te ipsum*, darunter die Verse:

Tu bene cognoscis morbos artemque medendi  
Qua simul aegrotis subveniatur habes;  
Sed caput ôstupidum cum fata aliena retardes  
Ignoras morbi quo moriere genus —

Verse, die Kaspar Scheit in seinem Totentanz folgendermaßen übersetzte:

Alle kranckheit wol tu legen ab,  
Nun schütz dich selb s vor dein grab;  
Such ob du finst ein solches Kraut,  
Das dir unsterblich macht dein haut  
Rüst dich dein kunst gilt hier nit vill,  
Ein jeden ist gesteckt sein zill.

Ein Blick auf die Zeichnung lehrt, daß der Dichter sich hier nicht an den Inhalt des Bildes gehalten hat, sondern daß die Verse vielmehr Bezug haben auf das Totentanzalphabet, wahrscheinlich aber aus irgend einem vorhandenen Totentanz entnommen sind.

Matthias Merian hat den Totentanz der Stadt Basel herausgegeben, welcher selbst wieder eine Wiederholung des Klein-Baseler war (Nonnenkloster Klingental). In der Vorrede bemerkt Merian, daß die Veranlassung zu dem neuen Tanze in Basel die Pest des Jahres 1439, die Kunstliebe des Kaisers Sigismund und die Erfindung der Ölmalerei durch die Brüder van Eyck gewesen sei. Dies Buch,

das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ungemein beliebt war, ist auch heute noch sehr begehrt (Matthias Merian, 1621) (Figur 18).

Daß der Witz schon etwas Fortschritte gemacht hatte, ersieht man aus der Unterschrift:

(Groß-Baseler Text.)

Tod (zum Doctor): Herr Doctor bschaut die Anatomey  
An mir ob sie recht gemachet sey,  
Dann du hast manchen auch hingricht,  
Der ehen gleich, wie ich jetzt sicht.

Doctor: Ich hab mit meinem Wasserb'schaun  
Geholfen beyde, Mann und Frawen,  
Wer bschawt mir nun das Wasser myn,  
Ich muß jetzt mit dem Tod dahin.

Der Tod mit ziemlich korrektem Knochenbau faßt den Doktorsmann in langem Talar an seinem Mantel und pfeift dabei die Flöte. Über den Arm gehängt, trägt er das ominöse Urinkörbchen, welches wir so oft auf den holländischen Doktorbildern als stetes Inventarstück des Zimmers sahen. Die Flasche selbst liegt zerbrochen am Boden. Wir finden, daß hier die Satire schon recht witzig zum Ausdruck gekommen ist. Gleichzeitig birgt aber das Leitmotiv dieser Satire auch schon den Kollektivinhalt der anderen Tänze.

In der Lübecker Marienkirche sagt der Doktor ungefähr:

Ach god hir is ganz klene Rath,  
Dyt warter is vorware ganz quath,  
De ferwe is swarth, grön un rot,  
Ik seh darin den bytteren doth,  
Up der appoteken is nicht eyn krud,  
Das gegen den doet kan wesen gud.

Auch die Berliner Marienkirche besitzt durch ein gütiges Geschick noch ihren Totentanz aus frühester Zeit, indem eine schützende Kalkdecke die Freskenmalerei vor der Zerstörung bewahrt hat. Leider ist die Restauration in den Sechzigerjahren des vorigen Säkulums nicht besonders gelungen. Von der Reproduktion der Szene mit dem Arzt können wir absehen, da nach keiner Richtung Charakteristisches und Interessantes geliefert wird. Der Tod geht mit dem

Doktorsmann sehr zart um, weil er offenbar ihn als einen Geistlichen mehr respektiert. Er verdeckt seine anatomische Konstruktion zartfühlend mit einem Leichentuche und sagt:

Tod: Herr Doctor, Meister in der Arstzedy,
Ich hab euch wol schon 3mal gerufen,
Doch meint Ihr immer noch länger zu leben
Und wollt euch nit zu Gott begeben;
Legt weg das Glas und scheidet davon
Und seht, wie wol ich Euch vortanzen kann.

Arzt: Ach allmächtiger Gott, gib du mir nun Rat,
Denn das Wasser ist utermaten quat (äußerst schlecht);
Ich sollte wol auf die abbeteken (Apotheke) gan,
Denn ich seh den Tod hart vor mir stahn;
Dagegen wächst kein Kraut im Garten,
Herr Jesu wolle meiner warten.

Diesen halb frömmelnden, halb satirischen Inhalt dem Arzt gegenüber zeigen die Totentänze regelmäßig. Jedenfalls war der Doktor für den Totentanzmaler eine so beliebte Persönlichkeit, daß sie durchaus nicht fehlen durfte; freute sich doch der Beschauer, daß auch der teure Doktor, der den einen oder den anderen aus der Familie schon »hingericht«, auch daran glauben mußte. Sicher hat die nie fehlende Satire gegen das Urinschauen, welches auf all diesen Wandbildern in gleichförmiger Weise geschildert ist, dazu beigetragen, dies eitle Gebaren in Mißkredit zu bringen.

H. F. Maßmann, der die deutschen Totentänze einer vergleichenden Untersuchung unterzogen hat (Stuttgart 1847) bringt noch einige andere Texte zur Kenntnis, so den Berner:

Tod: Artzet, wie wol man üch soll eeren,
Wyl sich doch der tod nit daran keeren;
Ir haund nie gsächen, gschryben oder gläsen,
Daß Jemands vor dem tod mocht gnäsen.

Arzt: Von der Erd schuff Gott die Artzny,
Die krütter bkand ich wol und fry;
Purgatzen kond ich gäben gutt,
Der tot den Harn mir brächen thut.



Der Appell an den Tod, daß er gut »purgatzen« konnte, wird diesem wirklich nicht so imponiert haben.



Fig. 21.

D. Chodowiecki (1726 bis 1801).

## SATIRE UND KARIKATUR IM REFORMATIONENZEITALTER.

Die Alte Welt lag gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem Kreißbett. Mächtig gährte und kochte es an allen Ecken und Winkeln. Als Vorläufer frischer neuer Lebenskraft war schon der Humanismus geboren, aber er war nur etwas für die Gelehrten und gebildeten Herren. Das Volk erwartete eine Neugeburt, Akademiker die klassische Wiedergeburt. In diesem Drängen der Massen mit- und gegeneinander, in diesem Ringen der Intelligenz nach frischer, freierer Lebensluft hob die Satire das Haupt, wie nie vorher. Geistesblitze und das Leuchten einiger Sterne am noch mittelalterlichen Himmel wiesen langsam und schüchtern zunächst, dann als Scheinwerfer wirksam und sicher den Weg zum Licht. Den großen Reformatoren des Glaubens gingen voraus die größeren Bahnbrecher des Wissens und der Aufklärung. Charakteristisch für jene Epoche ist das plötzlich massenhafte Auftreten solcher sich befreiender Geister, die in der Minderheit und im Kampf gegen die Schwerkraft der Verdummtheit alle Satiriker werden mußten. Schon früher gingen solche Irrlichter geistiger Freiheit und Fortschritts auf, aber Sternschnuppen gleich war ihre Bahn.

Man bewunderte ihren schnellen Lauf und das Licht, das sie verbreiteten, aber was will ein Stern in dunkler Nacht.

In diesen satirischen Befreiungsschriften spiegelt sich das Leben der damaligen Zeit mit großer Ursprünglichkeit wider. In den folgenden Zeilen wollen wir es unternehmen, an diesem Material die Stellung des Arztes in der damaligen bürgerlichen Gesellschaft einer kritischen Studie zu unterziehen.

Will man das Ansehen bewerten, das die Ärzte bei den alten Griechen und Römern genossen, so kommt der klassische Doktor schlecht weg, wenn wir uns sein gesellschaftliches Renommee ausschließlich aus den Dichtern und Schriftstellern rekonstruieren wollten. Ein tout comme chez nous und noch schlimmer. G. J. Witkowski hat einen Teil des Aktenmaterials gesammelt und in einem Bande, *Le Mal qu'on a dit des Médecins*, zusammengestellt. Blättert man dort die Epigramme und Satiren und auch die ganz ernsthaften Bemerkungen durch, die ein Pindar, Aristophanes, Plato, Plutarch, Lucianus, Cicero, Seneca, Plinius, Tacitus, Suetonius und andere mehr von den Herren Doktoren machten, so bleibt tatsächlich nicht das kleinste gute Lanugohärchen an diesen. Nicht nur, daß sie meist unfähig und absolut zu nichts nütze sind, nein, der Vorwurf der Giftmischerei und des ganz offiziellen Mordens erscheint nur als gewöhnliche Untugend. Manches ist geistreich gesagt, aber am besten gefällt mir die Fabel, mit der Äsop vor beinahe dreitausend Jahren die dreiste Begehrlichkeit nach fremdem Gut geißelt. Ein Arzt wird zu einer augenleidenden Frau gerufen. Der Heilplan und das Honorar ist bestimmt. Der Arzt salbt die Augen täglich und verbindet die Frau. Jedesmal, nachdem das geschehen, benutzt er ihre Blindheit, um einen Gegenstand ihres Mobiliars mitzunehmen. Als die Frau heil ist, verlangt der Arzt sein Honorar, welches die Frau verweigert. Vom Arzt vor den Richter geschleppt, behauptet die Frau, das Honorar sei nur ausbedungen für den Heilungsfall. Sie sei aber durch die Kur nur verschlimmert. Früher hätte sie ihr Mobiliar noch gut sehen können, jetzt sei ihr das unmöglich.

Und auch das Alte und Neue Testament sind nicht gut auf die

Ärzte zu sprechen. In den Paralipomena verließ sich Asa, als er an den Füßen krank wurde, mehr auf die Kunst der Ärzte als auf die Hilfe des Höchsten und er starb. Der König Ezechias ließ die Bücher Salomos mit den Heilmitteln gegen alle Krankheiten verbrennen, damit das Volk mehr von Gott als von den Ärzten Heil und Genesung erflehte. Und die blutflüssige Frau aus dem Neuen Testament hatte unter den Händen mehrerer Ärzte gelitten, ihr ganzes Gut verloren und war nur noch schlechter geworden.

Der einzige Glorienschein, der des Arztes zerkratztes Haupt umgibt, geht von Jesus Sirach aus und dieses Wort ist schön genug. In dem Walde der Lästerung ist es zwar nur ein schlanker Halm, aber wer nach ihm greift und sich an ihn klammert, findet seinen Halt.



Das Buch Jesus Sirach, 38. Kapitel:

Ehre den Arzt mit gebührender Verehrung, daß du ihn habest zur Not, denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kommt von dem Höchsten, und Könige ehren ihn. Die Kunst des Arztes erhöht ihn und macht ihn groß bei Fürsten und Herren. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht . . .

Mein Kind, wenn du krank bist, so verachte dies nicht, sondern bitte den Herrn, so wird er dich gesund machen. Danach laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und laß ihn nicht von dir, weil du sein doch bedarfst.



Aus Thomas Wright, *Hist. de la Caric.*

Fig. 22. Doktor mit dem Balken im eignen Auge.

Von Daniel Hopfer, Augsburg, (zirka 1540).

Wir verlassen den klassischen Boden und weisen darauf hin, daß Witkowski in einem zweiten Bande auch die französischen Autoren bis zu Molière auf ihren Gehalt an Bosheiten gegen die Ärzte untersucht und exzerpiert hat. Ohne nun den Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, habe ich die Werke deutscher Dichter und Volkssänger in demselben Sinne unter die Lupe genommen und das Charakteristische zusammengestellt.

Einer jener Männer, die nach dem Lichte zustrebten, aber einige Jahrhunderte zu früh kamen, so daß sie allein singen und allein sterben mußten, war Freidank. Beinahe nichts hinterließ er als sein Gedicht »Bescheidenheit«, und wenn nicht der Nürnberger Arzt und Dichter Schedel (siehe Seite 24) uns berichtet hätte, daß er vor seinem Grab in Treviso gestanden, so wäre auch noch seine Persönlichkeit vergangen, da Grimm sein Gedicht dem Walter von der Vogelweide zuschreiben wollte. Doch Freidanks Wein und glühenden Wahrheitsdrang kann man nicht mit Walters Limonade vergleichen, selbst wenn diese oft auch stürmisch aufbraust. Wie Walter bekämpft er Rom und die Pfaffen:

Die uns gut Vorbild sollten geben,  
Die fälschen oft ihr eigen Leben;  
Die des Höchsten Lehre uns verkünden,  
Die führen uns zum Pfuhl der Sünden etc.  
Wer sagt, daß nimmer sünd'gen kann  
Der Papst, seh' ich als Lügner an etc.

Unter dieser Voreingenommenheit gegen die Geistlichen hat auch der Arzt zu leiden, der damals, gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, noch ausschließlich geistlich war.

#### Von Ärzten und Siechen.

Zu Siechen sich der Arzt gehört,  
Der Gesunde sein gar leicht entbehrt;  
Wie die Glocken hallen,  
So gleich die Ärzte schallen.  
Ein siecher Arzt, der heilte sich  
Viel lieber, als er heilte mich;  
Fänd' ich 'nen Arzt, so weis und klug  
(Seinen Rat, den sucht' ich bald genug),

Daß durch die Leut' er könnte sehen,  
Des Meisterschaft wollt' ich gesteh'n.  
Es bekommt den Siechen selten wohl,  
Wenn ihn der Arzt beerben soll;  
Er läßt auch leicht ihn sterben,  
Will er sein Weib erwerben.  
Die beste Regel ist Diät,  
Die in der Ärzte Büchern steht etc.

Freidank würde demnach heute in dem mit X-Strahlen bewaffneten Medikus sein Meisterschaftsideal verkörpert finden. Was nützen Prophezeiungen, wenn man ihre Erfüllung nicht erlebt!

Mir erschiene es lohnend, des Freidenkers Werke noch einmal einer Prüfung zu unterziehen, weniger vom poetischen als vom rationellen Standpunkt; etwas tritt bei ihm mit elementarer Macht auf, was ich sonst bei den zeitgenössischen Dichtern und gelehrten Schriftstellern so gänzlich vermißte. An passenden Stellen »wundert« er sich. Arago hat gesagt und Goethe hat es bestätigt, daß es die erste Eigenschaft der Naturforscher sei, sich an der richtigen Stelle verwundern zu können. Mit solcher Verwunderung beginnt erst die wissenschaftliche Forschung:

Die Juden wundert's allermeist,  
Daß Vater, Sohn und heiliger Geist  
Ist ein Gott, der sich nicht läßt scheiden,  
Es wundern drob sich auch die Heiden;  
Es wundert auch die Sinne mein,  
Daß dreie sollten einer sein  
Und einer drei; doch weiß ich wohl,  
Daß ich stets daran glauben soll.

In dem Lehrgedicht von Gott spricht er die stärksten Zweifel aus über die Schöpfungsgeschichte, nachdem er allerdings vorher ein Glaubensbekenntnis abgelegt hat; aber wozu dann nachher Zweifel auf Zweifel häufen. Dieselbe Skepsis, dieselbe Verachtung vor autoritativer Gewohnheit legt er an den Tag, wenn er von den Königen und Fürsten oder von Rom spricht. Eigentümlich berührt auch die Quasiaufforderung zur Koalitionsbildung:



Wie groß der Ketzer Zahl auch sei,  
Nicht einer steht dem andern bei;  
Glaubten alle das Gleiche,  
Sie zwängen alle Reiche.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts konnte noch kein Freidenkerbund erstehen und Freidank selbst besaß noch nicht den freien Mut des bedingungslosen Bekenntnisses. In dem Kampf um wissenschaftliches Denken und frommen Glauben trug wenigstens äußerlich der Glaube den Sieg davon, aber das ist sicher und für mich ausgemacht: einige Menschenalter später hätte auch er Thesen angeschlagen.

Ungefähr um die Zeit des ritterlichen Minnegesangs und der bürgerlichen Spruchdichtkunst, die im übrigen ja durch den Wundarzt Hans Folz († 1515) reformiert wurde, muß der Stricker die Streiche des Pfaffen Ameis gesammelt haben. Wurde etwas später der Till Eulenspiegel der Sammelname für das poetische Bedürfnis der fahrenden Handwerker, Faust der Inbegriff für alles Übernatürliche und Zaubershafte, so hatte sich an die Sohlen des Pfaffen Ameis alles das geheftet, was man Schlechtes und Schelmenhaftes über die Pfaffen auf allen Gassen pfiß. Obgleich wahrscheinlich dieser Ameis englischen Ursprungs ist, so hat er doch in dem Österreicher Stricker seinen lustigen Interpreten gefunden. Dies Buch des Pfaffen Ameis war enorm verbreitet und die Beliebtheit, deren es sich erfreute, dauerte mehrere Jahrhunderte hindurch. Noch Hans Sachs ließ sich von ihm beeinflussen und der Till war des Pfaffen legitimes Kind. Diese Tatsache der Sympathie, die das Buch bei dem Volke fand, ist der beste Gradmesser für die Unbeliebtheit der Geistlichkeit einerseits, andererseits aber auch für die unglaubliche Unmoral der guten alten Zeit, namentlich auch auf dem Gebiet religiöser Fragen. Nachdem der Pfaffe fremdes Klostervermögen gestohlen, mit den heiligsten Dingen den größten Unfug getrieben, stirbt er zuletzt seelenvergnügt als Abt eines neuen Klosters und erwirbt ausdrücklich die ewige Seligkeit. Wie wir bereits sahen, war der ärztliche Stand zu Strickers Zeiten beinahe ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Schlug man also auf den Pfaffensack, so traf man auch den Doktor.



Fig. 23. Bader-Chirurgenstube karikiert.

Nach flämischem Meister von einem Italiener gestochen.

Schon der vierte Streich zeigt uns Ameis in ärztlicher Funktion. Dieselbe Anekdote finden wir übrigens später beim Till in etwas veränderter Form.

Als nun Ameis durch diesen Schlich  
Gar vieles Gut erworben sich  
Dort an dem Hof zu Karolingen,  
Da ritt er hin nach Lotharingen

Und fragete da unverwandt,  
 Bis er des Landes Herzog fand,  
 Dem meldete er eine Märe,  
 Daß nach dem Herrgott niemand wäre,  
 Der besser heilen könnt' als er. . . .

Allerdings schließt er als schlauer Bursche zwei Gruppen aus: die Aussätzigen und die Verwundeten. Alle anderen aber



*Germ. Museum, Nürnberg.*

Fig. 24. Der Quack-Salber-Narr.

Aus *„Wol geschliffner Narrenspiegel“* von  
 Wahrmund Jocosorius (1730).

will er bei genügender Honorierung über Nacht kurieren. Nachdem eine solche versprochen, wurden zwanzig Kranke zu ihm geschickt, mit denen er in ein Zimmer ging und sie schwören ließ, sieben Tage von allem, was er mit ihnen vorhabe, zu schweigen. In Parenthese bemerke ich, daß bei Till die Kranken sich schon in einem Krankenhaus befinden, das zu des Pfaffen Zeit noch nicht im Begriff existierte. Den Siechen sagt er nun, sie sollten in Ruhe überlegen, wer von ihnen der kränkste sei, den wolle er schlachten und mit dem

Blute die anderen heilen. Der Erfolg war der erwartete. Alle gingen zum Herzog, und jeder wollte schon gesund sein. Der heilige Mann habe das vollbracht.

Der aber

»Ließ ab sich schnell das Silber wägen  
 Und forderte den Reisesegen.«

Bei der Besprechung der Behandlung der nervösen Krankheiten im Mittelalter werden wir noch auf die Pferdekur des zünftigen Leibarztes in den Streichen des Pfaffen zurückkommen.

Die Zugehörigkeit der Mediziner zu dem geistlichen Stande, gegen den sich bis zur Reformationszeit immer mehr Zündstoff an-



sammelte, bewirkte auch ihre zunehmende Unbeliebtheit beim großen Haufen. Das aber allein und noch dazu ihre therapeutische Impotenz würde nicht genügt haben, den Stand nicht sowohl beim Pöbel als



Holländ. Kupfer, siebzehntes Jahrh.

Si caro pallentis sentit fera spicula morbi  
Mox ut opem properata ferat medicina paratur.  
Ast animi raros tangit pia cura medendi  
Peste laborantis, metuendaque fata timentis.

Fig. 25.

auch bei den Humanisten derartig in Mißkredit zu bringen, daß wir, wie wir bald sehen werden, in ihm einen Blitzableiter für den Hohn und Spott der Renaissancezeit erblicken können. Zwei Gründe waren

da für die deutschen Reformationssatiriker und gelehrten Schriftsteller maßgebend: die reaktionäre, die Inquisition unterstützende Gesinnung der Medici und der beinahe wie ein Kirchenvater auch in Deutschland vergötterte Petrarca.

In den denkwürdigsten Äußerungen, den *Epistolae obscurorum virorum*, die die gelehrte Welt in Aufruhr versetzten, stehen die Ärzte auf der Seite der von Spott, Witz und Hohn so erfolgreich überschütteten Klerisei, und natürlich fällt auch auf den Stand oft ein scheeler Blick. Liest man die interessante Monographie des leider fast vergessenen K. F. H. Marx aus Göttingen, so beschleicht einen noch heute das Kältegefühl der Schande über den törichten Wahn der Ärzte, die in den Hexenprozessen als ärztliche Gutachter eine lächerliche und gemeine Rolle spielten. Bornierte Unwissenheit und Unbarmherzigkeit stempeln die damaligen Pfaffenärzte zu jämmerlichen Henkersknechten der Inquisition. Allerdings war es gefährlich, in der Beurteilung dämonischer Krankheiten naturwissenschaftliche Ansichten zu äußern. Eine freiere Meinung, ein mildes Urteil konnten leicht eine peinliche Untersuchung nach sich ziehen. Der Doktor Vint, der um 1520 gynäkologische Praxis in Hamburg betrieb, wurde deshalb lebendig verbrannt, und manch' anderer, wie zum Beispiel Baptista Bartolo, mußte aus Rom flüchten. Dafür aber sei erwähnt, daß selbst der Chirurg Ambroise Paré noch steif und fest an Hexen und Zauberei glaubte, daß Cardanus der gerichtlichen Astrologie in Hexenprozessen das Wort redete und daß Thomas Erastus, Professor der Medizin in Basel, eine geradezu schwärmerische Vorliebe für die Verbrennung der Hexen hatte. Der Begriff von der dämonischen Macht des Teufels und der ganze Hexenglaube wäre unreformiert geblieben — denn auch jene Helden der kirchlichen Reformation Luther und Melanchthon hatten sich von dem Wahn der Zeit noch nicht freigemacht (Von einem bezauberten Mägdlein, Tischreden und Luthers Ausspruch, man solle die Zauberinnen hart strafen zum Exempel, damit andere abgeschreckt werden von so teuflischem Vernehmen) —, wenn nicht der einfache Medikus Johann Weyer den Mut gehabt hätte, die dämonischen Krankheiten aus



körperlichen Zuständen zu erklären. Gleichzeitig geißelte er die Unwissenheit der Kollegen und die Grausamkeit der Pfaffen. Ärzte und Wundärzte urteilten über die Zustände der Verhexten wie die Blinden von der Farbe (*ita ut cogantur ex imperitia velut coeci de coloribus judicare maleficum mox esse affirmant hi vere malefici*). Johann Weyer muß man dort noch ein Denkmal setzen, wo Ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts die letzte Hexe verbrannt wurde. Da jedoch sich die Schweiz und Deutschland um dieses Jubiläum streiten könnten, so schlage ich als Platz für den Bußstein die neuerwachte medizinische altkölnische Universität vor. Bei der Einweihung der jungen Kölner medizinischen Akademie hatte einer jüngst die Dreistigkeit, die Geburtsstätte des Hexenhammers und Reuchlins Gegenfeste: die Pfaffenhochschule des »hilligen Köllen« als Vorburg der Geistesfreiheit zu feiern. Setzt vor die Tür der Akademie dem Weyer ein Denkmal und redet nicht mehr davon.

Obgleich nun in den folgenden Jahren Weyers Schriften (*De praestigiis daemonum*, *De Lamiis* und *Pseudomonarchia daemonum* etc.) eine große Reihe von Auflagen erlebten, so drang doch dieser tapfere Mann, von dem Haller sagte: »*vir ingenii supra saeculi sui modulum erecti sagarum et fabulosorum daemoniacorum strenuus detector*«, erst ganz allmählich durch die pfründesichernde Borniiertheit seiner Kollegen durch; denn noch Anton de Haen, des großen Boerhave Schüler und Mitarbeiter van Swietens in Wien, hielt die Aussprüche der Kirchenväter für unfehlbarer als seine Beobachtungen im Hospital. »*Nos ambo de Magia existente convicti*« begann ein Gutachten, wodurch er allerdings mit Swieten zusammen drei zum Scheiterhaufen verurteilte Hexen frei bekam (Wien 1775). Zum Beweise dafür, wie im siebzehnten Jahrhundert Geistlichkeit und Medizin Hand in Hand gingen und die Linke nicht sah, was die Rechte verdiente, wollen wir aus den »unschuldigen Nachrichten« vom Jahre 1722 einen damals schon verspotteten, sogenannten päpstlichen Konzeptionzettel der Vergessenheit entreißen. Denn er ist die beste, wenn auch unbeabsichtigte Satire und Karikatur.

Man sieht auf ihm einen weihwassersprengenden Kapuziner

gezeichnet, daneben christliche Embleme und folgende Inschrift: *Benedicti Beati Salvatoris etc., liberet te ab omni febre quartana, tertiana et continua etc.* Auf den langweiligen Visionsschwindel eines Paters, den der Himmel auffordert, solche Zettel zu fabrizieren, wollen wir nicht eingehen, und nur noch die Gebrauchsanweisung des Zettels bringen. »Erstlich, wer einen solchen Zettel bei sich trägt, ist sicher vor aller erdenklicher Zauberei, sollte er aber schon verzaubert sein, so braucht er ihn nur . . . herunterzuschlingen, und er ist von aller Krankheit befreit. Zweitens sind die Zettel sehr dienlich den gebärenden Frauen: wenn sie kurz vor der Geburt einen solchen Zettel verschlingen, so bringt das Kind öfters den Zettel mit sich auf die Welt entweder an der Stirn oder zwischen den Lippen oder aber in einem Händel.« (Die Kommunikation zwischen dem mütterlichen Darm- und Genitaltraktus ist ein wirklich wunderbares Phänomen.) Dies kirchliche Suggestionmittel wurde viel, namentlich von den Karmelitern, unter die Leute gebracht. Daß es nicht verschenkt wurde, braucht wohl nicht besonders betont zu werden; denn sonst hätte es doch seinen Zweck gänzlich verfehlt.

Trägt dieser traurige Blödsinn auch die deutlichste Marke des Schwindels, so kann man doch darauf schwören, daß dieser Schwindel tausendfach verschluckt wurde. Die raffinierte Geistlichkeit der damaligen Zeit verstand es, den Sensationshunger und die Neigung der kindlichen Volksseele nach Mystizismus, Wundertaten und -erscheinungen vollauf zu sättigen. Haben auch wohl die Pfaffen aller Religionen aus diesem Bedürfnis Kapital geschlagen, so übertrieb doch der katholische Klerus jener Zeit dies Geschäft, und der unlauterste Wettbewerb steigerte sich zu unerträglichem Wucher. Der Ablasshandel und der Betrieb des Knochenfetischismus hat der Reformation die besten Pionierdienste geleistet.

Diese Ungezogenheiten aus den Flegeljahren des Religionskultus konnten derartig ins Unkraut schießen, weil außer der wahren Lehre Christi nur noch der Arzt durch dieselben direkt geschädigt wurde, dieser meist selbst ein halber Kleriker war und sich in einem traurigen Abhängigkeitsverhältnis befand.



Fig. 26. Der heilige Benedikt operiert Kaiser Heinrich.  
Steinskulptur von Riemenschneider, Bamberg (zirka 1510).

Als bestes, billigstes und einfachstes Arkanum bewahrte der mittelalterliche Medikus noch Jahrhunderte hindurch in seinem Arzneischatze den Appell an die Hilfe Gottes und der Heiligen, ohne deren Beistand er machtlos war.

Wa Apotheköl nicht will schirmen,  
Da sucht man hailig oel zum firmen.

Die Wundertaten der Heiligen und ihrer Reliquien gehen zahlreich auf Heilungen krankhafter körperlicher Zustände hinaus, und der Glorienschein, der diese Wundertaten umgab, erstrahlte allerorten. Die ganze Kirchenmalerei ist voll davon, und hie und da sieht man noch daneben die Ohnmacht des Arztes als Folie gebildet.

Den schönsten und edelsten Ausdruck hat diese Allegorie auf die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst im Gegensatz zu der wunderbaren Machtvollkommenheit der Heiligen gefunden in einer Arbeit des glänzenden deutschen Plastikers Tylmann Riemenschneider (1468 bis 1531), und zwar in seiner größten und bedeutendsten Steinskulptur, dem Grabmal Heinrichs II. im Bamberger Dom (Figur 26).

Da sehen wir, wie Kaiser Heinrich durch den heiligen Benedikt in Monte Cassino von seinem quälenden Steinleiden befreit wurde. Der Historie nach reiste der selbst als heilig benannte Kaiser ums Jahr 1000 in seinen Schmerzen in das Kloster des Benedikt und der Scholastika. Da erschien ihm im Schläfe der Heilige, öffnete ihm den Leib, nahm den Stein heraus und gab ihm denselben in die Hand. Als der Kaiser erwachte, sah er den Stein in seiner Hand, rief alle Bischöfe zusammen, zeigte ihnen den Stein und das Wundmal. Und die Medizin! Sie sitzt als Doktor verkörpert in herrlichster Pose und wunderbarem Ausdruck seitwärts auf einer Ruhebänk, das Haupt sorgenvoll gestützt. Ob sich der Meister dabei wohl Walters von der Vogelweide erinnerte?

Ich saß auf einem Steine  
Und deckte Bein mit Beine,  
Darauf setzt' ich den Ellenbogen,  
Ich hatt' in meine Hand gezogen  
Mein Kinn und eine Wange,  
Da dacht' ich sorglich lange. . . .

Der Ausdruck stummer Resignation ist meisterlich; dabei trägt unser Doktor nach Eduard Tönnies die Gesichtszüge Riemenschneiders selbst.

Der Fuß und das Gesicht des Kaisers verraten den erlittenen Schmerz. Der Heilige hat noch ein großes Messer in der Hand.





The Cow-Pock — or — The Wonderful Effects of the New Inoculation!  
 Vide: the Publications of y<sup>e</sup> Anti-Vaccine Society.

Karikatur auf die Kuhpockenimpfung. Von J. Gillray (1802).

See p. 302





Um dieselbe Zeit ungefähr, als der Meister diese wundervolle Figur aus sprödem Sandstein schuf, machte eine andere Steinoperation von sich reden. Diesen auch für die Medizin historischen Moment hält ein Bildwerk Rivoulons vom Jahre 1851 fest (Figur 27). Der dramatische Vorgang spielt im Januar 1474. Die Hauptakteure des Stückes sind Germain Collot, der König Ludwig XI. von Frankreich und ein Verbrecher. Die Überlieferung berichtet, daß der steinkranke König, der in abgemagerter, dürrtiger Gestalt ängstlich dasitzt, den mit Stricken gebundenen Verbrecher nach der geglückten Operation begnadigt und beschenkt habe.

Die Geschichte aber kennt nur als ersten Vertreter der berühmten Lithotomistenfamilie Collot den Laurent Collot, der wiederum von Octavian de Ville, einem Schüler des Mariano Santo, die Kunst erst erlernt hatte, also ungefähr ein Menschenalter später als der legendäre Germain. Ein Spiel des Zufalls ist es, daß es auch ein Heinrich II. von Frankreich war, der diesen Chirurgen zum Leibsteinschneider der königlichen Familie ernannte. Er suchte sich dabei offenbar eine falsche Spezialität aus, denn elf Tage, nachdem ihm beim Turnier der Graf von Montgomery seine Lanze durch das Auge in das Hirn gestoßen hatte, starb er, von einem Kollegium von vierzehn Ärzten, dreizehn Chirurgen, zwei Apothekern und acht Barbieren umgeben. Interessant ist es dabei, daß auch Vesal von Brüssel her zu ihm kam und daß man den Weg der Unglückslanze dadurch zu konstatieren suchte, daß man vier Verbrecher enthauptete und ihnen die Lanze in der gleichen Richtung in das Gehirn stieß und dann die Köpfe anatomisierte.

Wenn wir nun nach diesem Ausflug ins Historische zu unserem Heinrich und der Plastik von Riemenschneider zurückkommen wollen, so scheint es angebracht, hier an folgende Möglichkeit zu denken. Ich glaube nämlich, daß der gute Kaiser Heinrich wirklich operiert worden ist und aus politischen Gründen sich zu diesem Zweck in aller Stille in das Kloster zurückgezogen hat, wo irgend ein Mönch die Operation, die ja seit Hippokrates' Zeiten bekannt war, ausgeführt hat. Erst etwa hundert Jahre später verboten die

Konzile zu Reims und das Lateranische den Geistlichen die Chirurgie nach dem Grundsatz: *Ecclesia abhorret a sanguine*. Es sei daran erinnert, daß um diese Zeit Abulkasim gerade gestorben war, der sehr detaillierte und brauchbare Ratschläge zur Steinoperation angibt und schon eine Art von Steinertrümmerung kennt; es besteht auch die Möglichkeit, daß vielleicht eine Autorität von der *Civitas Hippocratica* aus Salerno nach Monte Cassino gerufen war. Jedenfalls spricht das öffentlich gezeigte Wundmal für eine wirkliche Operation, und die Diplomatie jener Zeit verlangte neben der Heimlichkeit, wie auch heute in solchen Staatsaktionen, noch das Wunder in *majorem gloriam dei*.

Hüllt sich auch dieser operative Eingriff bei dem deutschen Kaiser in ein mystisches Dunkel, so wissen wir von manch' glücklicher Klerikerkur aus dem scholastischen Zeitalter. Ist es doch bekannt, daß der berühmte Trierer Praktiker Peter Aichspalt und der Lissaboner Arzt Peter Juliani ihrer großen Kuren wegen als Päpste den Stuhl Petri bestiegen. Da aber mit den geistlichen Herren nicht immer auch der Erfolg Hand in Hand ging und mehr Menschen starben, als es der Kirche als Protektorin lieb war, so erfolgte eben das Verbot. Die innere Medizin fristete aber auch in den folgenden Jahrhunderten noch jämmerlich ihr Dasein an den arabisch zubereiteten Gerichten der Hippokratisch-Galenischen Küche. Die gänzliche Unkenntnis in der Anatomie und Physiologie bedeckte man mit dem durchsichtigen Schleier der Philosophie und Rhetorik, bis ein gottbegnadeter Dichter kam und die ganze Lauge seines Hohns über die akademischen Vertreter der Medizin goß.

Seit Petrarca ist die Medizin das kranke Pferd, in dessen eiternde Wunden sich die Schmeißfliegen aller Jahrhunderte setzten. Wenn liebevolle Hände die Geschwüre so gepflegt hatten, daß sie schon heilen wollten, dann kam wieder ein Großer aus dem Reich der Satire, wie Molière, und riß sie wieder auf. Doch Gott sei Dank, die lange Eiterung hat die Säfte geklärt. Der kranke Schinder kam wieder auf die Beine. Nun ist Vollblut daraus geworden.

Die Zitatenwut der humanistischen Schriftsteller war eine grenzenlose; fortwährend auf jeder Linie berief man sich auf das Gutachten



Fig. 27. Première Opération de la Pierre faite en Présence du Roi Louis XI.  
par Germain Colot au Cimetière Saint Séverin Janvier 1474.  
Von Rivoulon (1851).

eines Cicero oder irgend eines beliebigen kleinen klassischen Advokaten und Dichters, und unter den zitierten Gelehrten der deutschen

Spätrenaissance genießt des Moralphilosophen Petrarca Namen klassische Wertschätzung. Und dieser Petrarca war der größte Ärztehasser, der je gelebt; Molière ist ein liebenswürdiger Waisenknabe dagegen. In folgendem wollen wir der Ursache dieser Tatsache näher zu kommen versuchen. Schon in der Vorrede des Dichters zu *De remediis utriusque fortunae* heißt es nach der Sebastian Brantschen Übersetzung (»Der Arzneyen beyder Glück«, übrigens eines der am meisten in der Reformationszeit gelesenen Bücher [Figur 28]): Du wurdest in wenigen Jahren dreimal aufgegeben von den Ärzten, dreimal vertrautest du dein Heil dem himmlischen Arzte, der hat dich dann endlich gesund gemacht. Auch in der Vorrede zum zweiten Buche fügt der Dichter in Anlehnung an des Hippokrates Aphorisma *Ars longa vita brevis* folgende Malice ein: das Leben ist an und für sich schon kurz, aber die Ärzte haben es mit ihrer Kunst verstanden, zu ihrem Zeitvertreib dasselbe oft noch mehr abzukürzen. Die Bombe aber, die er mitten unter die Ärzte warf, und die eine Art von Verschwörung gegen ihn hervorrief, war ein Brief, den er an den kranken Papst Clemens VI. schrieb. Ich habe versucht, aus den Briefen Petrarcas die Vorgeschichte dieses Zankes festzustellen, habe es aber bald aufgegeben, dieselben in der Originalausgabe zu studieren, vielmehr benutzte ich die italienische Übersetzung Fraccassetis und dessen Notizen. Am 13. März 1352 schrieb Petrarca seinen Anklagebrief an den Papst von dem nach ihm so berühmten Vaocluse aus nach dem benachbarten Avignon, der damaligen päpstlichen Residenz. Dieses Schreiben »Febris tuae« trägt aber mehr familiären und vertraulichen Charakter, und erst durch des Papstes Indiskretion, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als das Schreiben seinen Ärzten zu zeigen, entstand die medizinische Palastrevolution. Die erbosten Galeni beauftragten nun einen unbekannt gebliebenen kleinen Schriftsteller mit der Anfertigung einer sacksiedegroben Antwort; Petrarca zögerte mit der Replik, weil er nicht wußte, wer der Autor des Briefes sei, und weil er, wie es scheint, vermutete, daß auch der ihm näher stehende berühmte Guy de Chau-liac daran beteiligt sei. Jedenfalls spricht er in einem einige Tage



älteren Briefe an den Abbate Pietrus Remigius von dem »montanaro« (dem Bergbewohner) als Verfasser des Briefes, was auf Chauliac passen würde. Dann aber ließ ihn die Schmähchrift doch nicht schlafen; er setzte sich hin und schrieb eine Antwort, die er einfach am päpstlichen Hofe abgeben ließ mit der Aufschrift »Insano et procaci medico« in der Vorstellung, daß sich der richtige Empfänger schon melden würde. In der Tat wurde der adressenlose Brief ab-

### Vonn der kretze oder schebigkeyt/ Das LXXXV. Capitel.

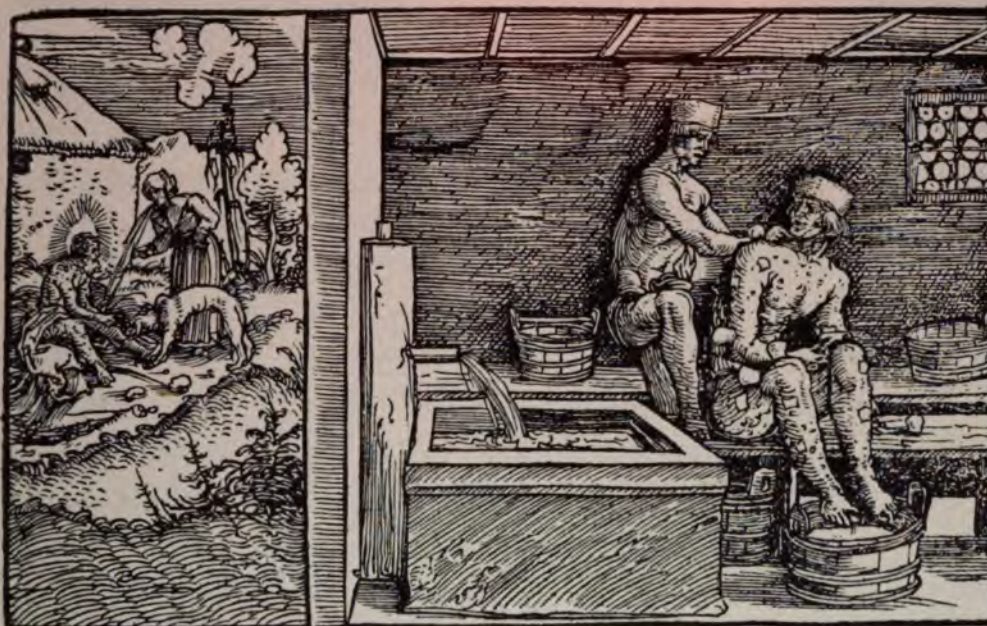


Fig. 28.

Aus »Petrarca-Sebastian Brant, Der Arzneyen beyder Glück«.

genommen, der die Wut der Ärzte nur noch steigerte. Zunächst ist es sicher, daß der Papst keinen praktischen Gebrauch von Petrarcas Rat machte und weiter mit seinen ärztlichen Beratern zufrieden war, schon eine Blamage für den großen Mann, dann aber intrigierten sie gegen den Dichter und zeigten dem Papst einen Brief Petrarcas, worin dieser den päpstlichen Aufenthalt in Avignon verurteilte (*Magnum est in sede Petri, magnum est in solio Caesaris sedere*) und sich

auf diese Weise beim Papste unbeliebt machte. Das war genug des Zündstoffes; der Dichter entlud seinen ganzen Grimm in ein jetzt öffentliches Pamphlet, in die vier Bücher Invektiven gegen einen gewissen Arzt. Der wirkliche Titel dieser Bücher, die ich übrigens nur in der lateinischen Baseler Gesamtausgabe vom Jahre 1581 fand, lautet: Francisci Petrarchae V. C. in libros invectivarum contra Medicum quendam, ad amicum. In dieser seiner Flucht in die Öffentlichkeit nennt er den Namen des Arztes absichtlich nicht. Das könnte dir so passen, durch mich, den berühmten Poeten, unsterblich zu werden, nein medicus quidam; echt römisch, echt horazisch: Exegi monumentum aere perennius. Wieso heule eigentlich das ganze Ärztelager und gerate in Aufregung, weil er schlechte Ärzte getadelt habe, als wenn Homer oder Cicero sich getroffen fühlen müßten, wenn man üble Redner und Dichter verhöhne. Offenbar habe der Verfasser des Briefes sich am meisten getroffen gefühlt, weil er am meisten geschrieen habe. Die guten und tüchtigen Ärzte nehme er aus, und tatsächlich sehen wir, daß er schon im Jahre 1360 wieder freundschaftlich mit dem Doktor Albertino da Canobio, der ihm den Rat gegeben hatte, vor der Pest aus Mailand zu fliehen, in Briefwechsel stand. War dies die Geschichte der äußeren Veranlassung zur Fehde, so lag wohl der innere Grund in einer kränklichen Jugendzeit des Dichters. Es ist eine Erfahrung, daß chronisch kranke Menschen oftmals die Ärzte für ihre Leiden verantwortlich machen. Dieselbe unlogische Vorstellung finden wir wieder bei den Phthisikern Molière und Watteau.

Den charakteristischen Brief Petrarca an den Papst wollen wir mit geringer Verkürzung wiedergeben.

#### Brief des Petrarca an den Papst Clemens VI.

(13. März 1352.)

Die Nachricht von Eurer Fieberkrankheit, sehr ehrwürdiger Vater, hat mir ein Zittern verursacht und einen Kälteschauer durch meine Glieder. Ich werde nicht dieserhalb den Schmeichler machen und nicht den imitieren, von dem der Satiriker gesagt hat: Er weint,

wenn er die Tränen seines Freundes sieht, und noch weniger den, der behauptet: Wenn ein anderer sagt, ich ersticke, schwitze er selbst vor Angst. Ich will lieber dem gleichen, von dem Cicero sagt, daß er für das Wohl des römischen Volkes besorgt war, weil sein eigenes darin eingeschlossen. Mein Leben und das vieler anderer in der Tat ruht in dem Eurigen. Mein Erbeben ist also nicht erheuchelt. Wir alle, die wir von Euch abhängen, wir können, wenn Ihr krank seid, äußerlich ganz gesund scheinen, aber wir sind es nicht. (An dieser Stelle wollen wir daran erinnern, daß Petrarca schon mehrere Briefe an Clemens und seinen Amtsvorgänger in Avignon geschrieben hatte, um sie zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen, die den Erfolg hatten, daß der Dichter jedesmal für seinen Brief eine Pfründe bekam, ein Kanonikat, und für seinen Brief an Clemens das Priorat von Migliarino; vielleicht begehrte er eine neue Sinekure auf Kosten der Ärzte?)

Ich weiß, daß Euer Bett belagert ist von Ärzten: das versetzt mich in die allergrößte Angst. Sie sind immer alle verschiedener Ansicht, und der, der nichts Neues zu sagen weiß, hat die Schande, hinter den anderen herzuhinken. — Es ist unzweifelhaft, wie Plinius sagt, daß alle diese Leute, um sich durch irgend eine Neuerung einen Namen zu machen, mit unserem Leben schachern. Bei ihnen — anders als bei allen anderen Gewerben — genügt es, daß man sich Doktor nennt, und jedermann glaubt ihnen aufs Wort, und doch birgt keine andere Lüge eine solche Gefahr in sich. Die süße Hoffnung allein veranlaßt uns, darüber nicht nachzudenken. Außerdem, wo ist ein Gesetz, welches die Unwissenheit, die den Tod im Gefolge hat, bestraft? Sie lernen ihre Kunst auf unsere Kosten und unser Hinscheiden bringt ihnen noch Erfahrung: der Arzt allein hat das Recht, in aller Straflosigkeit zu töten.

Mildester Vater, seht auf ihre Menge wie auf ein Heer von Feinden in Schlachtordnung. Erinnert Euch warnend an das Epigramm, welches jener Unglückliche auf seinen Grabstein setzen ließ: Ich starb an der Menge meiner Ärzte. Ganz vorzüglich paßt auf unsere Zeit die Prophezeiung des alten Marcus Cato: Wenn die

Griechen erst uns mit ihrer Literatur und ihren Ärzten überschwemmt haben, werden sie alles bei uns verderben.

Da wir aber Furcht haben, ganz ohne Ärzte zu leben, obwohl unzählige Nationen vielleicht besser und gesünder ohne sie leben, obwohl nach des Plinius Aussage das römische Volk selbst länger als sechshundert Jahre zur Zeit seiner größten Blüte so gelebt hat — so sucht Euch einen einzigen aus ihrer Menge aus, der empfehlenswert ist, nicht durch die Schönheit seines Ausdrucks, sondern durch Wissen und Geradheit. Denn in der Tat ihre Profession vergessend, sehnsüchtig, aus ihrem Gehege hervorzutreten, setzen sie ihren Fuß auf den blumigen Anger der Poesie und in das weite Feld der Rhetorik, als wenn es bei ihnen nicht darauf ankäme zu heilen, sondern zu überzeugen. Sie disputieren mit großem Stimmenaufwand an der Matratzengruft der Unglücklichen, und sie sind, vor den Sterbenden mit ciceronischem Faden die hippokratische Strähne verwirrend, selbst bei dem fatalen Ausgang stolz und brüsten sich nicht sowohl über einen erreichten Erfolg als über die eitle Eleganz ihrer Rede.

Damit die Ärzte aber nicht glauben, ich habe solches zu irgend einem Zweck mir zurechtgemacht, führe ich den Namen des Plinius an, der manches über die Medizin, viel über die Mediziner gesprochen und mehr Wahrheiten sagte als irgend ein anderer. Er war mir auch der Führer in diesem Briefe. Sie mögen also hören: Es ist erwiesen, sagt er, sowie sich einer auszeichnet durch seine schöne Sprache, der wird Schiedsrichter über unser Leben und unser Sterben. Doch die Furcht, die mich trieb, hat mich weiter geführt als ich wollte. Zum Schluß, wenn ein Arzt exzelliert nicht durch seine Klugheit, aber durch die Leichtigkeit seiner Beredsamkeit, meidet ihn wie einen Meuchelmörder, der seinen Fallstrick Eurem Leben umwirft, wie einen Giftmischer. An seine Adresse geht das Wort, das der Alte beim Plautus im »Aulularius« an einen geschwätzigten Koch richtet: Geh zum Henker, man gibt dir dein Geld zum Arbeiten, nicht zum Schwatzen.

Nun paßt gut auf Euch auf, und was wahre Wunder tut für

die Genesung, behaltet gute Hoffnung und guten Humor. Euer Heil ist das unserige und das der Kirche, die jetzt krank mit Euch ist und wieder genesen soll mit Euch. Lebet wohl.

Petrarcas Autorität in allen Dingen des neuerwachten Humanismus, die vielfachen Übersetzungen des Dichters in fremde Sprachen und seine Nachahmer sicherten ihm einen großen Einfluß auf alle Gelehrte und Lernende der Zeit.

So ist die Persönlichkeit dieses Ärztehassers, die ärztliche therapeutische Impotenz und die Zugehörigkeit zum niederen Klerus nach Stand und Gesinnung die innere Begründung für die ungewöhnliche Unbeliebtheit des Standes in der Reformationszeit. Es braucht hier nicht noch besonders hervorgehoben zu werden, daß der Klerus alle Fäden in seiner Hand vereinigte, die Fortentwicklung hemmte, sich bleischwer auf Kunst und Wissenschaft, auf Freiheit und Familienleben gelegt und in seinem Machtgefühl weder Frivolitäten schlimmster Art, noch inquisitorische Verbrechen gescheut hat. Aus dieser für den Ärztestand funesten Gemeinschaft mußte er sich herausarbeiten. Der Mediziner mußte erst umsatteln, wollte er Herr seines Pferdes werden. Und derjenige, der die Zügel den Pfaffenhänden entreißen sollte, mußte notgedrungen aus ihren Reihen stammen. Der Standesreformer der Medizin konnte nur ein weltlich gewordener Kleriker sein. Es ist ein großes, viel zu wenig geschätztes Verdienst des geistreichsten Schriftstellers seiner Zeit, des gelehrten Arztes und früheren Franziskaner- und Benediktinermönches François Rabelais, daß er schärfer und schneidiger als ein anderer durch Wort und Tat, Ernst und Witz die alte Naht zerschnitt, die Klerisei und Medizin verband, und als Arzt der Todfeind der früheren Gemeinschaft wurde. Es wäre eine schlechte Spekulation, allein an das Dankbarkeitsgefühl der heutigen Ärzte zu appellieren, wenn man ihnen Rabelais als Lektüre empfiehlt, aber der Inhalt seines *Gargantua* und *Pantagruel* ist auch in der vorzüglichen deutschen Übersetzung Gelbkes (Meyers Klassikerausgaben) so fesselnd, so voll Geist, Witz und Gelehrsamkeit, daß dieses Werk auch heute noch



beim Erscheinen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken würde, weil eben das Beste immer modern bleibt.

1483 in der Tourraine geboren — sein Vater besaß zu Chinon eine Gastwirtschaft —, empfängt Rabelais 1511 die priesterlichen Weihen als Franziskaner. Als solcher erwirbt er sich, angewidert vom Treiben seiner Klosterbrüder, seine großen humanistischen Kenntnisse. Was auch immer die äußere Veranlassung zu seiner offenen Verfeindung mit den Mönchen gewesen war — »friponneries d'importance« nennt er sie selbst; man erzählt unter anderem, er habe den Brüdern heimlich einen Trank eingegeben, der die Impotenz bei ihnen herbeigeführt habe —, der letzte innere Grund dieses Zerwürfnisses war die Dissonanz zwischen dogmatischer Unwissenheit und freiheitlicher Geistesbetätigung. Nach seinem Austritt aus dem Orden wird er durch Roms Gnade Benediktiner, danach Weltgeistlicher und Arzt zu Montpellier. Schon einen Monat nach seiner Ankunft liest er über die Aphorismen des Hippokrates und über Galens *Ars parva*. Sowohl als akademischer Bürger als auch als Gelehrter verbreitet er bald um sich einen solchen Nimbus, daß sein scharlachroter Bakkalaureusmantel noch zwei Jahrhunderte als Weihstück wie eine siegreiche Standarte mit den Initialen F. R. C. aufbewahrt und nach seiner Vermoderung immer aufs neue ersetzt wurde. In Lyon übt er bald darauf die ärztliche Praxis aus, findet aber noch Zeit zu fachliterarischer Betätigung, sowie zur Herausgabe seines Hauptwerkes *Gargantua und Pantagruel*. Diese Satire ist in ihren verschiedenen Büchern die schneidigste Polemik gegen die Geistlichkeit zuzeiten ihrer Hochmacht. Es ist ein Wunder, daß Rabelais selbst unter der schützenden Hand des Kardinals du Bellay und Franz I. dem Scheiterhaufen entging. In seinem Roman kann man alle Nüancen der Satire studieren. Er kämpft mit der Nadel, Peitsche, Pritsche und greift gerade so gern zum Spieß und größten Dreschflegel. Sein Mönch ist mit die gewagteste Figur, die die Weltliteratur hervorgebracht hat. Doch die Pfeile seines Spottes richtet der Dichter nicht einseitig nach dieser Seite, er donnert auch gegen die Bestechlichkeit der Richter, gegen Ämterkauf, die Unfähig-

keit der dreisten Professoren, gegen den Zopf an den Universitäten und gegen lauter kleine nette Dinge, über die es schwer ist, auch heutzutage keine Satire zu schreiben.

Empfindsame Kritiker beschuldigen den spirituellsten aller Medi-



Fig. 29.

Aus den »Caprichos«. Francisco de Goya (1798).

ziner einer unmäßig rohen und unflätigen Phantasie und Ausdrucksweise. Ein nur flüchtiger Blick in seine Satiren zeigt, daß sie die volle Wahrheit sagen. Ein weiterer Blick jedoch in die übrigen zeitgenössischen satirischen Dichtungen lehrt, daß zum Beispiel der



Fig. 30. Initial  
aus „Vesals Anatomic“.

deutsche Witz jener Zeit fast ausschließlich an diesen Dingen Freude hatte und daß auch so sittenstrenge Männer wie Luther, Geyler und Murner, wie man so sagt, kein Blatt vor den Mund nahmen. In der Narrenbeschwörung in dem Till Eulenspiegel etc. spielen diese Realbrutalitäten die größte Rolle. Würde zum Beispiel der Till an chronischer Obstipation gelitten haben, so hätte das Buch nicht geschrieben werden können, und der ganze Witz fiel, um ein adäquates Wort zu gebrauchen, in den Dreck. Es geht ein Fäkalgeruch durch die satirisch-komische Kunst jener Zeit. Sogar an den Säulenornamenten der Kirchen sieht man als sogenannte Baumeisterscherze Mönche und Laien in der Positur stillster Zurückgezogenheit, und gar am Stadthaus von Noyon kann man sehen, wie eine Nonne dies unsaubere Geschäft in die Hand eines Mönches verrichtet, eine Darstellung, wie sie ähnlich übrigens auch als Zierleiste in der ersten Ausgabe Murners Narrenbeschwörung vorkommt. Wirft man Rabelais die Unarten seiner Zeit vor, so bedenke man also, daß er das Modethema allerdings in viel geistreicherer Form virtuos zum Ausdruck brachte und variierte. Auf Gemälden der deutschen und holländischen Schulen, auf Stichen und Kartenspielen, immer wieder derselbe unsaubere Vorwurf. Rabelais opferte allerdings hekatombenmäßig dem Zeitgeist, um die dahinter sich versteckenden revolutionären und freigeistlichen Ideen dem Volke mundgerecht zu machen; aber auch ein Shakespeare schrieb ganze Szenen für die Galerie. Die göttliche Rücksichtslosigkeit eines Rabelais steht aber trotzdem in starkem Widerspruch mit der späteren, so beliebten französischen Manier einer schlüpfrigen Sinnesreizung. Sicherlich wirkt der unmoralischer, der den Grazien nur die Röcke hochhebt, als derjenige, der sie in ihrer ganzen Nacktheit von allen Seiten zeigt. Vielleicht hat sich nun bei dem Dichter diese Gemütsrichtung durch das medizinische Studium noch schrankenloser entwickelt: jedenfalls können wir an vielen Stellen den Einfluß desselben in seinen Dichtungen nachweisen.

Er kokettiert oft geradezu mit seinen gelehrten Kenntnissen auf diesem Gebiete. So schildert er zum Beispiel die Wunden, die der Mönch den ihn bewachenden Bogenschützen zufügt: Plötzlich versetzte der Mönch dem einen Bogenschützen einen Hieb, der diesem die Arterien und Venen des Halses wie der Kehle bis zu den beiden Halsdrüsen mitten durchschnitt, beim Zurückziehen aber das Rückenmark zwischen dem zweiten und dritten Wirbelknochen bloßlegte, so daß der arme Teufel tot zu Boden fiel. Den zweiten Schützen brachte Rabelais auf noch viel raffiniertere Weise um: Er spaltete ihm den Schädel, indem er die Schuppe über dem Felsenbein durchhieb, Stirnbein und Hinterhauptbein, Pfeilnaht nebst einem großen Teil des Scheitelbeins mitnahm, die beiden Hirnhäute durchschnitt und die hinteren beiden Gehirnventrikel ganz und gar bloßlegte, so daß sich ihm der abgetrennte Kopf an der Haut des Perikraniums hinten auf die Schulter legte wie ein Doktorhut, außen schwarz, innen rot. Man lese ferner die anatomische Zergliederung Fastnarrs. Das Buch Gargantua



Fig. 31. Aus „Fr. Fabre, Némésis médicale“. Von Daumier.

widmet er den preiswerten Zechern und den allerkostbarsten Spanisch Feuerleut, das ist Syphilitikern. Seinen Kollegen selbst hängt er, wo er kann, eine Schelle an; so sagt er zum Beispiel im fünften Kapitel des Pantagruel: In Montpellier hatte er anfangs Lust, Medizin zu studieren, aber er bedachte sich bald eines anderen, denn er fand, daß es ein gar zu trauriges und trübseliges Handwerk sei und die Ärzte gar zu verteufelt nach Klistieren röchen. Man lese ferner nur die Konsultation des Panurg bei Professor Rondibilis. Aus allen seinen Schriften leuchtet aber auch der klassische Sinn des an den Werken Hippokrates' und Galens gesättigten Arztes. So ragt der große Dichterarzt als Held der Reformation und Massenaufklärung hervor als ein satirisches Talent ersten Ranges, und sein Ruhm wäre vielleicht den

besten Männern dieser Zeit gleichgestellt, wenn er in dem heiligen Feuer, das er anzündete, verbrannt wäre und nicht in Meudon bei Paris friedlich und sorgenlos geendet hätte. Denn von jeher waren



**Von narrechter artzney  
Der get wol heym mit andern narren**

Fig. 32.

Aus »Sebastian Brants Narrenschiff« (1494).

die Lieblinge des Welttheaters die Märtyrer, und der letzte Akt entscheidet ja meist erst den vollen Erfolg eines Stückes. Die Zeit für die Satire war gekommen. Die von Deutschland ausgehende reformatorische Bewegung, die die Welt bezwang, wurde eingeleitet und gefördert von bedeutenden Talenten dieser Art.

Unter den moralisch-satirischen Lehrdichtungen steht Brants Narrenschiff (zuerst Basel 1494) am höchsten, und wenn

der Dichter auch das Gute nahm, wo er es fand, so war er doch für Deutschland in Form und Ausdruck bahnbrechend. In Hans Sebald Beham, dem genialen Kleinzeichner, und in Martin Schön aus Kolmar fand er würdige Buchillustratoren.

Der fünfundfünfzigste Narr trägt die Überschrift:

Wer Artzeney sich nimmet an  
Und doch kein Bresten heilen kann,  
Der ist ein rechter Gaukelmann.

Es folgt dann mit der Überschrift »Von narrechter Artzney« das Gedicht:

Der geht wol heim mit andern Narr'n,  
Wer einem todtkranken bsicht den harn  
Und spricht, wart, bis ich dir verkünd',  
Was ich in meinen Büchern find'.  
Dieweil er geht zun büchern heim,  
So fehrt der Siech nach dotenheim.



Viel nehmen Ertzeney sich an,  
Das keyner etwas domit kan.  
Denn was das Krewterbüchlein lört,  
Oder von alten Weibern hört,  
Die hant eine Kunst, die ist so gut,  
Das sie all bresten heilen dut.  
Und darff kein Unterscheidt mehr han  
Under jung alt Frawen vnd man  
Oder feucht trucken heiss und kalt.  
Ein Kraut das hat solch Krafft und gwalt  
Gleich wie die Salb im Alabaster,  
Dar auss die scherer all ihr Pflaster  
Machen, alle Wunden heilen mit,  
Es sein Geschwer stich bruch und schnitt,  
Herr Cucule verlässt sie nit.  
Wer heilen wie mit eim Unguent  
All trierend Augen rot verblendt  
Purgieren will on Wasserglas,  
Der ist ein Arzt als Czuhsta, was  
Dem gleich ist wol ein Advokat,  
Der in keiner sach kan gehe (geben) rat.  
Ein Beichtvater ist wol dessglich,  
Der nicht kan unterrichten sich,  
Was under jeder Mal etzey  
Und gschlecht der Sünden mittels sey,  
Ja on Vernunft gaht um den Brey.  
Durch Narren mancher wirt verführt,  
Der ee verdirbt, dann er das spürt.

Zu diesen Versen gehört in der ersten deutschen Ausgabe von 1494 ein possierlicher Holzschnitt. Ein Patient liegt auf dem Krankenlager mit der Schellenkappe auf dem Kopfe. Sein Weib steht züchtig daneben, gegenüber der Medikus mit langem, ausgestrecktem Zeigefinger als Vertreter der Gelehrtenweisheit. Der Patient ist aber anderer Ansicht und stößt ungeduldig mit dem Fuß den Tisch um, auf dem der naive Apparat des Arztes steht. Die Urinflasche liegt schon zerbrochen am Boden, die Arzneiflasche ereilt im nächsten Moment das gleiche Schicksal (Figur 32).

Hierher gehört noch ein weiteres Gedicht: »Von Kranken die nit folgen«, welches in der lateinischen Ausgabe die sinnverändernde

Überschrift trägt: De indoctorum medicorum temeritate. Auf dem zugehörigen Holzschnitt sehen wir den Patienten nackt, wie damals immer (das Hemd war noch nicht erfunden), im Bett liegen, um ihn herum die lieben Verwandten und der harnprüfende Arzt in langem Gewande mit der Schellenkappe (Figur 33). In diesem Gedichte sind die Verse beinahe wie beim Freidank von sprichwörtlicher Fügung.

Wer will der Krankheit bald entgan,  
Der soll dem Anfang wider stahn.  
Wer einem artzet in de krankheyd luegt  
Und in der beycht eyn prister druegt  
Und unwar sagt seym Advokat,  
Wann er will nehmen bey im rat,  
Der hat im selbst alleyn gelogen  
Und mit seym schaden sich betrogen . . .  
oder: Wer gern will werden bald gesunt,  
Der zeyg dem Artzet recht die Wund  
Und leyd sich so man die aufbrech  
Oder mit meisslen dareyn stech  
Oder sie hefft, wasch oder bynd,  
Ob man ihm schön die Haut abschind,  
Do mit alleyn das leben bleib  
Und man die sel nit von ihm treib.

Zu diesen Gedichten hat Geyler von Kaisersberg (1450 bis 1510) einen Kommentar gegeben, der in der Ausgabe Hönigers von Tauber-Königshofen und im Kloster I. Band den Gedichten folgt. Es braucht hier nicht besonders betont zu werden, daß Geyler seinen berühmten Straßburger Predigten Brants Narrenschiff als Text unterlegte. Dieser Kommentar des bedeutendsten Predigers der Reformationszeit ist nun für unsere Aufgabe noch interessanter und wichtiger als die Gedichte Brants, so daß ich ihn wenigstens im Auszuge folgen lasse, den ersten im Urtext, die nächsten verhochdeutsch.

Geyler sagt, er wolle nur denen sieben Schellen anhängen, die Zeit ihres Lebens keinen Buchstaben auf die Arznei studiert hätten und kein Fundament darin hätten. Er meint, die Satire gegen die gelehrten Personen fände man ausführlicher in anderen Schriften

lateinischer Sprache. Er spielt hier offenbar auf Petrarca an, dessen Prosaschriften zum Teil von seinem Freunde Brant ins Deutsche

**De indoctoꝝ medicoꝝ temeritate.**



Frontem de rebus clames merito perisse  
 Si melius expertus medicus dare pharmaca mandat  
 Egrotis: tamen hec multos vesania tangit.  
 Qui vix callentes medice primordia cure  
 Quando impune das: sine fronte necant patientes  
 Carmē hoc inuehit in medicos indoctos ⁊ raptos: q̄ vt in eoꝝ est ada

Fig. 33.

Aus »Sebastian Brants Narrenschiff« (lateinische Ausgabe).

übertragen waren. Doch für die diese agitatorischen Predigten hörende Gemeinde fiel eine solche Einschränkung in Wegfall. Für

sie waren es schlechtweg die Arztnarren, denen die Leviten gelesen wurden.

»Die erst Schell der Artzt narren ist, ohn die kunst und erfahrenheit sich understehen zu Artzteneyen. Dann es seindt ihr viel, die vnderstehen sich der Artzeney vnnd sein doch nicht Artzes genossen, sonder gantz ungeschickt und unerfahren. Darnach sein etliche, die wöllen mit einer Artzenney alle krankheit und gebresten heylen. Gleich wie auff ein zeit ein Bauer thet, der wolt mit pillulen alle krankheit vertreiben, dieweil sie ihn purgiert und gesundt gemacht hatten. Da vermeint er, sie weren zu allen dingen gut und nützlich, also, das er sie auch einem, der ein Esel verloren hat, eingab, damit er den Esel wider fünde. Als aber der Bauer den Esel lang auff dem Feldt hin und wider an manichem orth suchet und ihn nirgendt finden mocht, wirckten hinzwischen die pillule im Bauern, da lieff der Bawer durch ein dick gesteuert, sein notturfft zu thun, inn dem fand er zu gleich den Esel auff der weit gehn, da lobt er die püllule fast, und sagt jederman, sie weren gut und probiert darzu, das wenn einer ein Esel oder sonst etwas verloren hette, das er durch sie solches möcht wider finden. Also sein der Arztnarren noch viel, die brauchen nur ein Artzney und wöllen mit derselben alle krankheit heilen. Fürnemlich tun aber solches die tryackerskrämer (Theriak) und Zanbrecher, die geben oft ein wurtzl für tausenterley würkung und heilsamkeit aus. Dann sie loben dieselben dermassen, das wenn sie nur in einem stuck die würkung hett, wie sie die dargeben, wer sie mit golt und gelt nicht zu bezahlen. Dessgleichen haben sie auch oft ein salb, die ist auss mancherley schmaltz zugerüst: nemlich von Menschenschmaltz, von Schlangenschmaltz, von Dachschmaltz, von wildt Katzen schmaltz, von Hundtschmaltz, von Elendtschmalz etc. und weiss der Teuffel nicht von was für Schmaltz darbey ist, dieselbe salb geben sie für maniche heilsamkeit aus, nemlich dass sie gut sey für offne schäden, brüchen, stich, schnitwunden, fall, flissende augen, läme der glieder, geschwer und dergleichen viel. Aber wenn man es bey dem liecht besicht, ist es offtermals erstunken und erlogen ding. Also dass sie

mit der Arzney kaum möchten ein Hundt auss dem Offen locken können, sondern bescheissen und betriegn allein den gemeinen Mann umb sein gelt. Daher sie auch gemeinlich von jedermann Landt-



Kommt Arm und Reich zu mir bis 's voll ist  
Ich scheer die Schafe wie die Woll ist.

Fig. 34.

Von David Vinckenboons (1605).

bescheisser und Landstreicher genennt werden. Diss also ist die erst schell von den unerfahrenen Arzet Narren.«

Geht diese heilsame Kapuzinerpredigt allein gegen die zahllosen Parasiten der Medizin, so richtet sich die zweite Schell schon gegen die Ärzte: die sein wol erfahren und gelehrt in der Arzney, aber



gehn ganz fahrlessig und langsam mit der Sach umb. Geyler will damit die Ärzte treffen, die experimentieren mit ihren Kranken und sich zu wenig um sie kümmern.

Die nächste Schell trifft die, die es umgekehrt machen, um des Geldes willen verschlimmern sie absichtlich die Krankheit und ziehen sie in die Länge. Die beiden nächsten Schellen will er den Ärzten anhängen, die gefährliche oder zweifelhafte Medizin verordnen, dabei wollen die Ärzte nur den Leib kurieren und kümmern sich nicht um die Seele. Man beachte die Volkstümlichkeit seiner Vergleiche. Die Ärzte gleichen den Schuhmachern, die nicht achten, ob der Kunde

köstliche oder häßliche Hosen anhave, sie besudeln mit ihren beschmützen und bechechtigen henden dieselben und passen nur auf, ob die Schuh richtig sind; oder sie handeln wie der Arzt bei Äsop, der dem Löwen stets seine Lieblingsspeise, Affenfleisch, verordnete.



Fig. 35. Der Kälberarzt.

Aus »Thomas Murners Narrenbeschwörung«.

Sodann verurteilt Geyler die Ärzte, die den Patienten nicht auf den kommenden Tod aufmerksam

machen, ihm im Gegenteil Genesung versprechen, so daß der Kranke oft dahinfahren muß, ohne sich zu Gott bekehrt zu haben. Als letztes Monitum rät der demagogische Priester den Ärzten, daß sie nicht »rauch und unbarmhertziglich heilen«, sie sollen die Armen um Gotteswillen behandeln und von den Reichen umsomehr nehmen.

Der enorme Zulauf, dessen sich Geyler zu erfreuen hatte und die Gemeinverständlichkeit seiner fesselnden, bilderreichen Rede war nicht wirkungslos. Mit einem Argwohn gegen den Arzt im Herzen verließ man die Kirche.

Nach und neben Brant und Geyler sah Straßburg noch einen Feuerkopf, Thomas Murner, der in dieselbe Kerbe haut wie Meister Brant. Aber Murner ist witziger und boshafter und vor allem noch

rücksichtsloser. Seine Narrenbeschwörung, wenn auch eine unterschiedene Nachahmung des Narrenschiffs, steckt doch voller origineller Ideen.

Hören wir sein Sprüchlein über die Ärzte:

Der Kälberartzet.

Jetzt mein Herr der Kälberartzet  
Wenn ein armer kranker fartzet  
So sagt er Avicenna sprech  
Das lung und leber zusammenbrech.

Artzt und Meister der Chirurgey  
Die treten billig auch herbey  
Und seht wie es mir an woll stohn  
Wie ich die Narren treib darvon  
Ehe denn sie sehen wer sey krank  
Vorsehens wo der seckel hangt  
Erkunden was ihm fehlt mit List  
Ob ihm der Bauch geschwollen ist.  
Doch ist er nicht geschwollen an  
Meister Avicenna schläft alsdann  
In Stummheit Hippokras verfällt  
Der erst gesprächig ward bei Geld.  
Am Gelde sieht der Artzt ganz fein  
Was der Kranke soll nehmen ein.

So mancher ist so unerfahren  
Wenn er den Kranken soll bewahren  
Ich komme wieder spricht er dann  
Und sieht sich erst die Bücher an  
Und während er sich daheim belehrt

In Nobishaus der Kranke fährt . . .  
Auff erden ist kein meisterschafft  
Die mit geiz mehr sich beschafft  
Denn die Kunst der Artzeney  
Mit der man treibt viel Falscherey.

Apoteker medicus  
Thun dir warlich nichts umbsust  
Denn sie beyd han ein vertrag  
Was der eyn nim scheren mag  
Das soll der ander abher schinden  
So lang sie einen heller finden.  
Und thut es dir am Herzen weh  
So gebt er dir ein Recipe  
Der Apotheker verstehts geschwindt  
Und nimmt, was er beim Kranken findt  
Das Recipe heisst nehmet hin  
In galgite wär auch ein Sinn  
Denn nehem und verdienen nit  
Da läuft der Galgen immer mit . . .  
Recipe das schändlich Wort  
Verderbt den Schimpff an jedem Ort  
Davon der Arzt in in Freuden lebt  
Aus an den Galgen mit dem Recept.

Zum Schluß wird er von sprichwörtlicher Schlagfertigkeit, nachdem er noch den Patienten mit einer Gans verglichen hat, die Arzt und Apotheker gerupft haben:

O Gott behüt vor Jüdschem gsuch  
Und vor des Apothekers Buch  
Vor einem alten bösen Weib  
Und auch vor einem kranken Leib  
Vor Speis die zweimal kochet ist  
Vor einem Artzt dem Kunst gebrist.

Der Artzeney wil understan  
 Und weiss nit wo er greiffet an  
 Der nârsch un thorecht gaukelman.

Behandelt in diesem Gedicht Murner die ärztliche Gewinnsucht mit grober Prügelstrafe, so spiegelt sich auf seinem glattrasierten Gesicht auch das boshafte Lächeln über einen pointierten Witz in dem Kapitel »den Harn besehen«. Murner glossiert hier mit einem Humor, den wir in Deutschland damals noch als eines seltenen Vogels Gesang begrüßen können, die Diagnostik des Arztes:

Der Narren Harn besehen.  
 Galien und Meister Hippokras  
 Die haben mich gelehret das  
 Wo Wasser sei, da ist es nass,  
 Stirbt er nicht, so wird ihm bass.

Gallsucht, Podagra, Schwindel, Blasenleiden und allerhand mehr diagnostiziert der Dichter aus dem Harn. Alles will er kurieren, nur als sie an das Herz kommen, gesteht der Dichterarzt seine Ohnmacht ein.

Sag an wie steht es um das Herz?	Erduldet dein Herz solche Pein
Ach Herr ich leide grossen Schmerz	Wie kann es da ein Wunder sein
Denn eine Liebste hatte ich	Dass alle Glieder schwächer sind
Die ohne Schuld mich liess im Stich	Und ich dich im Spitale find.
O welche Lust wenn ich sie schaute	Ich weiss es selbst, wie das greift an
Jetzt hat verbannt mich meine Traute.	Dieweil ich selber litt daran
Nun helf dir Gott du bist sehr krank	Dafür hilft dir kein Recipe . . .
Es dauert mit dir nicht mehr lang	

Murners satirische Auslegung des Rp. erinnert an die launige Erklärung des Rezeptes, wie sie Hans Michael Moscherosch in Philander von Sittewalds Gesicht »Das Totenheer« uns gibt.

»Die Apotheker waren meist mit Zetteln behängt mit wunderlichen chinesischen stenographischen Schriften. . . . Der Anfang dieser Zettel war gemeiniglich also: R, so viel als per decem, weil unter zehn Rezepten eins vielleicht helfen wird oder unter zehn Kranken einer davonkommt. Daher auch das Anagramm Decimi aus Medici, An Decimi? aus Medicina, das so viel sagen will: Meinst du wohl,

daß der zehnte Mann entrinnen wird? Oder es beginnt  $P + =$  per crucem, das heißt: der Kranke muß sich kreuzigen, martern und peinigen lassen; daher sie auch Patienten genannt werden, weil sie eben dulden und leiden müssen. Oder das R ist der Buchstabe, den die Lateiner litteram caninam, canis iram nennen, das heißt, man solle sich davor hüten als vor einem bissigen Hunde. Der Pfeil daran bedeutet, daß der Kranke damit soll erschossen werden. Sodann kommt ana. Dieses Wort ist eigentlich von den Franzosen hergenommen und ist das bekannte âne, Esel, oder vielmehr von Ana, dem Sohne Zibeons, der in der Wüste Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete, weil man, um einen ehrlichen Mann um seine Gesundheit und sein Leben zu bringen, nicht mehr bedarf, als eines einzigen ungeschickten Esels. Darum denke allemal, wenn du einen neuen Doktor in der Medizin machst siehst: Nun, das walte Gott, ein neuer Doktor, ein neuer Kirchhof. Dreißig Mann her! Denn so viel muß ein neuer Doktor haben, ehe er sich in seinem Hirn und Säckel zurechtfinden kann. Drum sieh dich vor, denn wenn du willst eine Kuh oder ein Ochs werden, so darfst du keinen Kälberdokter brauchen. Hernach kommen Zeichen von Pfunden, Unzen, Loten, Quentchen, Skrupeln, Grammen, die alle eine Gestalt haben, als ob es Schlangen, Skorpionen und Blindschleichen wären, oder als ob sie deren Gift in sich hätten. Und das alles sind so tröstliche Sachen, die den Kranken erlaben, daß ihm die Seele möchte aus dem Leibe fahren. Zudem geben sie den einfachen allbekannten Kräutern so wunderseltene welsche, afrikanische und türkische Namen, daß es fürchterlich anzuhören ist und mancher



Fig. 36.

Aus „Thomas Murners  
Narrenbeschwörung“.  
Titelblattfigur vergrößert.

nicht unbillig glauben möchte, daß man den Teufel damit beschwören wolle . . .«

Wir freuen uns, daß die Satire in den verflossenen hundert Jahren bis zum Dreißigjährigen Krieg schon tüchtige Fortschritte in Deutschland gemacht hat.

Philosophische und moralische Betrachtungen aus dem Hohlspiegel der Narretei zu reflektieren, war im ersten Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an der Tagesordnung. 1512 war Thomas Murners Narrenbeschwörung in Straßburg erschienen, 1508 erhielt Thomas Morus von Erasmus von Rotterdam als Geschenk die *Encomium moriae*, »das Lob der Torheit«. Hielten Brant und Murner eine derbe Kapuzinade an das Volk, so plauderte der größte Humanist des Jahrhunderts akademisch, geistreich, oft gesucht geistreich, aber immer gelehrt vor einem Parterre von Studierenden. Dieser Hochwürdenträger der Klassizität nahm den Ärztestand als solchen nicht unter seine feine Lupe, nur Fürsten und die hohe Geistlichkeit waren gut genug dazu, aber gelegentlich fällt doch ein Seitenstößchen ab. So sagt er einmal: »Jener ist zum großen Kummer seines Arztes vom Fieber genesen.« Dann meint die Torheit an einer anderen Stelle: Je unwissender und kühner der Arzt ist, desto angesehener ist er bei den Großen, denn die Medizin, vornehmlich wie man sie heute handhabt, ist nur ein Teil der Schmeichelei, was sie sicherlich mit der Redekunst gemein hat. Sind das nicht Wiederholungen des Losungswortes, das Petrarca prägte? Und nach ihm war der kranke Mediziner gaul das Steckenpferd, auf dem alle Poeten und Satiriker herumritten.

Sahen wir bisher im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts moralisierende Sittenprediger und Sittenschilderer aus den Reihen meist fahnenflüchtiger Geistlichen und Akademiker auftreten, so fehlt uns an dem Gesamtbild noch die Mitarbeiterschaft des Volkes selbst: die bürgerliche Dichtung, die später ja in Hans Sachs ihren Höhepunkt erlebte, und die der Demagogen aus den Reihen der Ritterschaft; Till Eulenspiegel und du Ulrich von Hutten, Schwarm unserer Jugend, müssen noch zu Worte kommen.



Es ist für die Betrachtung unseres Gegenstandes belanglos, ob ein Till gelebt hat, wer die Volksgeschichten sammelte und ihnen die äußere Form verlieh. Genug, die Geschichten waren in aller Munde, man kannte sie und lachte aus vollem Halse über die



*Buntdruck, zirka 1800.*

Fig. 37. Hebamme zur Arbeit gehend.  
Von Rowlandson.

Schwänke dieses Naturburschen, die im Scheine unserer heutigen Moral betrachtet, meist ganz außergewöhnliche Gemeinheiten darstellen. Eine Veredlung des Volkscharakters und eine Vertiefung der Volksseele kann von diesen Erzählungen, die vielfach den

Pfaffen Amis wieder aufleben lassen, nicht ausgegangen sein. — Uns interessieren drei Historien ärztlichen Inhaltes. Die fünfzehnte Historie handelt von der ärztlichen Tätigkeit Tills, und merkwürdig! wieder muß ein Arzt daran glauben.

»Zu Magdeburg war ein Bischof, der hieß Bruno, war Graf zu Querfurt«, der hatte nun einen Leibmedikus, der sich bei Hofe einer seltenen Unbeliebtheit erfreute, und da das ganze Hofgesinde den Doktor wegen seiner übergroßen Arroganz haßte, so sann man auf einen Schabernack, zu dem der Till verhelfen mußte.

Eulenspiegel verschwand eine Zeit von Giebichenstein und kam nach ein paar Wochen als Doktor wieder. Der Leibarzt war nun selbst kränklich, konsultierte den fremden Mediziner und lud ihn auf die Burg ein. »Till antwortete mit Worten, wie die Ärzte pflegen, und spiegelte ihm vor, wie er eine Nacht bei ihm liegen müßte, auf daß er desto besser merken könne, wie seine Natur beschaffen wäre. Denn ich wollte Euch gern etwas geben, ehe Ihr schlafen ginet, daß Ihr davon schwitztet;« und an dem Schweiß werde er dann schon die Diagnose stellen. Der Leibarzt fiel auf den plumpen Witz natürlich hinein. Die Nacht verlief nun für den armen Düpierten einfach fürchterlich. Die unflätige Geschichte würde heute kaum noch dem ungebildetsten Bauernlummel Spaß machen, leider Gottes gefiel sie aber damals so, daß man sich tot lachte. Bevor man zu Bett gegangen war, hatte Till in einen hohlen Stein defäziert und diesen dann an die Außenwand des Bettes gelegt; als nun der Doktor das Schweißmittel, das aber in Wirklichkeit eine Purganz stärkster Dosis war, genommen hatte und sich in Erwartung der Wirkung an die Wand legte, stank ihm der Dreck in die Augen. Er drehte sich um nach Eulenspiegels Seite, aber in dem Moment ließ Till »einen stillschweigenden F . . z, der gar übel stank«. So drehte sich der arme Doktor zwischen der mefitischen Szylla und Charybdis die halbe Nacht hin und her, bis die Purganz zu wirken anfang. Nachdem nun Till den schon geschwächten Doktor mit seinem unfreiwilligen Exkret noch von oben bis unten besudelt hatte, rief er das Hofgesinde herbei, das zudem noch den Doktor



mit vollen Töpfen des Hohns überschüttete. Jetzt erst geht dem naiven und superklugen Arzt die Erkenntnis auf: »Ich bin beladen gewesen mit einem Schalk. Ich wähnte, es wäre ein Doktor in der Arznei, aber es ist ein Doktor in der Büberei.«

Die nächste Historie ist wieder medizinischen Inhalts und beginnt mit einer Moral, die man den Gesundbetern und der hohen Klientel der Pfuscher ins Gebetbuch schreiben sollte. »Rechte bewährte Ärzte scheuet man zuzeiten, um einer geringen Summe willen, und muß den Landläufern oft noch viel mehr geben.« Die Geschichte selbst ist ordinär nach Inhalt und Gesinnung.

Ein Kind einer Wirtsfrau im Eislebenschen kann nicht zu Stuhl gehen und ist sehr krank. Während die Frau nun draußen ist, macht Till selbst schnell einen großen Haufen und setzt das Kind darauf. Die zurückkommende Frau bedankt sich gerührt, daß jener dem Kinde geholfen habe, was unser Till-Doktor bescheiden ablehnt: »Solche Arznei kann ich viel machen mit Gottes Hilfe.«

Die folgende Historie entlehnt den Stoff den Erzählungen des Pfaffen Amis: »Auf eine Zeit kam Eulenspiegel gen Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchhofstüren und das Rathaus und gab sich für einen guten Arzt aus gegen alle Krankheiten.« Er macht nun die Kranken des Heiligengeisthospitals nach dem Rezept des Pfaffen gesund.

Unter den Streitern der Reformationszeit, die den Degen so gut führten, wie die spitze Feder, steht obenan Herr Ulrich von Hutten.



Rowlandson.

Originalzeichnung.

Fig. 38.

Gerade er ist für unser Thema ein besonders wertvoller Zeuge, als ein Mann von Geist und geringem Vorurteil, und vor allem als vorzüglicher Kenner der damaligen Ärzte, deren Wissenschaft er am eigenen Leibe so oft erprobt hatte. Er, der vagierende Ritter, hatte überall die Autoritäten konsultiert wegen seiner schweren Syphilis, die ihn zuletzt selbst unter die medizinischen Autoren getrieben hatte. Seine Schrift über die Behandlung der Lues mit Quassiaholz basiert auf persönlichen Erfahrungen, nachdem er elfmal eine Quecksilberkur gebraucht hatte. In seinem Gesprächsbüchlein führt er sich selbst im Zwiegespräch mit dem Fieber vor, und da hat er Gelegenheit, sich über die Mediziner seiner Zeit auszusprechen. Hutten liegt fieberhaft danieder und will das Fieber veranlassen, von ihm abzulassen und andere zu befallen.

Hutten: So werde ich Ärzte dir über den Hals führen. Besonders habe ich mein Vertrauen zu Doktor Heinrich Stromer. Fieber: Jawohl Ärzte, jawohl den Stromer. Als ob ich deine Weise nicht wüßte. Du wärest lieber ein ganzes Jahr krank, ehe du ein- oder zweimal Rhabarber, Nieswurz oder sonst eine Purganz nur zwei Skrupel davon verschlucktest. Führe lieber den gegen mich, der ein Haferkorn in einem Harnglase sah und meinte, der Kranke hätte ein Pferd verzehrt.

Ein andermal sagt Hutten, von den Domherren sprechend, denen er das Fieber aufhalsen will: Ich meine, es würde das etwas für dich sein, weil du doch Saftige und Gutgenährte begehrst, die köstlich essen, süßlich schlafen und behaglich müßig gehen. Da brauchst du nicht zu fürchten, daß sie sich mit Arzneien bewahren, denn sie leben ganz sorglos. Ärzte haben sie nicht, wie die feigen Fugger, die trotz der Ärzte, die bei ihnen wohnen, meistens mehr krank sind wie die Sachsen, die ohne Ärzte leben.

Im zweiten Gespräche, wieder auf die schlechten Ärzte kommend, sagt Hutten zum Fieber: Du tätest mir einen Dienst, wenn du von den Ärzten dieser Art sechshundert wegnähmest. Als dann das Fieber antwortet: Wovon sollen denn die Ärzte leben, wenn keine Kranke wären? antwortet Hutten: Sie würden vielleicht leben, aber sie müßten

hacken und arbeiten. Fieber: Dann wären sie keine Ärzte. Hutten: Sie wären Bauern, und viel besser stände es im deutschen Lande, wenn man die ganze Schule der Ärzte mit ihrem Rhabarber und Koloquinthen austriebe. Fieber: Auch den Stromer, Kopp, Ebel, Ricius und andere, die du lieb hast? Hutten: Diese nicht, denn es sind redliche Leute, darum sind sie umsoweniger Ärzte.

Nebenbei sei bemerkt, daß der mehrfach als Freund Huttens genannte Heinrich Stromer unter dem Namen Auerbach als Professor und Ratsherr in Leipzig berühmt war; er nannte sich nach damaliger Sitte nach seinem Geburtsort Auerbach. In Leipzig ist sein Andenken durch den berühmten »Auerbachskeller« gewahrt.

Geht aus dem Gesprächsbüchlein auch unzweifelhaft hervor, daß Hutten vom Stande als solchem wenig hält, so erkennt er doch Ausnahmen an und im ganzen spricht er seine Abneigung ohne den Hohn aus, der für die früheren Gegner so charakteristisch ist.

Beschließen wollen wir diese poetische Auslese der Werke deutscher Autoren aus der Reformationszeit mit ein paar Anekdoten aus dem 1522 erschienenen »Schimpff und Ernst« von Bruder Johannes Pauli, einem Barfüßermönch und früheren Juden Paul Pfledersheimer. Die Sammlung von »Beispielen«, die er herausgab, entstammt der Kanzel. Nach den amüsanten Geschichten, die er von den Ärzten erzählt, müssen sich die Leute in seiner Predigt nicht gelangweilt haben.

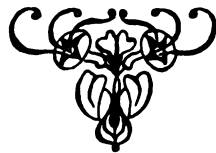
Nach einer törichten Fabel, daß Kaiser Vespasianus durch seinen Arzt dadurch geheilt sei, daß er ihn einmal tüchtig geärgert habe, und einer anderen moralischen, in der ein Sohn seine argwöhnische Stiefmutter nicht behandeln will, »denn die hoffnung die eyn krank mensch hat zum arztet ist ein gros Ursach der gesundheit,« kommt eine launige Satire auf einen gewinnsüchtigen Arzt, der zwei Rezepte in der Apotheke abgab, die natürlich verwechselt werden. Die eine Latwerge sollte einem alten Bürger dazu dienen, »auf daß er der jungen schönen Braut auf der Nacht gut gefiele,« die zweite war für einen Siechen, der nicht konnte zu Stuhle gehen. Alle Konsequenzen kann man sich ungefähr denken. Als der Doktor nun



am anderen Morgen die Verwechslung inne war, da lachte er sich ins Fäustchen, denn dem jungen alten Ehemann hätte die Medizin doch nichts genützt, »denn welcher Arzt diese Kunst wahrlich versteht, der würde reich«. Der andere Patient wird grob und sagt dem Doktor: Lernt Eure Arznei besser, denn diese hat falsch gewirkt. Ihr habt mir ein Rezept gemacht zu einer Weichung des Bauches inwendig, aber es hat gewirkt zu einer Härtung des Bauches auswendig. Hübsche Predigten muß der Bruder Pauli gehalten haben!

Die zweite Geschichte entnahm der Barfüßler den Predigten des Hugo de Prato. Es muß ihm also die individuelle Behandlung des ungenannten Arztes sehr imponiert haben, und das Eingehen des Arztes auf den krankhaften Ideenkreis des Patienten ist wirklich für die damalige Zeit etwas ganz Ungewöhnliches.

»Ein Mann ist in eine Phantasei gekommen, er wäre ein Hahn, also daß er krähte, und niemand konnte ihn dazu bringen, daß er etwas einnähme oder täte, was ihm gut wäre. Zuletzt kam ein bewährter Arzt, der sich auch als Hahn gebärdete und wie jener tat. Von dem nahm der Kranke alles an, da er ihn für seinesgleichen hielt.« Diese Hahngeschichte hat ein modernes Gegenstück. Ein Geisteskranker hatte sich eingeredet, er wäre der zweite Bube und würde von dem ältesten Buben geschlagen. Von diesem Verfolgungswahn heilte ihn ein gleichfalls skatspielender Psychiater, der dem Skatkranken erklärte, er könne ruhig schlafen, der älteste Junge läge im Skat.





## DIE KARIKATUR DER PATHOLOGIE.

**K**rankheitszustände zu malen, kann Aufgabe der darstellenden Kunst sein. Ohne Zweifel hat Virchow recht, wenn er sagt, daß ein kranker Mensch ebensogut Inhalt und Ausdruck eines reinen Kunstwerkes sein kann, wie ein verkrüppelter Baum oder ein in Verfall stehendes Haus. Aber zweifelsohne bedarf es auch hoher Kunst, um dem Gegenstande gerecht zu werden und das Krankhafte künstlerisch und doch realistisch zu schildern. Wir sahen in der »Medizin in der klassischen Malerei«, wie die Holländer des Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts jeder auf seine Weise diesem Ziele nahe kamen und voraussetzungslose Kunstwerke schufen. Die Gefahr, die ein solches Kunstwerk läuft, liegt in dem Nebengedanken. Stellt der Maler den Pferdefuß in den Vordergrund oder malt er ostentativ genau die Veränderungen der Lepra, so bekommt das Bild etwas unkünstlerisch Lehrhaftes. Wird das Krankhafte vom Standpunkte des Gesunden, im bewußten Gegensatz zu diesem gegeben, so wird etwas Unterstrichenes geschaffen, etwas Karikiertes. Das ist aber sicher: Krankheitszustände bewußt zu karikieren, ohne abstoßend zu wirken, ist ein gefährliches Geschäft. Hier bedarf es erst recht eines geistreichen Kopfes und feinen Stiftes, um solch diffizile Aufgabe reinlich zu lösen.



Fig. 39.

Daumier. Aus »Némésis médicale«.

Wenn es heute vielleicht scheint, daß das Aschenbrödel in der Kunst, »die Karikatur«, noch einmal ein Prinzenhotel beziehen wird, worunter ich ein offizielles Museum verstehe, so werden vielleicht autoritativere Kunstkritiker die Leistung der verschiedenen Künstler auf diesem Gebiet mit neuer Elle messen. Schon die großen Meister haben gelegentlich in die Schilderungen krankhafter Dinge ein komisch-satirisches Moment hineingetragen. Am meisten Jan Steen, den man immer lieber gewinnt, je mehr man von ihm kennt und je mehr man die schwachen Nachahmungen als solche abzusondern gelernt hat. Wir sahen, wie der Meister sich namentlich in der Schilderung der Liebeskrankheit gefiel, alle ihre Nüancen auf die Leinwand brachte,



Fig. 40. Vignette von Daumier.

aber dann am höchsten steht, wenn er die reale Sinnenlust junger Mädchen und ihre zum Doktor führenden Folgen mit gefälligem Pinsel schildert. Wir wollen zu der bereits in der Medizin und Malerei gegebenen Serie noch das prachtvolle Gemälde aus einer Londoner Privatgalerie bringen.

Allegorisch zeigt uns Steen

die Krankheitsursache auf dem Ölbilde, welches als Zimmerschmuck über der Patientin hängt. Bei der Deutlichkeit dieser Fingersprache erinnern wir uns an die obszöne Daumenstellung des Schalkensschen Bildes (Seite 163, »Die Medizin in der klassischen Malerei«) und freuen uns außerdem, konstatieren zu können, daß Kunst, Medizin und ein Kanonenrohr sich zu einer doch nicht allzu naheliegenden Gemeinschaft derartig verbunden haben, daß solche heute noch wirksam ist. Ein alter holländischer Kanongießer machte sich den Scherz, ein Kanonenrohr in eine Hand auslaufen zu lassen, welche zielbewußt den Daumen durch den zweiten und dritten Finger steckt. Dieser Gießer und ironische Künstler hatte aber nicht geahnt, daß sein Mordinstrument die größere Be-

deutung im positiven Sinne haben würde. Wieviel Menschen durch seinen Feuerschlund getötet sind, weiß man nicht, aber es versieht



*Northbrook-Galerie, London.*

Fig. 41. Arzt und Liebeskranke.

Von Jan Steen,

noch heute in Batavia wirksam die Rolle der Säule des Gottes Priapus. Unfruchtbare Weiber setzen sich rittlings, festlich geschmückt,

Holländer, Die Karikatur und Satire in der Medizin.

auf dasselbe und bringen ihre Opfer dar (Abbildung bei Ploß, Das Weib, Seite 685). — Die ursprünglichste Karikatur ist das Zerrbild



Fig. 42.  
Von Lionardo da Vinci.

sind tierähnliche Physiognomien, gereizt zu haben. Jedenfalls sehen wir unter den vom Grafen Caylus (1730) gestochenen Köpfen mehrere mit ausgesprochenen Löwengesichtern (Figur 44), andere scheinen



Fig. 43.  
Von Lionardo da Vinci.

hundert Jahren den italienischen Arzt und Physiker G. B. della Porta, vor hundert Jahren Rowlandson veranlaßte, die Ähnlichkeit mensch-

des menschlichen Angesichts, die Fratze. Wenn davon die Rede ist, daß Malerfürsten, die die köstlichsten Idealgestalten schufen, gelegentlich auch Neigung zeigten, den spröden Stoff äußerer Mißgestalt künstlerisch zu modeln, so wird man immer an erster Stelle an die Velasquezschen Zwerge und an Lionardo da Vincis karikierte Köpfe denken. Man berichtet, daß Lionardo stets ein Skizzenbuch bei sich führte, um auffallende Gesichter sofort zu fixieren. Namentlich scheinen ihn die sogenannten Gottesgesichter, das

wieder Mopscharakter (Figur 45) zu haben. Aus dieser Mischung von Porträt und Karikatur läßt sich kein sicherer Schluß ziehen, ob wir berechtigt sind, in dem einen oder anderen Kopf die Spuren der Lepra, der Facies leontina wiederzufinden. Diese gelegentlichen Skizzen des Übermenschen im besten Sinne des Wortes waren von ihm offenbar in bestimmter Absicht gesammelt. Vielleicht in derselben, die vor vier-



licher und tierischer Profile zu glossieren. — Von Ribera besitzen wir einen karikaturistisch aufgefaßten Kopf eines Mannes mit einer Unzahl von Auswüchsen, die mit großer Wahrscheinlichkeit in das Krankheitsgebiet der Neurofibrome hineingehören. Solche Male brachten zu jener Zeit dem Träger außer dem Spott noch den Verdacht teuflischer Gemeinschaft, und man tat deshalb gut daran, in das schützende Narrenkleid unterzutauchen.



Fig. 44.

Von Lionardo da Vinci.

Daß in der Karikierung des Gesichtes die größte Mannigfaltigkeit besteht und daß es oft die Größe des Künstlers ausmacht, trotz der Verzerrung eine frappierende Ähnlichkeit mit dem armen Opfer hervorzuzaubern, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wenn sich die Künstler dabei mit Vorliebe der kleinen Abweichungen und Mängel liebevoll annehmen und Wärzchen und versprengte Härchen durch ein Riesenvergrößerungsglas ansehen, bestehen sie nur auf alter Gewohnheit und Recht. Dabei erwähnen wir gleich noch die schon vor der Renaissancezeit übliche Manier, das Gesicht aus Körpern oder bestimmten Gliedmaßen zusammenzusetzen. Eine für einen Arzt und Bischof fatale Komposition seines Charakterkopfes aus lauter Phallusgliedern zeigt uns eine Spottmünze auf Giovio. Die Vorderseite, deren Revers bei Fuchs, »Das Erotische in der Karikatur«, abgebildet ist, zeigt uns das Porträt des Kollegen mit Hörnern geschmückt. — Das Charakteristische im Gesicht, das honestamentum



Fig. 45.

Von Lionardo da Vinci.

faciei der Alten, ist die Nase, und die Karikaturisten aller Länder und aller Zeiten haben dies Organ nicht in Ruhe gelassen. Wer sich über die Bedeutung der Entwicklung des Geruchgrübchens in



Fig. 46.

Aus «G. B. della Porta, De humana physiognomia»,  
Sorrento 1586.

der Weltgeschichte informieren will, lese das launig geschriebene Büchlein eines Anonymus von der Nase für jedermann und jede Frau (1843 Leipzig bei Jakowitz) oder das Kapitel über die Nase in den hinterlassenen Papieren des lachenden Philosophen. Uns interessiert hier nur das Pathologische mit dem satirischen Nebengedanken. Die Reihe der

Nasenkönige habe ich seit der Veröffentlichung der Medizin in der klassischen Malerei vermehren können. Das schöne Porträt des unbekannten Holländers aus der Stockholmer Galerie nahm ich (Figur 3) zum würdigen Paradigma, um das Wesen der Karikatur

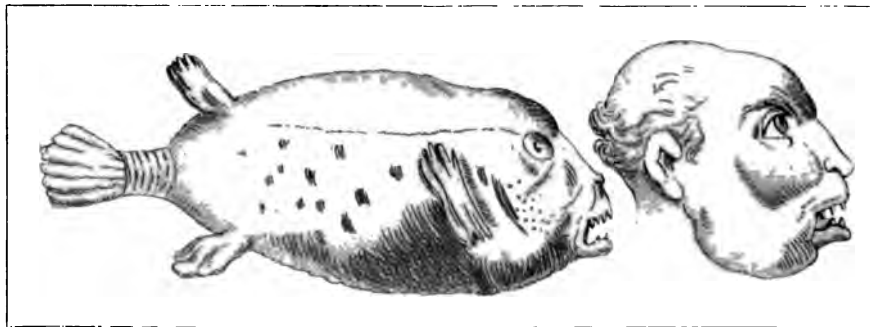


Fig. 47.

Von Rowlandson.

zu erhärten. Ein Gegenstück hängt im Reichsmuseum. Es ist das Porträt eines Herrn von Naaldwyk, aus der Primitivenzeit herkommend. Ein drittes, einen alten Schöffmeister vom Jahre 1685 darstellend, fand ich in Tirol. Der Mann zeigt ein Riesensclerom.

Neben dem Bilde stehen gewissermaßen die Personalien des Mannes, zwar ohne jede Andeutung und Bezug auf den Schaden. Der Maler Ortlmeyer hat offenbar diese Sehenswürdigkeit in spekulativer Absicht geleistet, denn die Schlußzeilen lauten: »den Maler tue man mit Wein und Geld bezahlen«. Ein ganz ähnliches Porträt bringt uns der Kupferstecher Metzger in dem Porträt des achtundachtzigjährigen

Meisters der Ätz- und Damaszierkunst, Gerhard Janssen, 1636 zu Utrecht geboren. Dies Bildnis nähert sich schon mehr der Karikatur, weil wenigstens die Selbstironie auf demselben zum Ausdruck kommt, sogar in zweier Welten Zungen. »Es ist wahr, eine unförmliche Nase, aber sinnreicher Verstand« und darunter für die Gebildeten »Nasutus sed acutus«. Nicht nur die große Zahl der Sprichwörter nasalen Ursprungs beweisen die Vorliebe des Volkes für die Nase; es existieren

zahlreiche Flugblätter, die allein aus der Nasengröße Kapital schlagen. Daß die Röte derselben schon sehr frühzeitig den alkoholischen Beigeschmack hatte, sei nebenher bemerkt.

Zwei Flugblätter aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sollen hier als Belegstücke für die naiv bäurische Witzesarmut jener Zeit erwähnt werden. »Der großmächtige, dickprächtige, langstreckende, weitschmeckende Nasenmonarch.« Da steht er in der Mitte des Bildes



Fig. 48. Grotesker Kopf (multiple Neurofibrome?).

Von Ribera Spagnoletto (1588 bis 1656).

mit seiner respektablen Knollennase und um ihn herum eine Flucht von Dingen unmöglichster Art, mit denen dieser Nasensuperlativ verglichen werden kann und in dem folgenden Gedicht verglichen wird. Horn, Hirtenstab, Vogelnest, Rotzbutterfaß und so weiter sind Proben dieser geschmackvollen Geistesrichtung. Als Illustrationen der beliebten Redewendung des Nasenschleifens finden wir mehrfach

Der großmächtige / dickprachtige / langstreckende / weitschmeckende  
**Nasen Monarch:**  
 Mit seiner hochansehnlichen / breitberühmten naseweissen / vielnutzbaren  
 Grossen Nase



Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Fig. 49.

Einblatt mit drei Spalten Versen.

graphische Niederschläge, so auf einem obszönen Flugblatt »Der Nasenschleifer«, dessen weite Verbreitung wir schon daraus entnehmen können, daß wir teilweise Nachahmungen desselben auf ähnlichen Flugblättern antreffen (siehe Figur 77). Das Blatt ist zur Reproduktion zu ordinär.

Aus den Proben solcher plumpen Spässe geht es schon hervor, daß die Nasenverspottung ein steter Trumpf in der Hand der Witz-



linge auch der deutschen Vergangenheit war, noch mehr erhellt dies aber aus dem literarischen Nachweis. Denn Leonidas von Tarents Beispiel hat vielfache Nachfolgeschafft gefunden. Das Thema ist



Fig. 50.

ja in unseren Tagen wieder modern geworden durch Rostands schönes Versdrama. Doch uns interessiert hier ein medizinischer Gascogner Kadett mehr. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte an des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Hofe ein



Narr, Klaus mit Namen. Diesem passierte der Schwank, den Hans Sachs zweimal dichterisch verwertete, als Fastnachtspiel und als dramatisches Gedicht. Bezeichnend ist es nun, daß Sachs als lächerliche Person statt des Ritters mit der Riesennase einen Doktor der Arznei nahm. Das zog mehr. War doch damals der Arzt der Harlekin auf allen Bühnen und der Prügeljunge, auf dem selbst ein Schuster herumtrampeln konnte.

Einige Verse Sachsens seien hergesagt. Der Junker erwartet den klügsten Mann im deutschen Land zu Gast:

Es ist ein Doctor der Arzenei  
Auch künstereich in Alchimey  
Versteht sich auf das Saitenspiel  
Und schiesst gewand auch nach dem Ziel  
Versteht sich auf das Waidwerk wol  
Was ein Hofman wissen soll,

kurz, er ist ein Gentleman comme il faut, nur schade, daß er eine kolossale Nase hat. Während des Begrüßungstrunkes, der natürlich in rotem Xereswein kredenzt wird, kommt Jäcklein, der Narr, herein und sagt:

Gott segne Herrchen dir dein Trinken  
Wie hast du solchen schönen Zinken  
Lass ihn nur lustig weiter ragen  
Er könnte sieben Hennen tragen.  
Ei Lieber sag mir, wie du heisst,  
Ob du der Nasenkönig seist  
Von allen Nasen ausersehn  
Dieweil dein Löschhorn ist so schön.

Gescholten wegen seiner Frechheit, sucht der Narr es wieder gutzumachen:

Du mächtiger baum langer Mann,  
Sag ob ich nicht erfahren kann  
Woher dein Näslein klein genommen  
Woher du bist damit gekommen  
Du nahmst 's wohl einem Kinde fort?

Nachdem die Empörung des Gastes durch diese neue Zumutung sich noch gesteigert hat, setzt der Narr alles auf eine Karte und behauptet frech:



*Für Gsunde Leüth bin ich ein Arzt, Gott helff den Krancken,  
 Mein großer Hut umfaßt die Vielheit der Gedancken,  
 Mein gantzes Kleid zeigt an die Kunst die in mir steckt,  
 Was der Urin verbirgt, mein Lange Nas entdeckt.*

Fig. 51.

Buntdruck von Jeremias Wolf, Augsburg zirka 1700.

Ich frage nicht verehrter Gast,  
Ob Du überhaupt eine Nase hast  
Sie soll ob gross nun oder klein  
Von mir nun unbekräh't sein.

Der Erfolg war vorauszusehen:

Fritz nimm den Narrn in Teufels Namen  
Und bind ihm alle vier zusammen  
Mit einem Strick, wie einem Kalb  
Und streich ihm tüchtig allenthalb  
Das Hinterteil mit einer Rute,  
Und hör nicht auf, bis dass er blute.

Gewissermaßen als Illustration zu diesem Doktor mit der langen Nase kann ein Einblattdruck aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gelten, der in Augsburg bei Jeremias Wolf erschien. Die Storch Nase des Doktors wird hier als glänzend diagnostisches Werkzeug, um in die Uringläser hinein zu sehen und zu riechen, gefeiert. Hinten hängt dem Doktor das Urinkörbchen an, aus dem schalkhaft ein Vögelchen herauslugt.

Darunter stehen die ironischen Verse:

Für G'sunde Leüth bin ich ein Arzt, Gott helff den Krancken etc.

## DIE GICHT.

Unter den menschlichen Gebrechen, die mit einem gewissen Humor, namentlich von der gesunden Umgebung, getragen werden, steht obenan das Zipperlein, die Gicht. Jedenfalls ist dies peinvolle Leiden die Krankheit der Witzblätter. Nicht nur in den Fliegenden Blättern muß sie beinahe in jeder Nummer herhalten, schon seit alters ist der Pfortengram das Steckenpferd leichtfüßiger Spötter. Da im Laienmund die Gicht das unausbleibliche Geschick aller Verehrer des Bacchus ist, so ist sie die Heldenkrankheit par excellence geworden. Es kommt hinzu, daß viele Ritter von Geist von ihr heimgesucht wurden, so vor allen Goethe, Franklin, Friedrich der Große, der Chemiker Berzelius, Bismarck, um nur einige zu nennen. So

scheint diese Krankheit zwiefach geadelt durch den Geist, den Spiritus vini et animi. Zu all diesen Belegen für die noble Herkunft der Krankheit kommt noch ein literarischer Adelsbrief, den Rabelais überschrieb und den Fischart mit deutscher Gründlichkeit siegelte. Hat sich auch von dem Riesen Rabelais und dem Moralpoeten Petrarca Johann Fischart gar manchen Spaß und manche Idee geholt, so bleibt doch Originelles genug übrig. Durch die echt deutsche Hefe ist der süße Kuchen Fischarts schmackhaft aufgegangen; das Ganze mundet, auch wenn die Rosinen und Mandeln nicht im eigenen Garten wuchsen.

#### Podagrammisch Trostbüchlein.

Inhaltend Zwo artlicher Schuz Reden von herlicher ankunft, geschlecht. Hofhaltung Nuzbarkeit vnd tifgesuchtem lob des Hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräuleins Podagra. Nun erstmals zu kitzligem trost vnd ergezung andächtiger Pfortengrammischer personen oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfern lustig vnd wacker (wie ain Hund auf dem Lotterbett) bossirt vnd publicirt durch Hultrich Elloposcleron 1577 (Figur 52).

Wie Rabelais den Gargantua schrieb für seine

lieben Spanisch Feuerleut und seine allerwertesten Podagristen, so will Fischart die Maulhenkolie beim Versagen der Arznei und Gymnastik heilen durch die seelenergötze Philosophie. Diese arbeite mit zwei nie versagenden Mitteln des Trostes. Einem dasjenige, was man für gut hält, als böse und schlecht zu beweisen und umgekehrt. So pflegen die Ärzte, wenn der böse Pfortengram nicht weichen wolle, zu lehren,



Fig. 52.

Vom Titelblatt des Podagrammisch Trostbüchlein.  
Von Johann Fischart (Kloster Bd. X).



er sei gar köstlich — an den Füßen anderer Leut, weil sie dadurch ewig Patienten haben. Die Krankheit müsse aus der Seele heraus kuriert werden, indem der Arzt für Erheiterung der Kranken Sorge. In diesem Sinne sei das Buch geschrieben für die Krückenhupfer,

EL AVARO, QUANTO MAS TIENE, MAS QUIERE.



Fig. 53. Die Hydropsie als Symbol des Geizes.

Aus einem spanischen Emblembuch des siebzehnten Jahrhunderts.

und diese mögen es annehmen lustig wie faule Äpfel auf dem Stroh und dem Autor nichts wünschen, was sie selbst gerne los wären. Aus der Vorrede entnehmen wir noch folgendes. Sie richtet sich an alle Podagramsgeduldige und Zipperlinschuldige, das ist, die es entweder schon gedulden, oder noch mögen verschulden. Vor sieb-



zehn Jaren hat der hochgelehrt Herr Elias Anhart von Grätz, Physicus, auf der Schemniz inn Hungarischen Bergstätten, ain general Consilium (doch unberuten zu Trident) Podagricum inn truck gefärtiget, für uneingewurzelte, unnodisierte, unknöpfige, unverkalkstainte nit sandkrisige und Nestelverknipfte Podagra, oder Fusskrankhait vnd schmerzlichen fluss (als er es nennt), darin er anlaitung gibt wie im, wann es noch nicht veraltet vnnd ein unverschamter gast



Fig. 54. Die Last des Reichtums.  
Bei Fr. Campe.

worden, mit Medicin, auserlichen Mitteln vnd Arzeneyen fürzukommen, fortzubawen oder abzuprechen seie.

Wa — aber — der Artzt nicht meh kan  
Da fängt der Prediger an  
Wann die Arzney am Leib will fälen  
Da sucht man erst Arzney der Selen  
Wa Apoteck öl nicht will schirmen  
Da sucht man hailig oel zum firmen.

Den Ursprung der zarten Dirne Podagra gibt Fischart zu Trost der »Teutschen hausschimmeligen Podagrischen« ungefähr folgendermaßen zum besten. Die ältesten Poeten erzählen, dass Bacchus der Liebe Weinpater mit andern Göttern einstmals bei einem guten schlamp und wolleben gewesen sei, und von dem Nektar, den der himmlische Erbschenk Ganymed nach aller Genüge gestrichen voll einschenkte, so viel eingenommen habe, dass er davon erhitzt sich bei der holdseligen Libgöttin Veneri zu täppisch gemacht und sie zu ainem Beischlaf vermochte, welcher plinde beischlaf bald also viel schaffte, das daraus über ain kurze Jarzeit die wirkung an der Geburt des zarten Töchterlins Podagra aussprach. Ja aus disen zwo leibsmächtigen Personen Baccho und Veneri ist unser auch leibmächtig Hildin Pfortengram, welches wir nach vermögen zu preisen vorhaben's, erzielet.

Nascitur ex Venere et Baccho, solventibus artus,  
Filia, quae solvit membra, Podagra, virum,

eine griechische lateinisierte Dichtung, die der gründliche Fischart noch einmal zur besseren Deutlichkeit so übersetzt:

Aus Baccho, der mit seinem Wein  
Die Glieder schwächt, wann er schleicht ein  
Und aus Venus, die mit dem gailen  
Die Glieder auch schwächt und thut thailen,  
Da ist ain Tochter her geboren  
Die recht die Glieder kann erboren  
Haisst podagra, Fussgrammerin  
Ain rechte Gliderfölderin.

Diese schlaftrunkene und weingeile Beiwohnung beschäftigt den Autor noch seitenlang. Originell ist seine Wortableitung. Er meint, die Ehmutter Venus hätte nach ihres Beischlafers Namen, der Liber Pater war, auch Libera und Libitina geheißen, welches so viel lautet wie libedina oder Liebdienerin.

In diesem Tempo wird Trost weiter verzapft, und alle von der Grimmhildin Podagra Heimgesuchten mögen sich im Trostbüchlein solchen verschaffen mit der Bemerkung, daß das seltene Büchlein,



dessen Titelholzschnitt wir bringen, seinen Neudruck im Band X des Klosters gefunden hat.

Kommen sie aber durch Fischart glücklich von den Schmerzen los, so liegt die Gefahr eines Rezidivs vor, wenn sie zufällig das 1661 erschienene »Solatium Podagricorum« des Jesuitenpaters und kühnen Sängers Jakob Balde in die Hände bekommen. Auch dieses Buch besteht, wie Fischarts Trostbüchlein, aus zwei Teilen, der erste ist Prosa, der zweite *lusus satyricus adversus Burchardum*



Joh. Mart. Will exc.

Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Am Ende kommt der Tod zu meiner Ungeduld  
Und dann bezahl ich ihm die lang geborgte Schuld.

Fig. 55.

Sallium ginthronem, reine Poesie. Das Titelblatt zu diesem kleinen Buch ist ganz amüsan. Ein Gichtbrüchiger sitzt im Lehnstuhl fest; ein Eichhörnchen als Symbol der schnellen Beweglichkeit hockt auf dem Bettpfosten; Pfeife und Weinflasche sind weggesetzt und nur reines Wasser steht vor dem Kranken, daneben Arznei und eine Büchse mit der Aufschrift »Patientia«. Vor dem Podagrsten aber steht, wie Apoll gekleidet, die Leier in der Hand, der Dichter, an seiner Seite ein gichtbrüchiger Hahn.





seiner Wohnung sich das Vergnügen seines Lieblingssports, den Fischfang, leistend.

Bellangé hatte schon 1822 eine ähnliche Idee, als er für das *Album comique de Pathologie pittoresque* die Gicht karikieren sollte. Er malte einen alten, gichtbrüchigen General, der sich auf seinem Krankenstuhl von seinen Lakaien herumziehen läßt und offenbar eine Attacke auf einen Feind oder etwas Ähnliches kommandiert. Im Hintergrunde bläst ein Lakai auf einer Schnapsflasche zum Angriff.

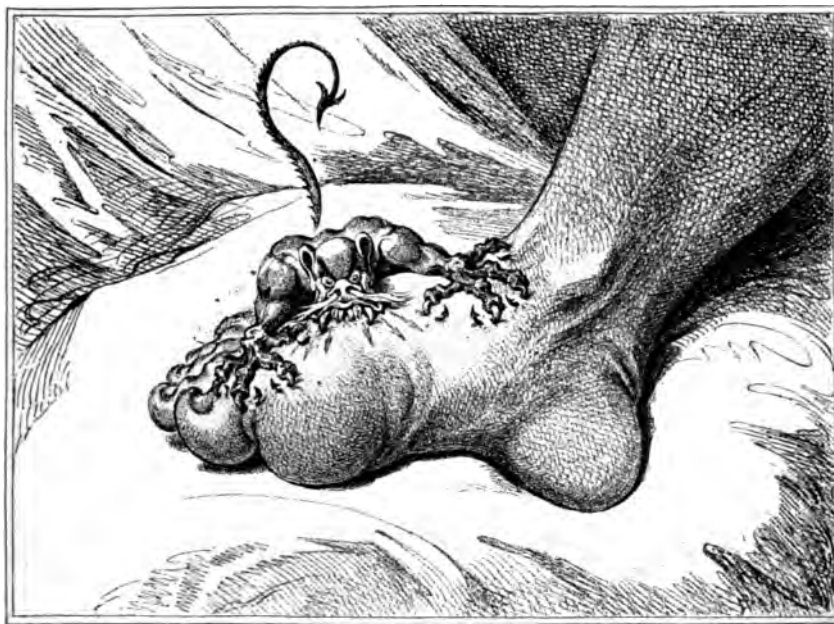


Fig. 57. The Gout.  
Von James Gillray (1799).

Als Gegenstück zu Baldes Eichhörnchen kriecht am Boden eine Schildkröte.

Aus der großen Zahl satirischer Blätter über die Gicht sei noch ein fliegendes deutsches Blatt aus dem siebzehnten Jahrhundert erwähnt, welches wiederum den traurigen Beweis dafür liefert, daß attisches Salz damals in Deutschland nur in kleinsten Mengen vorkam. Ein Gichtkranker liegt im Vorderplan auf einem Sessel und zwei Stühlen. Unter beiden dick verbundenen Beinen sieht man ein Todeszeichen, oder sollen diese Marken vielleicht Beschwörungs-



1. The first part of the document is a letter from the author to the editor, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

2. The second part of the document is a letter from the editor to the author, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

3. The third part of the document is a letter from the author to the editor, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

4. The fourth part of the document is a letter from the editor to the author, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

5. The fifth part of the document is a letter from the author to the editor, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

6. The sixth part of the document is a letter from the editor to the author, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

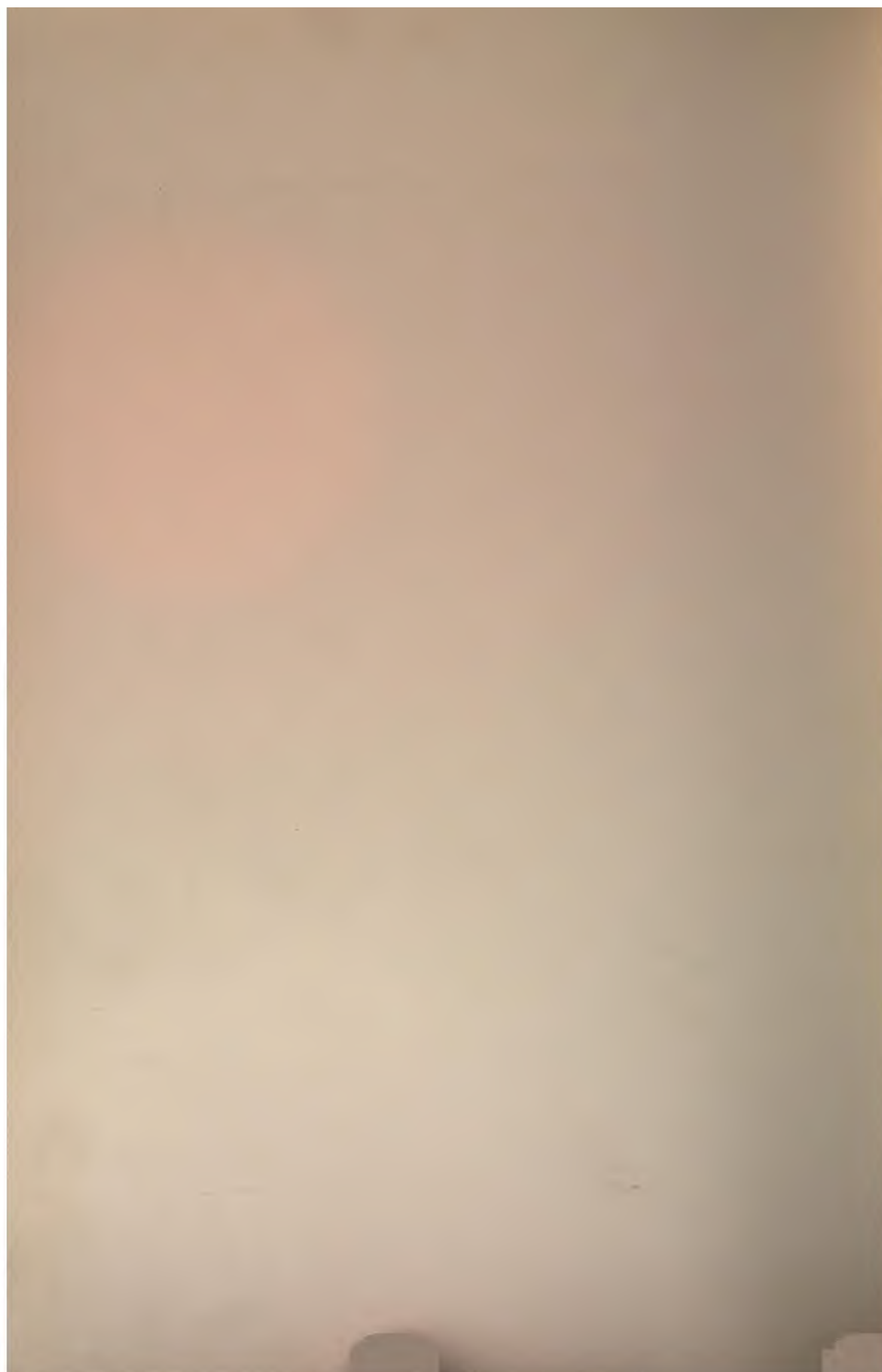
7. The seventh part of the document is a letter from the author to the editor, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.

8. The eighth part of the document is a letter from the editor to the author, dated 10/10/1910. It discusses the author's interest in the subject of the paper and mentions that the author has been working on it for some time.



An Address of Thanks from the Faculty to the Right Honorable Mr. Ingham for his Kind Visit to this Country.

Karikatur auf die Influenzaepidemie vom Jahre 1803.



ist es Euch herzlich gegönnt, mit den Zähnen zu knirschen und die schrecklichsten Grimassen zu machen, zu wüten, wie wilde Tiere zu schreien, im Hause zu poltern und den Eurigen an den Kopf zu werfen, was Euch gerade in die Hand kommt. Als Gage für diese Zugeständnisse, alles alternativ monatlich zu zahlen, verlangen wir la Sciatique, la Colique néphrétique, les Révolutions d'humeurs, la Courte-Haleine, les Nodus aux mains et aux pieds, les Crampes et les Torticolis, und zum Schluß als Gratifikation das Miserere. Gegeben ist das Ganze zu Gouttopolis à l'Hôtel des Incurables le 33<sup>e</sup> de la lune, signiert von Archipodachiragricus (et plus bas, par Monseigneur, de Nephretibus). Das Patent ist gratis zugestellt, extra der Wein für den Überbringer.

Bei Campe erschien eine deutsche Karikatur, die sich der Zeichnung nach an ein französisches Vorbild anlehnt. Die Last des Reichtums oder der von hungrigen Dichtern besungene, von Schmerzen gequälte reiche Podagrist kann sich der Welt, des Weins, der Pferde, der Jagd und der schönen Natur nicht freuen. Hätte er weniger — so hätte er mehr (Figur 54).

Doch all diese Selbstironie und Aufwand an Geist und Witz verblaßt vor der Schilderung eines Gichtanfalls durch James Gillray. Da liegt der durch Gichtknoten veränderte geschwollene Fuß, wie ein Noli me tangere auf weichen Kissen. Aber der Teufel Podagra hat sich vampirähnlich in das Zehengelenk eingebissen und seine spitzen Krallen in das Fleisch gesenkt. Das ist keine Krankheitsbeschreibung mehr, das ist die beste zeichnerische Onomatopoesie, die man sich denken kann, das ist der Anfall selbst (Figur 57).

## INFEKTIONSKRANKHEITEN.

Der große Schrecken vor der Pest war im Mittelalter und bis hinein in die Neuzeit so überwältigend, daß jemand, der sich über diese göttliche Züchtigung lustig gemacht hätte, wohl einfach totgeschlagen worden wäre. Wie sehr sich das Taktgefühl der Welt inzwischen verändert hat, ergibt die Betrachtung der Unmenge von



Cholerakarikaturen. Doch zwischen Pest und Cholera kam mit Windeseile über den Erdboden gehuscht eine Krankheit, die schon Sydenham 1675 beschrieben hatte: die Influenza. War die be-



Fig. 58. Der Präservativmann gegen die Cholera.

deutendste der Influenzaepidemien des achtzehnten Jahrhunderts die des Jahres 1781 auf 1782 gewesen, so zeichnete sich die des Jahres 1803 durch eine besondere Tenazität aus, nachdem diese merkwürdige Seuche eigentlich die letzten Jahre des Jahrhunderts kaum ganz



verschwunden war, eine Eigenschaft, die sich übrigens nach hundert Jahren wiederholen sollte. Dann aber hatte die Welt zirka zwanzig Jahre Ruhe. Diesen Moment des Abschieds aus England hat J. West in seiner Karikatur dargestellt in Form einer Dankadresse der medizinischen Fakultät an Honorable Mr. Influenzy for his Kind Visit to his Country. Das Influenzagespenst, selbst zum Umfallen elend, sitzt



Fig. 59. Porträt eines Cholerapräservativmannes  
oder strenge Diät, wie sie heutigen Tages leicht zu halten wäre.  
Text von M. G. Saphir.

auf dem Stuhle der Nacht, umgeben von einer Kollektion von Medikamenten, unter denen James Powder, Laudanum und ein Riesenfaß mit Peruvian Dark die Hauptrolle spielen. Zu seinen Füßen legt der Sprecher der Fakultät ehrfurchtsvoll eine Dankadresse nieder. In ihm und den anderen acht Ärzten müssen wir

zum Teil als solche namentlich bezeichnete bekannte Ärzte Londons erblicken, von denen jeder natürlich ein anderes Mittel gegen die Krankheit preist (farbige Tafel No. II). Der Hauptwunsch aber, der auch an erster Stelle angebracht wird, ist: Laß bitte einige Reminiscenzen an dich zu unserem Benefiz zurück. Die Karikatur ist wohl in Erinnerung an Holbeins berühmtes Gemälde: »Die Vereinigung der Chirurgen- und Badergilde« ausgeführt (siehe: Die Medizin in der klassischen Malerei, Seite 75).

Ein anschauliches Bild von den Zuständen, die die Influenza, la Grippe in Frankreich genannt, schaffte, lesen wir in »London und Paris« vom Februar 1803. Dasselbst ist auch ein Gassenhauer niedergelegt, den damals alle Bänkelsänger vortrugen; wir bringen eine Strophe, die sich auf die Ärzteschasse bezieht. Der gewöhnliche Preis für den Besuch eines Arztes in der Epidemiezeit stieg auf drei Livrestaler:

Je médecin pour nous guerir  
Cherche lui même à nous survivre.  
Sans nous empêcher de mourir  
Nos écus le feront bien vivre.  
Gare à vous mes amis,  
Que la grippe ne vous agrippe  
Gare à vous mes amis  
La grippe est de mode à Paris.

Natürlicherweise fällt ein solcher Spaß mit einer Gefahr, die beinahe vorbei ist, auf fruchtbaren Boden, aber was war diese Epidemie gegen die Cholerapandemie des Anfangs der Dreißigerjahre und namentlich gegen die Furcht, die man vor derselben hatte. Diese Choleraphobie wurde unterhalten durch die dauernden Berichte aus der ganzen Welt, da bis zum Jahre 1837, in welchem Berlin noch einmal heimgesucht wurde, die Cholera auf unserer Erde herumvagierte.

In der Zeit vom 30. August bis 30. Januar 1832 starben in Berlin von 2274 Erkrankten 1423 und an diesem letzten Tage schlug man dankerfüllt den Erlösungstaler. Auf der Vorderseite sieht man die Berolina vor dem Todesengel mit dem Schwerte hinsinken. Die



Umschrift lautet: Demütiget euch unter der gewaltigen Hand Gottes. Auf dem Revers kniet die Berolina, Dankgebete verrichtend, darunter die Worte: Von der Cholera erlöst 30. Januar 1832. Die Umschrift: Bei dem Herrn ist Gnade und viel Erlösung.

Man kann sich den erneuten Schrecken und die Aufregung vorstellen — und viele hängen ja mit diesen Ereignissen noch durch Vaters



Fig. 60. Porträt einer Cholerapräservativfrau.

oder Großvaters Erzählungen lebendig zusammen — als schon im Juni desselben Jahres von neuem die Plage die Stadt erreichte und beinahe alle Erkrankten auch hinwegraffte. Liest man die Zeitungsnachrichten aus jener Zeit durch, so zeigt sich so recht das bange Interesse, mit dem man den Todeszug der Seuche verfolgte, es zeigte sich aber auch zum ersten Male das Gefühl der internationalen

Gemeinschaft gegenüber einem Feind, der ohne Zweifel trotz aller Absperrrmaßnahmen die Völker näher brachte und ein gemeinschaftliches Vorgehen als nutzbringend empfahl. Die Schlußakkorde der Souvenirs du Cholera Morbus von François Fabre kurz nach der Epidemie lauten:

Calmez, calmez aussi les haines politiques  
Que nourrit le dégoût de vos terreurs paniques,  
Ne vous irritez plus d'un cri de liberté,  
Écoutez la justice, aimez l'humanité.  
Nous, peuples, liguons-nous, mais par les ligues saintes;  
Nos gouvernants alors respecteront nos plaintes;  
L'abondance et la paix tûront le choléra  
Venez donc. **Aidons-nous, le Ciel nous aidera.**

Zwei Dinge waren es, die die Gemüter am intensivsten beschäftigten. Was ist die Cholera und wie schützt man sich am besten vor derselben? Diese beiden Dinge spiegeln sich auch in den Cholera-karikaturen wider.

Zunächst, was ist das Choleragift, so flüchtig, so giftig, so klein und doch so mächtig? Jeder Mann im Volke hat in jenen Tagen darüber nachgedacht und sich seine Meinung gebildet und doch wußte niemand die Wahrheit. Es war, wie die Karikatur (Figur 58) zeigt, eine große und harte Nuß, deren Schale erst im Jahre 1883 Robert Koch mit genialer Hand aufbrach.

Mich nach Vorschrift zu bepacken, unterließ ich nie,  
Doch das Nüßchen dort zu knacken, heißt die Frage — wie?

Auf dem Nährboden der Todesangst wucherten natürlich üppig die unfehlbaren Mittelchen wie Schimmelpilze und ihre Anpreisung wurde selbst zur Plage. Darin aber war man einig, wenn die Krankheit erst Besitz ergriffen hatte, waren die Mittel für den Kranken und für den Lieferanten nicht mehr von Nutzen, man warf sich also auf die Präservative.

Auch ärztlicherseits stand man der Krankheit ziemlich ratlos gegenüber, was am besten sich noch in den Thesen der Cholera-konferenz des Jahres 1874 wiedergibt. »Mittel, welche mit Sicherheit das Choleraagens zerstören, sind bis jetzt nicht bekannt.«

Noch 1882, ein Jahr vor Entdeckung des Choleraerregers, empfiehlt Häser Chinin, frische Luft und Wasser. Faber spricht sich über die 1832 in Paris angewandten Mittel, die nicht verhindern konnten, daß in kürzester Zeit zirka zwanzigtausend Opfer starben, so aus:

Il (das Choleraemonstrum) se rit de vos soins, joue avec votre vie  
Irez-vous labreuver du punch de Magendie,  
Ou comme Récamier, d'une glaciale eau  
Inonder et crisper les pores de sa peau!  
Qu'importe avec Breschet que le malade sue,  
Que Broussais l'abandonne à l'avide sangsue  
Qu'on humecte à longs traits son estomac ardent,  
Ou lentement promène un citron sous sa dent!  
Ou de Petit enfin que le brûlant endos  
D'un fer incandescent ait sillonné son dos!

War es da auffällig oder unnatürlich, wenn man sich prophylaktisch schützen wollte, und sich um die sogenannten Präservativmittel riß.

In dieser Zeit der Angst und der Panik brachte ein Blatt, das Porträt eines Cholerapräservativmannes, eine gewisse Beruhigung. Wenn man über etwas lachen kann, ist es schon nicht mehr so schlimm, und die Tatsache, daß dies Blatt, welches der berühmteste Witzling seiner Zeit, Saphir, kommentierte, an vielen Stellen kopiert und etwas verändert nachgedruckt wurde, spricht für seine Begehrtheit. In Tausenden von Exemplaren wurde es verbreitet, so daß es sich heute noch beinahe in der Mappe jedes Antiquars befindet. Die schwache Illustration wird folgendermaßen von Saphir erklärt.

»Ein Mensch, mit allen Präservativen versehen, muß folgendermaßen einhergehen. Um den Leib erst eine Haut von Gummi elasticum, darüber ein großes Pechpflaster, über diesem eine Binde von sechs Ellen Flanell. Auf der Herzgrube einen kupfernen Teller. Auf der Brust einen großen Sack mit warmem Sand, um den Hals eine doppelte Binde mit Wacholderbeeren und Pfefferkörnern gefüllt, in den Ohren zwei Stück Baumwolle mit Kampfer, an der Nase hat er eine Riechflasche von Vinaigre des quatre voleurs hängen, und in dem Munde eine Zigarre. Über den Binden ein Hemd in Chlor-



kalk, darüber eine baumwollene Jacke, darüber einen heißen Ziegel und endlich eine Weste mit Chlorkalk. Flanellene Unterbeinkleider, Zwirnstrümpfe in Essig gekocht und Schafwollstrümpfe darüber mit Kampfer eingerieben. Sodann zwei Kupferflaschensohlen mit heißem



Fig. 61. Szenen der Cholerabühne.

Reisender einer Cholerapräservativniederlage von Einbildungshausen empfiehlt etc.

Wasser gefüllt und Oberschuh darüber. Hinter den Waden hat er zwei Wasserkrüge hängen. Sodann einen großen Überrock mit Schafwolle und Chlor und über den ganzen Anzug einen Mantel aus Wachseleinwand und einen dito Hut. In der rechten Tasche





Fig. 62. Le ministère attaqué du Choléra morbus.  
Politisch-medizinische Karikatur auf die Cholera 1832. Aus La caricature (Journal) von Grandville.

trägt er ein Pfund Brechwurzel und ein halbes Pfund Salbei, in der linken Tasche ein Pfund Melissentee und ein Pfund Eberwurzel. In der Westentasche eine Flasche mit Kamillenöl und eine Flasche mit



Fig. 63. Die wohleingerichtete kleine Hausapotheke für einen seine Gesundheit liebenden Cholerapräservativmann.

Kampferäther. Auf dem Hut eine Terrine mit Graupensuppe, in der linken Hand einen ganzen Wacholderstrauch und in der rechten ein Räuchergefäß, worauf eine Tasse mit Essig und Gewürznelken. Hinter sich, an den Leib gegürtet, schleppt er einen Karren nach sich,

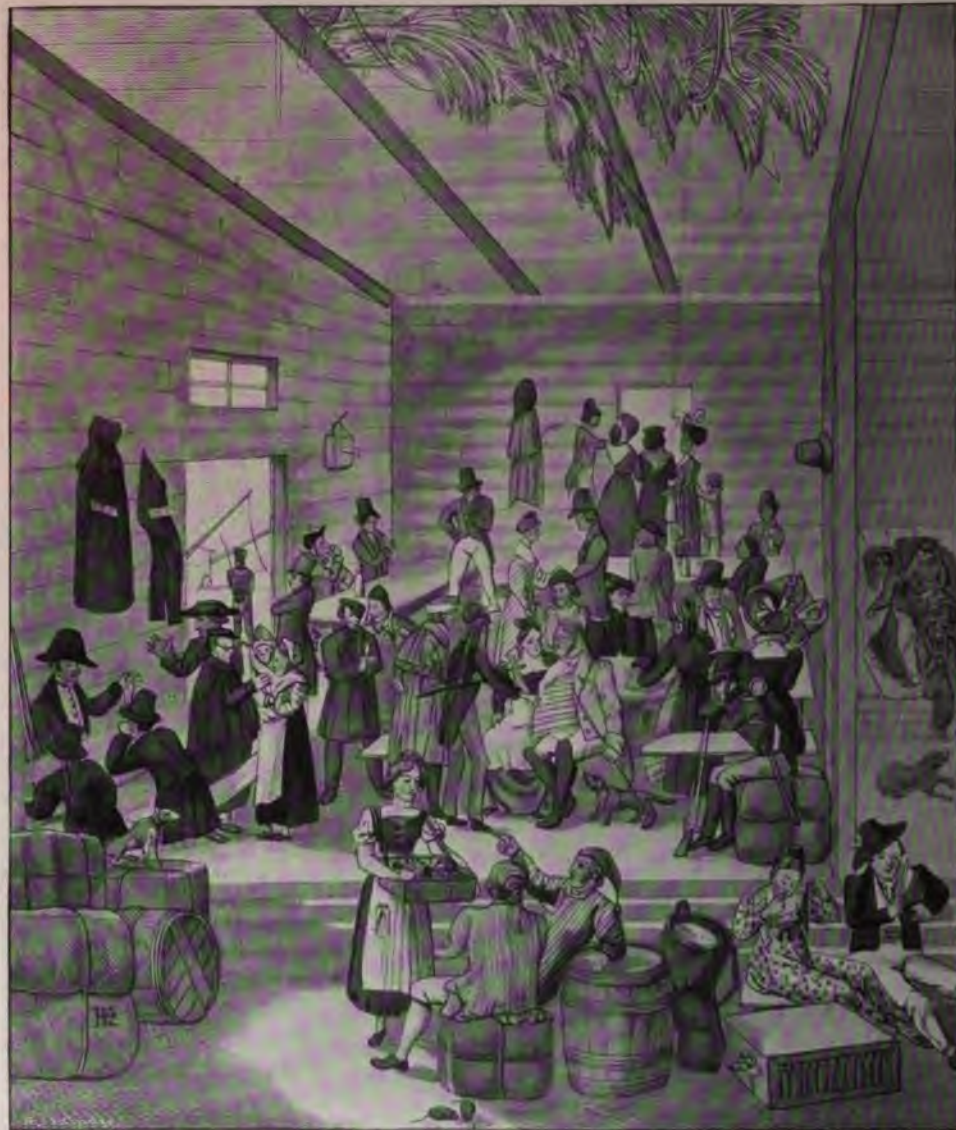




Fig. 64. An Attack of Cholera at the Horticultural Gardens.



auf welchem sich eine Badewanne, fünfzehn Ellen Flanell, ein Dampfbadeapparat, eine Räucherungsmaschine, acht Frottierbürsten, achtzehn Ziegel, zwei Pelze, ein Bequemlichkeitsstuhl und ein Nachtgeschirr



Buntdruck 1832.

Fig. 65. Die Leiden und Freuden einer Cholerakontumazanstalt.

befinden. Über dem Gesicht muß er noch eine Larve aus Krauseminzteig haben. So ausgerüstet und so versehen ist man sicher, die Cholera — am ersten zu bekommen.«

Die Cholerapräservativfrau, in Nürnberg erschienen, ist schon



viel seltener zu finden. Statt des Wagens folgt der Dame ihr Schoßhündchen, angetan mit einer Choleraleibbinde, den Schweif mit Fliederzweigen geschmückt und die Füße in Socken. In dem Munde trägt es einen Querstock, an dessen beiden Enden ein Lavementapparat und ein Waschbecken hängen. Um den Hals trägt es eine Kupferplatte mit der Inschrift: »Nur keine Furcht« (Figur 60).

Aus der Zahl ähnlicher Choleramänner wollen wir noch die ganz geistreiche Lithographie eines solchen mit der »wohleingerich-



*Cholera's Wahlverwandtschaft*

Samml. Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 66.

teten kleinen Hausapotheke« erwähnen. Zu den bereits genannten Requisiten kommen hier noch die bekanntesten Choleraautoren hinzu, wie Dr. Hahnemann, Jörg, Harleß, Ammon, Rust, Leo, Antomarchi und andere, und die Szenen der Choleraabühne: Reisender einer Cholerapräservativniederlage von Einbildungshausen (Figur 61).

Wie die Cholera inmitten fröhlichen Treibens unversehens die Menschen faßt, das ist poetisch und dramatisch geschildert, aber auch als Satire behandelt worden. Eine englische Karikatur ist

ganz amüsan, schon wegen des Kostümbildes. Ein Kavalier, der sich offenbar zu ganz anderem Zwecke den botanischen Garten in London angesehen, bekommt inmitten der Schönen seine Attacke. Die deutsche Karikatur erinnert sich recht geschmacklos der einst so beliebten Totentänze und zeigt uns einen Kaffeeklatsch, bei dem das cholerische Temperament der Kaffeetanten in echte Cholera asiatica sich verwandelt (Figur 66).

Obgleich eigentlich zu dem Thema der politisch-medizinischen



Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.

Fig. 67. A Cholera Doctor.

Karikatur gehörig, bringen wir hier noch die französische Karikatur: Das Ministerium von der Cholera ergriffen, von Grandville. Der Minister des Innern liegt bereits mit grünverfärbtem Gesicht entseelt am Boden. Der Minister der Landwirtschaft erbricht Dukaten, der für Justiz die Wage der Gerechtigkeit. Ein Teil der Minister will fliehen, auch Louis Philipp wird es furchtbar schlecht, es entgleitet seiner Hand die Zivilliste mit achtzehn Millionen Franken, und ein unerschrockener Bürger, den hohen Hut auf dem Kopfe, hat das

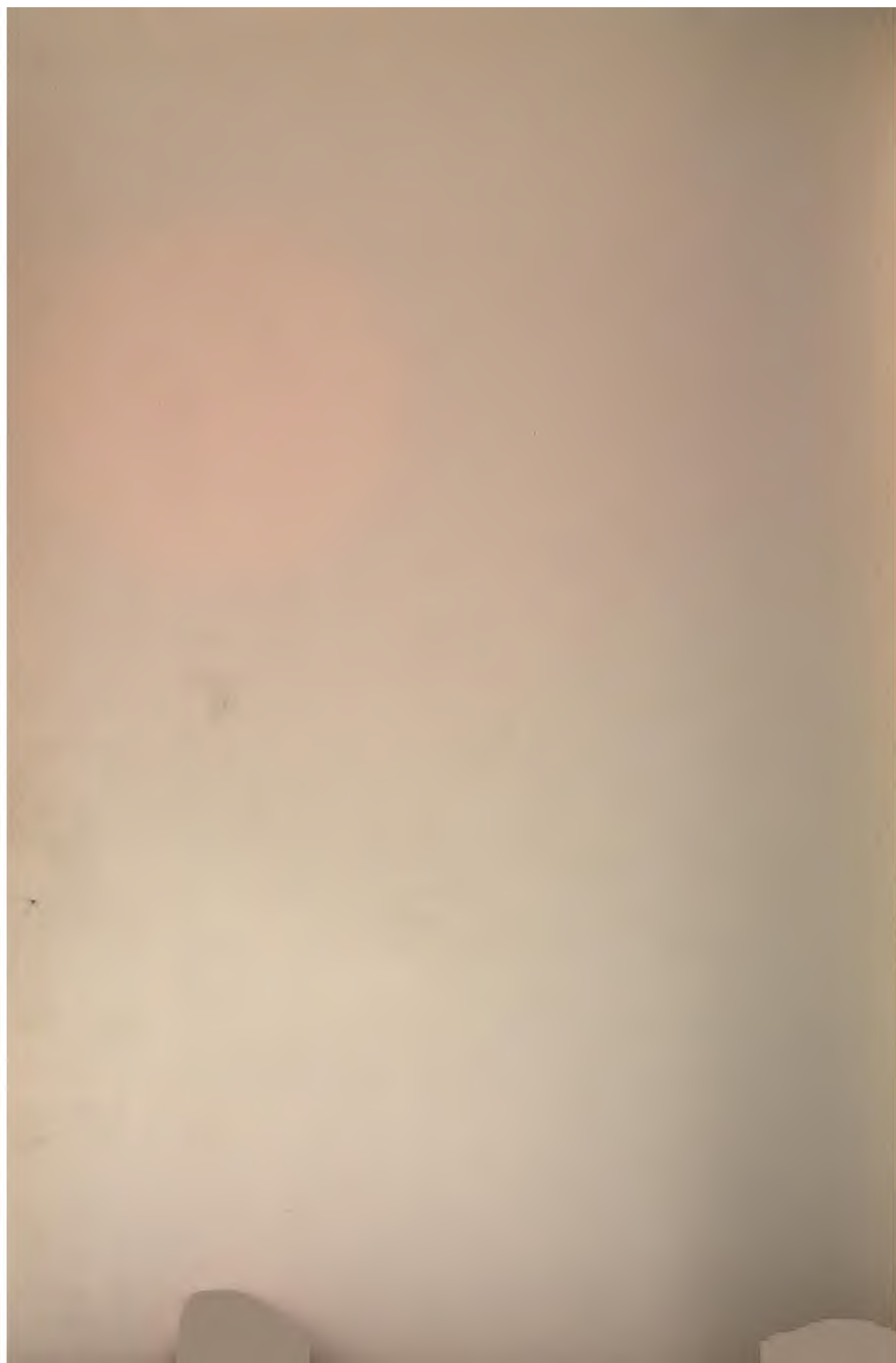




*Aus dem Album com. de Pothol. pittor.*

L'Apoplexie foudroyante.

Der Schlaganfall. Von Ch. Aubry (1822).





Vomitiv für ihn in der Hand. Er soll die Liberté wieder von sich geben (Figur 62).

Ganz im Sinne einer Volkskritik war es auch, daß man sich über die Maßnahmen der Regierung lustig machte, da diese keinen Erfolg zeigten. So geht es zum Beispiel in der Kontumazanstalt, die unsere Abbildung zeigt, ganz lustig zu (Figur 65):

So drunter, drüber sieht es aus  
In dem belobten Reinigungshaus,  
Nicht wahr, das ist erbaulich?  
Zwar glaubt man, daß die Cholera  
Sich dadurch eh'r der Grenze nah',  
Doch man sagt's nur vertraulich.

Die unglaublichen Zustände beim Ausbruch der Cholera in Polen und das Treiben der nach Deutschland Flüchtenden hat ein zeitgenössischer Maler, Joseph Petzl, 1832 zum Vorwurf eines Gemäldes genommen (erschieden bei Cotta).

Zum Schluß dieser Cholerakarikaturen bringen wir noch des berühmten Robert Cruikshank A Cholera Doctor. Was dem einen Eule, das ist dem andern Nachtigall. Da mißgönnt man nun dem durch die Epidemie reich gewordenen Doktor den wohlverdienten Lohn. Springen auch die Toten vergnügt um die Cholerapastete herum, der Patent Imperial Brandy des Dr. Daun hat ihnen sicher nicht als Sprungbrett ins Totenreich gedient. Unser Kollege machte es nur wie der Doktor bei Geoffrey Chaucer um 1390 (Canterbury-Erzählungen 440) nach der Pest:

Er ritt in einem roth und blauen Kleide  
Mit Taffetas gefüttert und mit Seide,  
Doch war er kein Verschwender und hielt fest,  
Was er gewonnen hatte bei der Pest.

Aus demselben Cholerajahr stammt die deutsche Karikatur: »Wie der Doktor in Krähwinkel seinen letzten Cholerapatienten auf allopathischem Wege glücklich durchbringt und somit aus dem Krankenhause hilft.« Welch schauderhaft geistreiche Satire gegen die Ärzte, welcher Aufwand von Witz und Geist gegen einen Stand, der in der Kriegszeit des Cholerajahres seinen Mann gestanden! Aus

dem Fenster eines Choleraspitals zieht ein Arzt einen Kranken, der einen Strick um den Hals hat, so zum Fenster heraus, daß er gerade in einen offenen Sarg fällt.

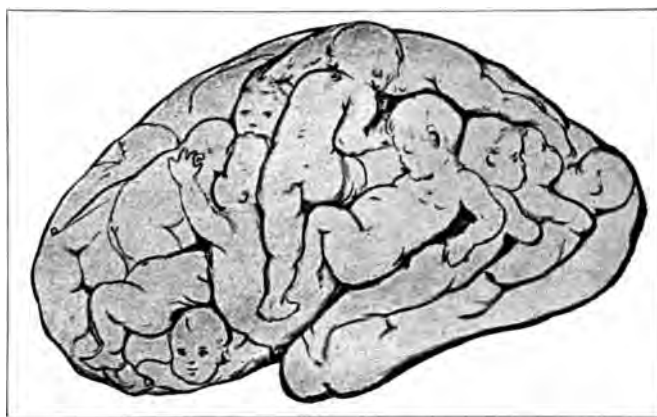
### NERVÖSE AFFEKTIONEN.

Aus dem Tohuwabohu der medizinischen Katermusik läßt sich eine geschlossene Fuge herausnehmen, die zum Gegenstande der verspottenden Darstellung die nervösen Leiden hat; was dann noch kommt, ist ein Potpourri von Einzelheiten.

Die äußere Veranlassung zur Karikierung der großen und kleinen menschlichen Leiden war eine ganz verschiedene. Ein Teil solcher Störungen der Stoffwechselmaschine, Mensch geheißen, trägt an und für sich schon einen etwas lächerlichen Beigeschmack, wie die Migräne, der Bandwurm, die Hühneraugen, andere Leiden liegen den Schwächen sehr benachbart und man hoffte diese wie jene durch das Mittel der Karikierung zu bessern. Dann kam wieder eine Periode, in der eine Gruppe gottbegnadeter Humoristen und Satiriker, die in der Schule der politischen Karikatur groß geworden waren, diesem Milieu durch polizeiliche und imperative Gewalt entzogen wurde. Die durch das Bürgerkönigtum unterdrückte französische Künstlerschar fand andere Absatzgebiete ihres Humors und schuf unter anderem das Album comique de Pathologie pittoresque, von dem wir bald einige Proben bringen werden. Stehen diese Blätter auch nicht auf der Höhe ihrer früheren Leistungen, so beweisen sie wieder das Interesse, das Frankreich jederzeit medizinischen Dingen zuwandte. Wieder andere Blätter entstanden auf Grund lokaler, jetzt schwer kontrollierbarer Ursachen, und wir müssen uns heute an Früchten erfreuen, die wir nicht gesät haben.

Die Migräne, oft das letzte, leider manchmal sogar das erste Mittel der streikenden Herrin des Hauses, ist häufiger und besser Gegenstand poetischer Satire gewesen als Zielpunkt malerischer Laune. Auch die Karikatur im Album comique ist nicht hervorragend. Eine junge Frau sitzt mit gestütztem Köpfchen in dem Sorgenstuhl. Man ist beschäftigt, Hemd und Bett zu wärmen, trotzdem draußen helle

und warme Julisonne ins Zimmer lacht. Der Mann schleicht verschüchtert auf den Socken im Zimmer herum, während das Söhnchen ganz ungeniert die Trommel bearbeitet. Im Gegensatz zu dieser Situationskomik, die den ganzen Reiz des Bildes ausmacht, steht eine Zeichnung Aubrys, die das Problem des Schlaganfalls mit bewundernswerter Künstlerschaft löst. Man versetze sich in die schwierige Lage eines Bildners, die Apoplexie, den Schlag aus heiterem Himmel, mit einer gewissen Realistik und trotzdem mit komischer Wirkung zu schildern, das Unästhetische und Grauensvolle mit witzigem launigen Einschlag. Sehen wir, wie der geniale Künstler meisterhaft seine schwere Aufgabe löste, so glücklich und mit solcher Vollendung, daß



*Samml. Roediger, Frankfurt a. M.*

Fig. 68.

Aus dem Album Prof. Edingers 1886.

man mit Recht seinen Beitrag an die Spitze des ganzen Buches setzte. — Auf einem Sofa, in der Mitte der Szene, liegt der kurzhalsige, untersetzte Mann. Sein schauderhaft widerwärtiges Gesicht ist blau gedunsen, der Mundwinkel hängt gelähmt. Die Perücke ist zur Seite gerutscht. Linker Arm und linkes Bein sind in ihrem gelähmten Zustand nach außen gedreht und zeigen gleichfalls bläuliche Verfärbung. Realistisch bis zur Unästhetik und ekelhaft, wenn man diese Person allein betrachtet (siehe farbige Tafel No. III).

Die komische Wirkung liegt in dem Beiwerk, der Situation und dem Ausdruck. Der Künstler gibt uns die ganze Anamnese. Der alte Schlemmer hat sich in seiner Garçonnière eine kleine Orgie zurechtgemacht. Der Garkoch von nebenan ließ eine Souper auftragen, wie für eine große Hochzeitsgesellschaft. Da stehen sie noch herum, die Schüsseln mit Braten und Leckerbissen. Für die

Anfeuchtung des Essens hat der Gourmand selbst gesorgt, und dies nicht zu knapp. Eine Batterie von Flaschen steht auf dem Tische, lauter gute Tropfen. Clos Vougeot, Maraskino und Anisette und zum Schluß noch die dampfende Punschbowle; alles Indizienbeweise für ein solennes Bacchusfest. Doch auch der Venus hat er gehuldigt. Im Hintergrunde etwas und doch die Hauptperson steht zu Tode erschreckt, schuldbewußt eine Pariser Grisette. Schnell hat sie sich noch ein Tuch umgeworfen, um ihre etwas in Unordnung geratene Toilette zu bedecken. Schließlich kann sie nichts dafür, daß es ein solches Ende mit dem alten Sünder nahm, und statt der versprochenen goldenen Berge hat sie jetzt noch polizeiliche Schikanen, denn ein herbeigerufener Revierkommissär nimmt soeben den Sachverhalt auf. Diesen Mann der Obrigkeit hat vor allem Aubry zum Träger der komisch-satirischen Idee gemacht. Mit seinem Gesichtsausdruck steht und entgleist der Charakter des Bildes; und in Wahrheit gibt das begehrlische Schnüffeln dieses Bureau-menschen die Auflösung des Rebus. Ohne ihn könnte die Antialkoholiga das Blatt in ihre Warntafeln aufnehmen. Es ist unzweifelhaft, es steht ihm auf der Nase geschrieben: der Kerl säuft selbst und die aromatischen Bowlendämpfe haben ihn bereits sympathisch animiert. Mit lüsternem Blick sucht er in die Dekolletage der Grisette einzudringen, und während er selbst sich schon die Freuden des Genusses vortäuscht, wird es dem Beschauer der Szene klar, daß auch dieser Diener der Gerechtigkeit ein Opfer der Venus und des Bacchus sein wird.

Wenn es auch unzweifelhaft ist, daß ein Mädchen im Hintergrunde eine Art von Leichenfledderei betreibt, so überläßt der Künstler dem Leser des Bildes, sich mit dem herbeigerufenen Arzte abzufinden. Packt er sein Instrumentarium aus zum Aderlaß oder wieder ein, weil es schon zu spät ist?

In diesem Bilde Aubrys haben wir ein treffliches Vorbild, wie die komisch satirische Tendenz zu erreichen ist allein durch die rein künstlerische Leistung, ohne daß durch burleske Zutaten oder groteske Verzerrungen ein natürlicher Vorgang vergewaltigt wird. Um die Erzählungskunst des Franzosen richtig zu bewerten, müssen wir noch





Buntdruck.

The Hypochondriac.

Der Verfolgungswahnsinn. Von J. Rowlandson, London (1792).





einen Blick auf die englische Satire über den Verfolgungswahn (farbige Tafel No. IV) werfen. Der Witz und die Erfindungsgabe des großen Rowlandson scheiterte an der offenbar leichteren Aufgabe, und statt einer satirischen Melodie brachte er nur einzelne Noten zu Papier.

Es ist eine interessante Tatsache, daß der Begründer der medizinisch-artistischen Schule in Frankreich, der geniale Charcot, zu dem Studium des Zusammenhangs der bildenden Kunst und der Medizin durch die Betrachtung der Epilepsie und der Tobsucht in der Kunst inspiriert wurde. Richer schildert das anschaulich, wie der Meister vor einem Rubensschen Altarbild zuerst diesen Gedanken festhielt, überrascht von der Realistik der Darstellung.

Wenn man nun berücksichtigt, daß die Auffassung von der übernatürlichen Plage des Besessenseins und ihrer kirchlichen Sühne eines der stärksten Machtmittel der Kirche war, und daß noch zu einer Zeit der beginnenden Aufklärung und fortgeschrittenen Wissenschaftlichkeit auf anderen Gebieten das Licht, das der niederdeutsche Arzt Weyer angesteckt hatte, kaum einem flackernden Kerzenschein gleichkam, so wird man verstehen, daß die Satire sich erst sehr spät an dies gefährliche Kapitel herangemacht hat. Unter der Unzahl von Gemälden und Darstellungen von Teufelsaustreibungen und konvulsivischen Szenen kommt kein Künstler in den Verdacht, daß er, persönlich über der Situation stehend, heimlich eine Satire gemalt habe mit dem ironischen Lächeln der Ungläubigkeit.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts scheint die Behandlung von Geisteskranken noch in den Händen von wirklichen Ärzten gelegen zu haben, und man hat bei Tobsuchtsanfällen nicht wie später nach dem Priester geschrien, sondern zum Arzte geschickt. Beleg dafür ist eine Geschichte des Stricker aus den Streichen des Pfaffen Ameis. Diese Erzählung vom Juwelenhändler ist in kulturhistorischer Beziehung sehr bemerkenswert. Die Vorgeschichte ist kurz folgende. Der Pfaffe Ameis beschwindelt den Juwelenhändler, einen großen Pack Edelsteine in sein Haus zu bringen. Den ahnungslosen Handelsmann läßt er dann fesseln und knebeln. Dann bereitet er seine Abreise vor und geht schließlich zu einem Arzt und bindet

dem ein Märchen auf, daß sein Vater schon zwei Jahre siech und von Sinnen sei und daß er unter Toben immer schreie, man solle ihm sein Gut wiedergeben:

Ich soll ihm zahlen, schreit er immer  
Und damit höret auf er nimmer.

Der Arzt verspricht, den Tobenden und von dieser fixen Idee Gepeinigten wieder herzustellen:

Wenn Ihr mir sechzig Mark wollt geben,  
So will ich bessern ihm sein Leben,  
Daß man ihn sieht verständig wieder,  
Doch drückt mir den Preis nicht nieder.

Ist diese vorhergehende Verständigung über das Honorar nicht unzweckmäßig, so kann man leider das weitere Verhalten des Medikus nicht so bezeichnen. Alles geschah, wie der schlaue Pfaffe geahnt: der herbeigeholte Kaufmann fängt sofort an, nach seiner Entknebelung die Litanei seiner Vergewaltigung herzusagen und wird, als der Arzt ihm nicht glaubt, rabiät. Dieser läßt sich durch nichts beirren und beginnt seine Kur.

Er mußte sich entkleiden,  
Es mocht ihm lieb, mocht unlieb sein,  
Man zog ihm aus die Kleider sein  
Und bracht ihn in das Hitzebad.  
Daß er ein Haus hätt in der Stadt  
Und daß daselbst ein Bürger er  
Und auch ganz gut bei Sinnen wär,  
Das schwor dem Arzt er immerzu.

Obgleich es wirklich nun so war,  
So hielt der Arzt es nicht für wahr,  
Er schor ihm ab das ganze Haar . . .  
Zerstochen wurde ihm das Haupt  
Mit einer Fliete ganz und gar,  
Obgleich er doch nicht irre war,  
Das Bad war ihm so heiß gemacht,  
Daß er beinah da wär verbrannt etc.

Der Arzt ließ nicht locker bis in die Frühe. Der Kaufmann ist nun ganz mürbe, umsomehr als er wußte, daß der fremde Mann mit seinem Gut jetzt schon in Sicherheit sei. Der Arzt droht nun, daß die bisherige Prozedur ein Kinderspiel sei gegen das, was kommen werde, denn nur für den Heilungsfall sei das schöne Honorar ausbedungen. Die kombinierte Schwitzkur hat dem Kaufmann doch noch so viel Witz gelassen, daß er sich nun plötzlich geheilt stellt und die gewünschten Erklärungen abgibt.



Der Arzt: Gott sei gepriesen,  
 Daß er mir diese Gunst erwiesen,  
 Daß ich verständig Euch gemacht,  
 O das war eine selige Nacht;  
 Daß Ihr nun wieder habt den Sinn  
 Und ich auch reich geworden bin.

Als nun der zu dem angeblichen Sohn geschickte Bote mit leeren Händen zurückkommt und es sonnenklar ist, daß der Arzt von einem Betrüger düpirt ist, da versteht auch jetzt noch der gelehrte Doktor nicht die Situation.

Bei der Treue mein,  
 Verläßt er so den Vater sein,  
 So will ich ihn denn damit schänden  
 Und Euch zu dieser Stunde blenden.  
 »Ach nein,« sprach da der Handelsmann,  
 »Da ich mich selber lösen kann.«

Dieser geldgierige Doktor besteht nun auf das Lösegeld, trotzdem der Handelsmann fast sein ganzes Gut schon durch den Gaunerstreich des Pfaffen verloren hat und alle Nachbarn empört sind. Und die Moral? Wie hat sich doch die Auffassung in den sechshundert Jahren verändert. Man schämte sich damals nur der Niederlage um des Verlustes willen.

Daß er dem Arzt muß Geld gewähren	Zum Arzt und hatte solche Macht,
Und dessen sich nicht konnt erwähnen,	Daß er den Kaufmann dazu bracht,
Das kam daher, wie man erzählt,	Daß er die sechzig Mark ihm gab.
Der war vom König auserwählt	Des schämt sich jener bis ins Grab.

Und wir schämen uns noch nach Jahrhunderten über unseren habgierigen und dämlichen Hofkollegen.

Starben nun wirklich geistig Defekte nicht den Hexentod oder verfielen durch ihre Reden und Taten nicht dem folternden Strafrichter, so wanderten sie in die Gasthäuser oder in die Kastenhospitaler, das sind Tollhäuser, in denen jedoch von ärztlicher Fürsorge nirgends die Rede war. So existierte schon 1375 ein solches Irrenhaus mit dem schönen Namen »Tollkiste« in Hamburg. Nur in Spanien gab es schon im fünfzehnten Jahrhundert in Sevilla, Toledo, Valencia

offenbar als Überbleibsel aus der arabischen Blütezeit Krankenhäuser für die Innocentes, wie sie genannt wurden (siehe Ullersperger, Geschichte der Psychologie in Spanien, Würzburg 1871). Im übrigen Europa wurden sie immer noch wie das Vieh gehalten, und es ist ein großes Verdienst des holländischen Gelehrten Daniëls, in dem



*Buntdruck, London 1828.*

Fig. 69. The Cramp.

Amsterdamer Mediko-historischen Museum ein solches Originalgasthaus mit seinem zum Himmel stinkenden Hohn und Spott auf Reinlichkeit und Hygiene erhalten zu haben. Als lebendigste Erinnerung an vergangene Zeiten stehen dort zwei Gitterkästen. Der eine ist ein Bett, von allen Seiten mit gepolsterten Stangen umgeben,

das Bett für Epileptiker und Tobende. Eine wirklich humane Einrichtung. Der andere ist eine schiebbare große Kiste, Rollkutsche genannt, mit Gitter von zwei Seiten, genau das Modell, mit dem reisende Menagerien ihre Bestien befördern. In diesen Käfigen wurden noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein, Daniëls sagte mir sogar bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, die Geisteskranken in den Hospitalgarten geschoben zum Gaudium des Gesindels, welches die Ärmsten so lange durch die Gitterstäbe, nach



*Mediko-hist. Museum, Amsterdam.*

Fig. 70. Rollkutsche und Krampfbett.

Erledigung eines kleinen Eintrittspreises, stocherte und irritierte, bis sie wirklich zu toben anfangen. Man trieb ihnen so die bösen Geister aus! In erfreulichem Gegensatze zu diesem traurigen Treiben stehen einige Versuche, Seelenstörungen und solche der Intelligenz ärztlich zu behandeln. Dem Paracelsus wird eine Abhandlung zugeschrieben: »De morbis amentium«, und der Schweizer Arzt Felix Platter (1536 bis 1614) strebte schon eine individuelle Behandlung an und erklärte sich energisch gegen alle Zwangsmaßregeln. Doch diese Versuche machten keine Schule. Es scheint übrigens, als ob



Geisteskrankheiten nicht gar so häufig vorkamen in einer Zeit, in der die Masse ein mehr vegetatives Leben führte. Leonardo da Vinci sagte von seinen Zeitgenossen, daß die groben Menschen eigentlich



Fig. 71. Karikatur auf die Steinschneider und ihre Klienten.

ein so schönes Instrument wie das Gehirn und die Vielfältigkeit der inneren Einrichtung gar nicht gebrauchten. In Wahrheit seien sie nichts anderes als ein Durchgang von Speise. Durch nichts hätten





*Reichsmuseum, Amsterdam.*

Fig. 72. Karikatur auf die Steinschneider. Von Pieter Breughel (1559).



sie Anteil an der Spezies — Mensch — als durch Stimme und Gestalt, und alles andere sei viel weniger als Vieh (Entwurf zu seiner Anatomie).

Dieser ganz Dummen nahmen sich nun mit Vorliebe die herumfahrenden Gaukler und Scharlatane an. Die alten Hippokratischen Vorschriften gegen die Epilepsie, am Kopf das Glüheisen anzusetzen oder die Stirnvene zu schröpfen — Aretäus empfiehlt sogar



Fig. 73. Des Teuffels Garkuchen.

die Trepanation —, kamen wieder zu Ehren und wurden, wie alle modernen Mittel, übertrieben. Es bildeten sich die Steinschneidespezialisten, die bei Kopfkrämpfen und allerlei nervösen Zuständen angeblich Steine aus dem Kopfe schnitten. In der »Medizin in der klassischen Malerei« haben wir dies Kapitel bereits behandelt und gezeigt, wie Jan Steen diesem Thema schon allen Witz und kaustischen Humor vorweg genommen hat. Streifen diese gemalten Satiren



gegen die menschliche Dummheit bereits auf das karikaturistische Gebiet über, so gab der Gegenstand auch noch Veranlassung zu den ersten wirklichen Karikaturen dieser Art. Henri Meige, der verdienstvolle und zielbewußte Hüter des Charcotschen Erbes in Frankreich, hat in einer interessanten Monographie in der *Iconographie de la Salpêtrière* bereits die betreffenden Blätter veröffentlicht, die teilweise große Raritäten geworden sind. Das Bekannteste ist ein von Allardt



*Grand Carteret: Le Decolleté.*

Fig. 74. Karikatur auf die Steinschneider.

Von Goltzius (?).

geschnittenes Blatt, welches dadurch besonders in weiteste Kreise drang, daß die Zeichnungen und Stöcke desselben durch die Veränderung der Inschriften zu einer Verhöhnung des berühmten Kolonialaktienschwindels benützt wurden. Das Originalblatt trägt die Überschrift: *Comt Mannen en Vrovwen alle bey — en laet v snyden vande key.*

In der obersten Reihe sehen wir neben anderen grotesken Dar-

stellungen wohl die früheste Karikatur auf die erotischen Mönchsflagellationen, die später in der Affäre des Bruder Kornelius ihren Höhepunkt fanden. In der mittleren Reihe agiert eine ganze Steinschneideklinik: Groteske Operateure, noch groteskere Patienten mit dem Freß-, Sauf- und Raufteufel behaftet. Dazwischen sitzt, wie eine Hexe in einem Korbe, jemand, der die Eisen zur Operation glühend macht. Dem Geiste der Zeit vollkommen entsprechend, entledigt sich Hans Narr seines eigenen Steines auf natürlichem Wege. Diese Steinschneidemanier war schon im sechzehnten Jahrhundert in dem Maße als Libretto für die satirische Melodie beliebt, daß man sogar Sprichwortserien nach ihr illustrierte. Aus dem Werke von John Grand Carteret, »Le Decolleté etc.«, bringen wir ein Blatt des Goltzius zum Nachdruck, weil dies mehr noch wie ähnliche den Karikaturcharakter zeigt. Bei einem Heilmeister befindet sich soeben ein Mann unter dem Messer. Eine bereits vom Stein befreite Frau sitzt im Hintergrunde, und soeben schleppt man mit Hilfe der Geistlichkeit unter heftigstem Sträuben ein junges Weib zu dem diplomierten Scharlatan. Während Carteret dies Blatt dem Goltzius zuschreibt, beschrieb H. Meige das Blatt mit der beliebten Unterschrift: Nil opus Anticyras abeas, hic tollitur Aestrum als Arbeit des Dirk de Bry (Iconographie de la Salpêtrière 1898).

Ein ganz grandioses Witzblatt, für die eckige Bauernkomik der niederländischen Malerei so charakteristisch, daß diese Sonderkunst an Originalität mit den Kunstprodukten Japans verglichen werden kann, ist des Pieter Breughel des Älteren Karikatur auf die Gecken, die alle mehr weniger mit ihrem Stein behaftet sind, oder wie man am Rhein sagt, 'ne Fliege im Kopf haben; die Karikatur, welche ich aus dem Amsterdamer Reichsmuseum durch die Güte des Direktors Dr. Moes erhielt, schildert uns in groteskester Form in der Art des Hieronymus Bosch van Aacken, des genialen Phantasten, das bewegte Leben bei der Ankunft eines solchen Steinschneidemeisters. Von allen Seiten kommen sie heran, die guten Leutchen aus allen Ständen, mit ihrer großen Beule am Kopfe: Ritter, Nonnen, Mönche, Metzger, Schuster und so weiter, alle vorzüglich charakterisiert. Auch über



Schlepperpersonal und Assistenz verfügt der Operateur. Der Mann, der außerdem noch den Baß spielt, ein Vorbote zukünftiger ganzer Orchester, verkauft Mixturen. Ein altes Weib, an deren Gurt ein Besteck hängt, assistiert bei der Operation, ein anderer schleppt Kranke heran, wobei ihm das Malheur passiert, daß der Patient sich in seinem Widerstreben an der vollgespickten Geldkatze festhält, so daß diese das mühsam ergaunerte Geld wieder von sich gibt. Dem Operateur, der den Patienten zunächst durch die vor die Augen gehaltene Laterne zu blenden sucht, gucken allerhand Instrumente zur Tasche heraus; ihm zu Füßen liegt versteckt der Lieferant der Steine mit dem symbolisch ausgedrückten Schweigebefehl. Ihm gegenüber sitzt noch festgebunden ein soeben frisch Operierter. Ihm wird von einer alten Vettel Wasser über den Kopf gegossen. Vor seine Stirn ist ein Messer gebunden, nicht etwa als Symbol oder aus irgend einem allegorischen Grunde, sondern gemäß der uralten Sitte, die bei uns am Niederrhein noch heute als blut- und schmerzstillendes Mittel gilt. Jede Beule ließen wir uns als Kinder so mit einem flachen Messer verbinden.

Das Aushängeschild zeigt Prachtexemplare exstirpierter Steine — natürlich haben die dümmsten Bauern auch hier die dicksten — und darunter als Gewerbeabzeichen: das Messer. Rechts unten liegt das Riesenkuckucksei, in dem das Entfernen der Steine gerade en gros vor sich geht. Das privilegierte Blatt, welches auch von H. Meige in der *Iconographie* und von Brissand in der *Münchener medizinischen Wochenschrift* 1904 reproduziert ist, stammt vom Jahre 1559.

Im Geiste jener Zeit stellte man sich die Dinge so vor, daß teils im Kopf und teils im Bauch der Sitz der menschlichen Ungezogenheit sich befände. Das geht schon aus dem Fastnachtschwank des Hans Sachs, »Das Narrenschneiden«, hervor. Die verwünschten Schwächen der Sinne und des Fleisches, als da sind Hoffart, Geiz, Neid, Unkeuschheit und Völlerei, werden dem armen Patienten aus dem Bauch herausgeschnitten und zum Schluß noch ein Paket:

Allerlei Gattung, als falsche Juristen,  
 Schwarzkünstler und Alchymisten,  
 In Summa jene große Schar,  
 Die unser Doctor Brant fürwar  
 In seinem Narrenschiff läßt fahren. . . .

Als Illustration dieser Auffassung diene noch das frühe Blatt:  
 Des Teuffels Garkuchen, von Hildenberg gestochen. Sucht man einen



Germ. Museum, Nürnberg.

Fig. 75. Der Doktor von Kalabrien.

Gradmesser für die Erbitterung in der Reformationszeit, so kann man ihn in der Siedetemperatur dieser Pfaffenküche finden:

Der Teuffel tut sein Mastvieh schlachten,  
 Welches er bisher doch hielt in Achten  
 Mit sonderm Fleiß in Klöstern gemässt,  
 Gefüllt, gespickt aufs allerbest  
 Mit Unkraut lastern allerley  
 Wie er 's gern frißt.

An der Wand hängt an einem Fleischerhaken ein Pfaffe,  
 kenntlich an der Tonsur; der Teufel hat ihm den Bauch geschlitzt



und holt aus den Gedärmen all die Embleme der Laster heraus (Figur 73).

Doch der Sitz der Narretei saß auch, wie wir sahen, im Kopf. Der Schwindel mit dem Kopfschnitt tat bald keine Wirkung mehr, und so ahmte die Behandlung der Verworrenheit die neue chemische Richtung nach, mauserte und modernisierte sich. Der geniale Dubois, Franz de la Boe, am meisten unter dem Namen Sylvius bekannt, hatte



*Sammlung Dr. Roediger, Frankfurt a. M.*

Le Médecin guarissant Phantasie, Purgeant aussi par drogues la folie.

Auch in deutscher Ausgabe mit dem Titel:

»Doctor Wurmbrandt, der im gantzen Land, überall bekandt.«

Fig. 76.

Von Matthias Greuter (Straßburg 1564 bis 1638).

nach dem Vorgang Helmonts neue bahnbrechende Gesichtspunkte für die Physiologie geschaffen und Galens Einfluß zerstört. Dem Aderlaß versetzte er einen Stoß, an dem dieser selbst allmählich verblutete, und das Behandlungsbedürfnis vermehrte er durch eine Reihe meist chemischer Brechmittel. Neben diesen entleerenden Mitteln schuf er den Begriff der Alterantien. Die obersten Prinzipien seiner

Kunst haben noch heute geltenden Schein: Virium conservatio, morbi sublatio, causae correctio, symptomum mitigatio. Die Lehren der neuen chemiatriischen Schule divergierten erheblich von der kürzlich erst statuierten iatrophysischen Auffassung, welche, durch Harveys Entdeckung veranlaßt, alles Krankhafte in Stockungen des Blutes und der Drüsentätigkeit sah. Teilweise als Verspottungen dieser miteinander kämpfenden Theorien, teilweise als Karikaturen auf die Dummheit der Menschheit, teils auch als Brandmarkung der geldgierigen Ärzte und Afterärzte, entstand eine Anzahl namentlich deutscher Flugblätter. Die Bühne der Scharlatanerie hat sich toto coelo verändert. Statt schmutziger Spelunken mit primitivster Einrichtung betreten wir jetzt imponierende chemische Laboratorien mit luxuriöser Ausstattung. Dat Galenus opes. Wenigstens gilt dies Wort für die Glücksritter der Quintessenz. In langen seidenen, rauschenden Gewändern behandeln die Herren physikalisch oder chemisch, ja der Doktor aus Kalabrien auf Wunsch noch arabisch. Als diagnostische Erscheinung schwamm früher ab und zu in der Urinflasche ein Embryo, jetzt wuchs dieser Homunkulus zu einem Hans Narren aus.

Die Narreteien werden jetzt durch das Destillationsverfahren bekämpft. Der in den Brennhelm oder Brennofen hineingesteckte Kopf brodeln und schwitzt allerlei Wahnideen aus; es entfleuchen durch den Kamin Zwangsvorstellungen und Kopfpein, und froh und geläutert zieht man den Kopf aus der Schlinge. Als Erinnerung an frühere krause Ideen von Würmern, Schlangen und ähnlichem Getier als Krankheitserreger, sieht man den Abgang solchen Gewürms. Nach dem Wahlspruch »Suaviter in modo fortiter in re« stößt der Kalabrese einem zweiten Edelmann den Riesenspund in den Leib, während auf der Straßburger Karikatur (Figur 76) der Arzt aus der Arzneiflasche »Sagesse« mit dem augenblicklichen Erfolge einer ausgiebigen Narrenentleerung einflößt.

Nur mit Gottes Hilfe gelangen den reisenden Chirurgen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts größere Operationen, wie der Stein- und Bruchschnitt — kleinere kurierten sie auch ohne



diese —; unsere Destillierärzte dagegen verlangen zweckmäßig als notwendige Vorbedingung den Glauben an den Erfolg:

Soll dich mein Artzeney erlaben,  
So mußt du glauben daran haben,  
Der glaub bestätigt alle ding,  
Ohn ihn ist alle kunst und hilt gering;  
Doch komm wir wollen es versuchen  
In meiner Alchimistenkuchen,  
Da ich den Brennhelm aufgericht,  
Kom biet den kopff und förcht dich nicht. . . .

Begleitverse des Doctor Wurmbrandt (Figur 76).

Während nun der Patient den Kopf im Kasten hat, natürlich nichts mehr sehen kann und durch das Räucherwerk ziemlich benommen ist, erklärt der Meister dem »hasenmäßig wüsten Tropff« das glückliche Entweichen seiner »Grillen, Mucken, Dauben«. Ob diese Manipulation heute noch glücken würde? Welcher Arzt kennt die Kraft der Suggestion so wenig, daß er nein sagen wird.

»Hasenmäßiger Tropff.« Dies Wort bedarf der Erklärung, da wir heutzutage den Hasenvergleich nur im Sinne des Hasenherzens und des Hasenfußes heranziehen. Wir wollen konstatieren, daß der Kater hier den Hasen in der Neuzeit verdrängt hat, und es scheint dabei, als ob den Vorderen der Harung als Radikalmittel aus dem Tierreich vollkommen unbekannt gewesen sei. Wenigstens kommt er nicht in dem Rezept für das »vmbblauffende Rädlin in den haspelhafften verwickelten verzwickelten vnd verwirrten köpffen vnder den hasenhaaren« vor. Auf dem selten gewordenen Flugblatt aus dem siebzehnten Jahrhundert sehen wir den geplagten Ritter von Hasen umgeben und sich an den Doktor wenden:

Hör lieber Meister Domine  
Und mein Anliegen wol versteh:  
Mich thut in meinem kopff und hirn  
Das hasenfieber hart fexiern  
Darumb an mir kein fleiß nit spar,  
Das ich abkomm der hasenhaar.

Das gegebene Rezept, bestehend aus zwei Lot Honigseim, Badstubenluft, neugefallnem Schnee, Mückenfett, Regenwürmerohren,

Grillengesang etc., ist eine witzige Satire auf den Inhalt der Apothekerkästen des siebzehnten Jahrhunderts (Figur 78). Wer einmal



Fig. 77. Werkstatt des »Weltreichenden Arzts Simplicissimi«.

nach Amsterdam kommt, versäume nicht, sich im Mediko-historische Museum den Apothekerschrank mit seinem absonderlichen Inhalt aufschließen zu lassen. Als letztes Mittel, welches sich allerdings



nur die Reichsten der Reichen leisten konnten, wird dort zum Beispiel ein in Gold gefaßter Gallenstein eines indischen Schweins gezeigt, welcher in Weingeist getaucht statt Moschus gegeben wurde, die Dosis zu fünfundzwanzig Gulden.

Das klassische Alter der Schwindelkuren und der Scharlatanerie im großen war das sechzehnte Jahrhundert. Je verrückter und mysteriöser die Heilprozedur war, desto mehr wurde sie begehrt, desto fester hing man ihr an. Es waren das die seligen Zeiten, in denen noch die königliche Berührung Tausende an einem Tage heilte. Panaceen konnte man schon für billiges Geld erwerben, die gleich

Ein bewehrtes Recept  
Für das umbläuffende Rädlin in den haspelhaften verwickelten verwick-  
elten und verwirren köpfen vnder den hasenhaarer.



Kgl. Kartensammlung, Berlin.

Fig. 78. Flugblatt mit darunter stehenden Versen.

wirksam waren gegen Schlagfluß und unrichtige Wochen. Keiner hat sich witziger über die Dummheit der wundergläubigen Patienten und die Frechheit der Scharlatane lustig gemacht wie Rabelais. Da schildert er in mehreren Kapiteln des vierten Buches des Pantagruel das gelobte Land der Quintessenz. Die Königin selbst hat die Spezialität, durch Musik zu kurieren, »und zwar ohne alle Berührung nur dadurch, daß sie den Kranken ein Stückchen vorspielt«. Diese Wunderkuren vollbrachte sie auf den merkwürdigsten Orgeln. »Dieselben waren ganz eigentümlich konstruiert, denn die Pfeifen waren aus Quassiaröhren, die Windladen aus Guajakholz, die Register aus Rhabarber, das Pedal aus Turbit und die Klaviatur aus Skammonienholz.

Sie spielte den Aussätzigen ein Stückchen vor und dann waren sie gesund. Darauf wurden die Vergifteten hereingebracht: ein ander Stückchen, und alle waren wieder frisch auf den Beinen.



Fig. 79. Consultations gratuites.

Robert Macaire Médecin. Daumier (1830).

Nicht anders ging es mit den Blinden, Tauben, Stummen. . . .« Die Königin des Landes der Quintessenz beschränkte sich bei ihren Heilungen nur auf das Unmögliche und heilte ausschließlich



das Unheilbare, die Kleinigkeiten überließ sie den Hofleuten und Dienern:

»... So sah ich, wie ein junger Parazone Venerische von der allerfeinsten Sorte, aus der Hauptstadt importiert, bloß durch dreimaliges Betupfen des zahnförmigen Rückenwirbels mit einem alten Schuhflick kurierte. Einen anderen sah ich Wassersüchtige mit Tym-



Celle-ci n'est pas dangereuse.

Fig. 80. La consultation des piqures.

Farbige Karikatur aus der Kaiserzeit.

panie, Ascites und Hyposarka dadurch vollkommen heilen, daß er ihnen mit einem Hammer neunmal auf den Bauch klopfte, irgend welches zerteilende Mittel wandte er nicht an. Ein anderer kurierte Zahnschmerzen, indem er die Wurzel des kranken Zahnes in Essig badete und dann eine halbe Stunde in der Sonne trocknen ließ. Ein anderer alle Arten Gicht, gleichviel ob warme, kalte, chronische oder akute, indem er die Kranken den Mund schließen und die Augen

aufreißen ließ. Einer heilte in wenigen Stunden neun brave Edelleute vom St. Franziskusübel, indem er sie von allen ihren Schulden befreite und jedem eine Schnur um den Hals hing, an der eine Büchse mit zehntausend Sonnentälern befestigt war. Ein anderer heilte alle Arten von Schwindsucht, Auszehrung und Abmagerung ohne Bäder, Milchdiät, Pechereinreibungen oder sonstige Mittel bloß dadurch, daß er die Patienten auf drei Monate ins Kloster schickte. Wenn das nicht hülfe, versicherte er mir, so würden sie überhaupt nicht fetter, weder durch Kunst noch Natur.« — Einen besseren Historiographen des Landes der Quintessenzler kann man sich nicht wünschen. Schade, daß Rabelais nicht den Zulauf hat bewundern können, den jener biedere Menschenkenner in unseren Tagen hatte, der aus dem Haarschopf diagnostizierte oder mit Lehm kurierte. Er würde sich über den Fortschritt der Menschheit gefreut haben.

Das Lebenslicht dieser seltsamen Behandlungsarten nervöser Störungen war kein langes. Wie später trotz der ziemlich rapiden Entwicklung der Technik und der Naturwissenschaft die Kulturentwicklung Gefahr lief, durch die Auswüchse des tierischen Magnetismus wieder in die uferloseste Reaktion getaucht zu werden mit mittelalterlichen Vorstellungen einer Verbindung von Krankheit und Religion, das werden wir noch bei der Besprechung der Karikaturen gegen Mesmer und den tierischen Magnetismus betrachten müssen.

Die komische Pathologie nervöser Krankheitszustände spielte schon vielfach auf das Gebiet der Behandlung und der rein ärztlichen Satire hinüber; die »Consultations gratuites« sollen den Übergang bilden zu dem pathologischen Allerlei, das eine getreue Chronik noch registrieren muß.

Die Figur »Robert Macaires«, welcher der geniale Daumier die äußere Gestalt des nun gesetzlich unantastbaren Sohnes Philipp Egalités gab, ist von historischer Bedeutung. Philippon, der kühne und geistvolle Herausgeber des Charivari, bekämpfte unter dieser Maske die durch allerlei unsaubere Mittel zur Herrschaft gekommene Finanzaristokratie des Bürgerkönigreiches. Und unter den bestechlichen Richtern, den blutigen Finanzrittern, den feilen Journalisten durfte





Fig. 81. La Consultation. — Die verkaufte Ätiologie.  
Caricature villageoise No. 1. (Zirka 1820.)

der Gaunerarzt nicht fehlen. »Consultations gratuites« prangte überall als Reklame; selbstredend ganz umsonst verzapfte der von Humanität triefende Arzt nur seinen Rat, die Medikamente jedoch mußte der Klient umso teurer bezahlen. Gewagt und deutlich genug zeigte uns der Künstler, an welcher geheimer Krankheit der Ärmste leidet. Die Unterschrift und das Opiat klären auch den Harmlosen darüber auf. Im übrigen ist der Medikus in seiner Aufopferung noch dazu bereit, die leere Flasche für zehn Cents zurückzunehmen, natürlich um sie wieder für einen Louisdor neu zu füllen.

Die Unterschrift lautet im Original: Diable! ne plaisantez pas avec cette maladie . . . Croyez moi buvez de l'eau, beaucoup d'eau. Frottez vous les os des jambes et revenez me voir souvent, ça ne vous ruinera pas, mes consultations sont gratuites. Vous me devez 20 fr. pour ces deux bouteilles; (ganz klein darunter) on reprend le verre pour 10 centimes.

Daß der mokante Sinn zu allen Zeiten eine besondere Vorliebe für das Frivole hatte, braucht nicht erst durch das folgende Material neu gestützt zu werden. Für uns Ärzte gibt es ja Gott sei Dank keine verschiedene Bewertung der Gebrechen, und gleichmäßig suchen wir zu heilen, ohne Moralrichter zu sein. Wenn also besonders häufig Künstler die illegitime Gravidität sich als Vorwurf wählten und sich in allen Tonarten über die armen Opfer liebevoller Hingabe lustig machten, so trifft unseren Stand dafür keine Verantwortung. Trotzdem legt der Maler natürlich hie und da in den Mund des konsultierten Arztes eine sarkastisch-frivole Äußerung, wie zum Beispiel auf dem Bilde Figur 80. In der Pose eines Ministers sitzt da der französische Arzt der ersten Kaiserzeit, und mit diagnostischem Scharfblick sagt er, auf den Leib des schönen Kindes sehend: Allzu gefährlich ist das nicht, das wird nach einiger Zeit wieder gut.

Meist aber fehlt dem Doktor natürlich das Verständnis für diese schwierige Angelegenheit, und wenn er wirklich schon das Ding erfaßt hat, verkennt er zum Beispiel die Ätiologie, die auf dem Bilde (Figur 81) vergnügt zur Türe hereinschaut. Der Arzt hält den





Fig. 82. Time the best Doctor. — Die Zeit als Arzt.

alten Bauer für den Schuldigen und gibt ihm den Rat, sofort zu heiraten.

Mit wieviel größerer Grazie hat Steen dies weibliche gelegentliche Mißgeschick behandelt. Trotz der Flut solcher Darstellungen wollen wir, da in dem Thema nichts für die Geschichte der Disziplin oder des Standes Bemerkenswertes liegt, dies Motiv verlassen unter Anführung eines englischen Buntdruckes vom Jahre 1804. Ein Kollegium von vier karikierten Ärzten umgibt eine Patientin mit deutlicher Anschwellung. Wie stets, sind die Herren Kollegen als Männer verschiedener Ansicht dargestellt. Der erste meint, da ist Wasser drin. Der zweite hält es für Wind. Der dritte, ein geborener Diplomat, hält es für eine Mischung von beiden Elementen. Der vierte aber sagt unbewußt die Wahrheit und unbewußt eine Frivolität; denn Turn-ups heißt auch Brechmittel (Figur 82).

In einer Schwanksammlung deutscher Volkslieder aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir ein Gedicht von Castelli, »Das kranke Landmädchen«, mit einer kleinen, niedlichen Buchverzierung. In einer großen Arzneiflasche sieht man einen Bräutigam, den Ehering und den Pastor. Was will man noch mehr. Die lebenswürdigen Verse entsprechen dem gütigen Wirken des echten deutschen Landarztes, der seine Gemeinde liebt und von ihr geliebt wird.

Und als ich dem Doktor nun alles gestanden,  
Und er mit lächelnden Blicken mich maß,  
Da nahm er ein Blättchen Papier schnell zu Handen,  
Schrieb drauf und sprach: Gib der Mutter das!  
Ich bin auf dem Wege dann stehen geblieben  
Und habe gelesen — ein seltsames Ding —  
Seht Mutter, er hat mir den Pfarrer verschrieben,  
Den Michel und einen goldenen Ring.

### IRRITAMENTA EXTERNA.

Nichts ruft bei dem ästhetischen Menschen solch Ekelgefühl hervor, wie der lebendige kriechende Parasit. Wenn ich nach eigenem Gefühl urteilen darf, so gilt das auch für den Arzt, dessen Auge





und springt, gehört zu unserem Beruf, und mancher hat mit mir vor einer Operation am Schädel zunächst einen erfolgreichen Kampf gegen die treuesten Begleiter der Menschheit führen müssen. Symbolisch hat Ostade auf das Apothekergefäß, welches vor dem Medikus in der Berliner Galerie steht, den Namen des Allheilmittels geschrieben: Acetum Sabadillae. Doch nicht immer hatten diese Tierchen im Volksbewußtsein den lächerlichen und beißend-komischen Charakter. Im Altertum und frühen Mittelalter waren die Läuse die grausigste Prüfung und Strafe. Die üble Nachrede, die man die Volksgeschichte nennt, läßt unsympathische Menschen an der Läusesucht sterben, im Altertum mit Vorliebe Feldherrn, Diktatoren und Wüstlinge, später Fürsten des Schwerts und des Kreuzes.

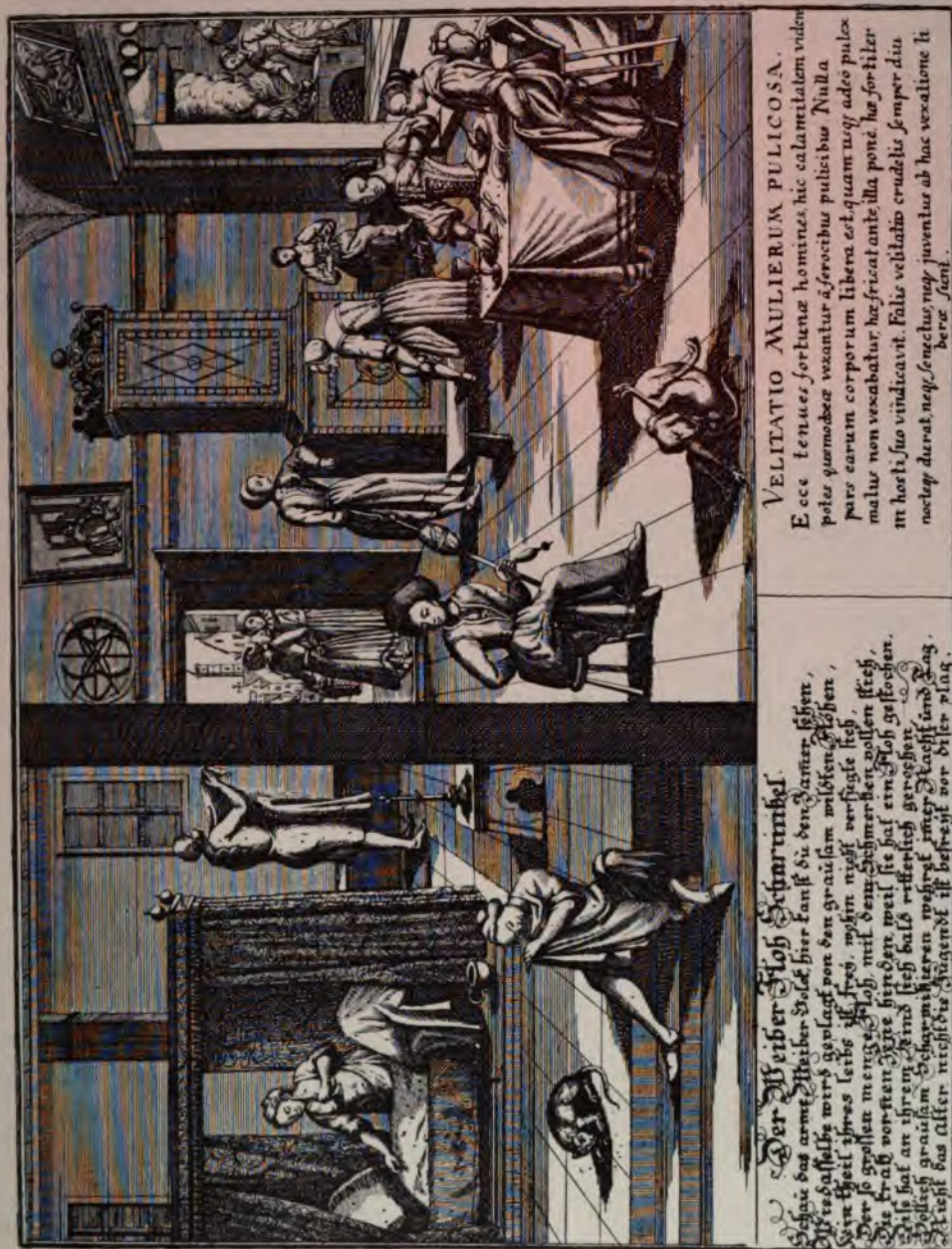
Sullas Tod an Ungeziefer beschreibt ausführlich Plutarch; der große Christenverfolger Herodes, der Vandalenkönig Honorius, der Gegenpapst Klemens II. und der Bischof Lambertus von Konstanz und vor allen Philipp II. starben an dieser Krankheit. Zu bemerken ist, daß alle diese unter dem Sammelnamen der Läusesucht gehenden Erkrankungen in der »Phthiriasis interna« bestanden, daß es sich um die Ansiedlung von allerlei Maden, Fliegen, Würmern und Parasiten in offenen, eiternden Wunden gehandelt hat. In die mittelalterliche Medizin ist die Auffassung des Aristoteles übergegangen, der den Begriff dieser Krankheit in seiner Abhandlung »Hypothon phtheirion« niederlegte. Das verdorbene Blut wandelte sich nach ihm in Parasiten um: die generatio aequivoca e corrupto et putrefacto sanguine, wie das Paracelsus noch annahm. Dieser deterrimus morbus spukte in den Köpfen aller frühen medizinischen Autoren. Näheres lese man in Landois' Historisch-kritischer Untersuchung über Läusesucht (1864, Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie).

Obgleich es nicht ganz in den Rahmen des Buches paßt, will ich doch als unbewußte Karikatur ein Flugblatt veröffentlichen, um zu zeigen, welche phantastischen Krankengeschichten von Würmern und Eidechsen damals kolportiert und geglaubt wurden.

»Warhafftige / erschröckliche / Neue Zeytung / so im Land zu Hungern von Nattergezüchte vnnd Eidexen disen Sommer sich zu-



getragen hat.« — Das mir vorliegende Blatt (Figur 83) stammt aus der Königlichen Kartensammlung zu Berlin und ist so morsch, daß



Sammlung Brettauer, Triest.

Fig. 84. Der Weiber Floh Scharmüchel.

es demnächst zerfällt. Es wäre schade, wenn der Inhalt der Flugschrift verloren ginge:

»Es hat sich disen nechst vergangen Sommer vmb Margarethe

in Hungern / jenhalb dem Marckt Zichsa bey der Theysa dem Fluß / diß Wunder zugetragen / das daselbst in viler Menschen leybe / Nattern vnnd Eidexen / nach jrer rechtschaffner art / gewachsen vnnd benommen / dauon in jrem leybe solche pein / qual / vnnd marter entstanden / das sie von schmerzen vnd engsten nicht gewißt / wo ein oder wo auß / das sie zur erden gefallen / vnnd wann sie an der Sonnen gelegen / sein die Nattern vnd Eidexen zum halse eins theyls herfür kommen / vnd alsbald wider erhinder krochen / vnnd die Menschen also gemartert vnd gekrencket / das sie endtlich den todt dauon haben müsten. — Eine Edle Junckfraw hat sich stets gegen jren ältern beklagt / sie wäre nit frisch im leib (welchs sie etlicher maß betrübt hat / vnn arge gedanken von anderer sach wegen gehabt) vnd wie sie nun hat sterben sollen / hat sie gebetten / man sol sie biß an den dritten tage vnbegeben verhalten / so würde man sehen / was in jrem leybe gewesen were. Welchs die Eltern gethan. Nach jrem tod ist der leyb groß worden / vnd sich on vnterlaß drinnen gereget / auff vnd nider gekrochen. Da haben sie den leyb einen Barbierer lassen aufschneiden / sind von stund an zwo Nattern heraußgekrochen etc.»

Das sind Krankengeschichten, an die die Leute damals fest geglaubt haben. Es ist von Wichtigkeit, diese Dinge im Archiv für menschliche Dokumente aufzubewahren und sie hervorzuholen, wenn einem der Kulturkamm von der Idee der steten Fortentwicklung der Menschheit etwas geschwollen ist. Also geschah im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts! Gar nicht viel später übersetzt ein Medikus aus einem lateinischen Autor: Beispiele gäbe es, daß Menschen Gewürme, Schlangen, Eidechsen und »Schwalben« ausgebrochen hätten. Das heißt, die Schwalben nimmt der Autor am Ende seines Buches als Übersetzungsirrtum wieder zurück und läßt statt deren Blutegel gelten, hirudines statt hirundines.

Die verfeinerten Sitten und der zunehmende Sarkasmus haben sich von den still und bescheiden in obscuro wirkenden Parasiten mit einem Degout abgewandt und den plötzlichen Stich des Pulex irritans in den Bereich der Darstellung mit Tinte und Pinsel gezogen. Und dabei hatte doch selbst ein Kaiser sich der Läuse angenommen:

Dies Tier, verachtet sehr und klein,  
Kann zeigen uns, daß allezeit  
Auch wir der Menschen Blödigkeit

Sind unterworfen, ob wir schon  
Das Szepter tragen und die Kron'.

Dagegen seien die Flöhe nur das Ungeziefer der Hunde. (Die Begebenheit »Des Flohes Zank und Strauß gegen die stolze Laus« rührt vom König Ludwig XI. her und wird auch in Fischarts Flohhatz erzählt.)

In der ersten Ausgabe des spottwichtigen Rechts Handels der Flöhe mit den Weibern vom Jahre 1573 sehen wir als Titelblatt Weiber bei der Arbeit, und in dieser Tätigkeit gestört »durch die Springer und schwarzen Knaben«. Offenbar war dieser Buchschmuck Veranlassung zur Herausgabe ähnlicher Flugblätter, von denen eins in Straßburg bei Johann Tscherning (An-



Fig. 85. Wanzen.

Buntdruck von J. Rowlandson (1793).

fang des siebzehnten Jahrhunderts) erschien. — Etwas weniger obszön ist das Blatt, welches wir reproduzieren (Figur 84). Der Weiber Floh Scharmützel. Die gelehrttuerische Klassizität der Zeit übersetzt

die unter der Abbildung stehenden langweiligen deutschen Verse noch ins Lateinische: *Velitatio Mulierum Pulicosa* etc. Die französische Schule des frivolen achtzehnten Jahrhunderts hat diese Jagd nach dem Springer massenhaft zum Vorwande ihrer galanten und freien Boudoirszenen genommen. Es gehört aber schon eines Rowlandson Talent dazu, ohne dies Beiwerk auszukommen und mit den geringsten Mitteln eine Figur aufs Papier zu werfen, die gleichzeitig Lachen und Juckreiz hervorruft (Figur 85).

Um dieselbe Zeit, als Goethe den Floh theater- und hoffähig gemacht hatte, schrieb ein Fräulein von Stich an einen Arzt um ein Rezept gegen Flöhe. Dieser Brief ist mustergültig für eine Sammlung kurioser Briefe an Ärzte (siehe *Vademecum für Ärzte*, Stuttgart 1835). Die Ärmste kann sich, »da sie als Erbteil ihrer adeligen Herkunft zwei steife Arme auf die Welt gebracht hat, namentlich in den Monaten Juley und Augusti der Flüh, die ihr adlig Blut saufen wie die Turquen, nicht erwehren«. Der Doktor hat ihr hoffentlich die schon 1727 erfundene und neu beschriebene cürieuse Flohfalle empfohlen.

Zum Schluß dieses irritierenden Kapitels noch eine geistvolle Hymne Camusets an den *Phthirius pubis*.

*Phthirius pubis.*

Rome va s'endormir aux pieds d'un nouveau maître  
En ce jour, aux sons clairs envolés de l'airain,  
Le pape Sixte a mis sur son front souverain  
La couronne du roi, du guerrier et du prêtre.  
Pensif, il est assis à la haute fenêtre  
Et goûte la fraîcheur du soir, dans l'air serein.  
Or, la mystique voix d'un phthirius pèlerin,  
Dans un prurit dont la caresse le pénètre,  
Monte, reconnaissante, et dit: »O mon appui!  
Te souvient-il des temps lointains où, pauvres hères,  
Nous gardions les pourceaux en traînant nos misères,  
Nous que le monde acclame et révère aujourd'hui?  
Ah! celui-là sera plus qu'Hercule robuste  
Qui me détachera de ta personne auguste!

(Docteur Minime, Le Parnasse Hippokratique.)



Der Papst Sixtus hat sich wohl von dem Kirchenbann, mit dem im Mittelalter Würmer, Raupen und Flöhe bedroht wurden, für den eignen Leib nicht viel Erfolg versprochen (Lecomte, Annal. Eccles. Francor. tome VI).

Wir wollen das Kapitel der menschlichen Parasiten und ihre Verspottung nicht schließen, ohne noch einen kurzen Blick auf ein amüsanter Bild: *Le ver solitaire*, aus dem Album comique de Patho-



Fig. 86. La Gale (Die Krätze).

Von Bellangé (1823). Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

logie zu werfen. Man muß es lachend bestätigen, die Gauloiserie hat es verstanden, dies lange Scheusal lächerlich zu machen. In seinem Bandgeschäft, wo eben alles nach der Elle geht, sitzt der Chef der Firma auf dem Stuhle der Nacht mit heruntergeklappten Hosen, umgeben von der ängstlich gespannten Familie. Das Bandwurm-mittel hat gewirkt, und wie eine Schlange entfleucht der Wurm. Da nun alles, wie gesagt, nach der Elle geht, so mißt der Kommissar sorgsam das Maß, bevor er die Tänie in den Topf mit Spiritus



versenkt. Mit niedergeschlagenen Augen sitzen die Verkäuferinnen hinter der Theke, scheinbar ohne Anteilnahme, aber nur scheinbar; die eine liest in des Vicomte d'Arlincourt »Solitaire«, die andere spielt für sich das gleichnamige Spiel. Alles richtet sich eben in einem gut geleiteten Laden nach dem Inhaber, sogar die Laokoongruppe, die in ihrem äußeren Verzweiflungskampfe an die inneren Leiden des Geschäftsinhabers erinnert. — Ähnlichen Geschmack ver-



Fig. 87. Le ver solitaire. — Der Bandwurm.  
Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

raten die Blätter: Indigestion, La Colique, La Courbature, L'asthme, La Danse de saint Guy; je nachdem sie von Aubry, Chazal, Colin oder Pigal gezeichnet sind, mehr oder weniger geistvoll.

Unmöglich können wir alle diese Einzelfälle wiedergeben, und bedauern, auch nicht auf das Buch verweisen zu können, da dasselbe zu einer großen Rarität geworden ist. Wir wollen nur an dem Beispiel der »Vapeurs« noch andeuten, wie französische Witzbolde das Wesen krankhafter Zustände karikaturistisch zu schildern

vermochten. Ja mein Gott, wie soll ein Zeichner die geräuschvollen Äußerungen des gereizten Intestinums witzig und eindeutig persiflieren,

LES MALADES ET LES MÉDECINS.



ALBUM CHARIVARIQUE.

### LES HYDROPATHES.

Lith. de van Lier frères.

DEUXIÈME TRAITEMENT. — IMMERSION, SUBMERSION, ET CONTORSION !

C' est drôle d' idée qu' a le médecin de monsieur de le faire rafraîchir comme ça trois fois par jour dans de l' eau glacée. . . . y paraît qu' y l' prend décidément pour une cruche ! . . . . .

Fig. 88. Die Wasserkur. I.

ohne dabei in differentiell diagnostischer Weise mit der Kolik oder der Indigestion zu kollidieren? Colin macht das so: In einem Himmel-





Fig. 89. Les hydropathes. Premier traitement, libation, absorption et . . . indigestion.  
Les Malades et les Médecins. Album Charivarique. (Pendant zu Fig. 88.)

Die Wasserkur. II.

bett liegt halb auf der Seite mit dem ungnädigsten Gesichtchen von der Welt eine junge Dame. Ihre anmutigen Züge verraten innerliche Unruhe. Entsetzt weist sie den neuen Hut und den Schal zurück,





Fig. 90. Le Bain de Vapeur. — Das Schwitzbad.



welche Reizmittel offenbar genau wie die danebenstehende Medizin ableitend wirken sollten. Hinter dem Paravent steht der Bräutigam und markiert mit einer Handbewegung, daß jeder von der Geliebten ausgehende Ton Musik für sein Ohr ist. Zweckmäßigerweise hat man die Fenster geöffnet; man sieht durch dasselbe Paris und den Kai und auf der Seine eine Baggermaschine, welche durch den ausstoßenden Dampf in eine Art von unlauteren Wettbewerb zu

**Von der blindthayt/  
Das XCVI. Capitel.**



Fig. 91. Allegorie aus Petrarca-Sebastian Brants *Arzney beyder Glück*.

treten gewillt scheint. — Ein Bild von Pigal in demselben Album: *Les Loupes*, die Grützbeutel, führt uns in den Pariser botanischen Garten, wo einige Professoren mit Lupen an Kürbissen und ähnlichen Knollenpflanzen Auswüchse studieren und dabei selbst mit Warzen und Atheromen besät sind.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Dies alte deutsche Wort hat, wie wir sahen, seine beste Illustrierung in Frankreich erhalten, aber auch England war zu Anfang des acht-



zehnten Jahrhunderts mit fliegenden Karikaturen dieser Gattung überschwemmt, während Deutschland erst in der Cholerazeit Ver-



Fig. 92. Antichambre d'un Médecin. — Das Wartezimmer. (Musée Grotesque No. 33.)

säumtes nachholte. Eine künstlerisch ganz hervorragende Karikatur auf die einst so beliebten holländischen Pedicuregemälde, die so

noch heute beinahe jede Sammlung eine farbige Komik von James Gillray. Seine Komik ist einfach und ohne jede Erklärung (farbige Tafel Nr. V). Diese Komik war in England so verbreitet wie in Frankreich. Sie wird neuerdings neuerdings in neuer Auflagen erlebt. Es beweist diese Komik den Geschmack der Menge. Nach der allmählichen Entwicklung vom Grotesk zum Grotesk, nachher Brutalität, Nacktheit und der Enthüllung überdrüssig, haben sie sich abgewandt an der Verhüllung. »A! s'il voyait.« Diese Komik ist allerdings mit großer Grazie, und die Komik ist ein leichtes Empirekleid durch des Blinden Komik, die in der fatalsten Stelle zerreißt, ist vollendet. Die Komik der Blindheit mag vom moralischen Standpunkt aus gesehen sein als die täppische Art der Darstellung. Diese Komik ist 17 Jahre früher. Wir erinnern an die beinahe gleiche Komik der Blindendarstellungen Breughels und die Komik der Blinden, die zu Kirchweih ziehend, von einem Hunde begleitet, nach dem andern ins Wasser. In dem Trost- und der Komik, die Burgkmairsche allegorische Darstellung der Blindheit (1891) auf durch die pointierte Fassung des Geistes.

Zum letzten Schluß dieser eigentlich mehr künstlerisch als medizinisch interessanten komischen Pathologie blicken wir in das gefüllte Wartezimmer eines Arztes aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Auch die Anfänger der Kunst des Äskulap und Galen, welche ja beide als Schmuck im Vorraume zum Orakel thronen, werden schon auf den ersten Blick diagnostizieren können, was dem einzelnen Patienten fehlt und was er zu viel hat.

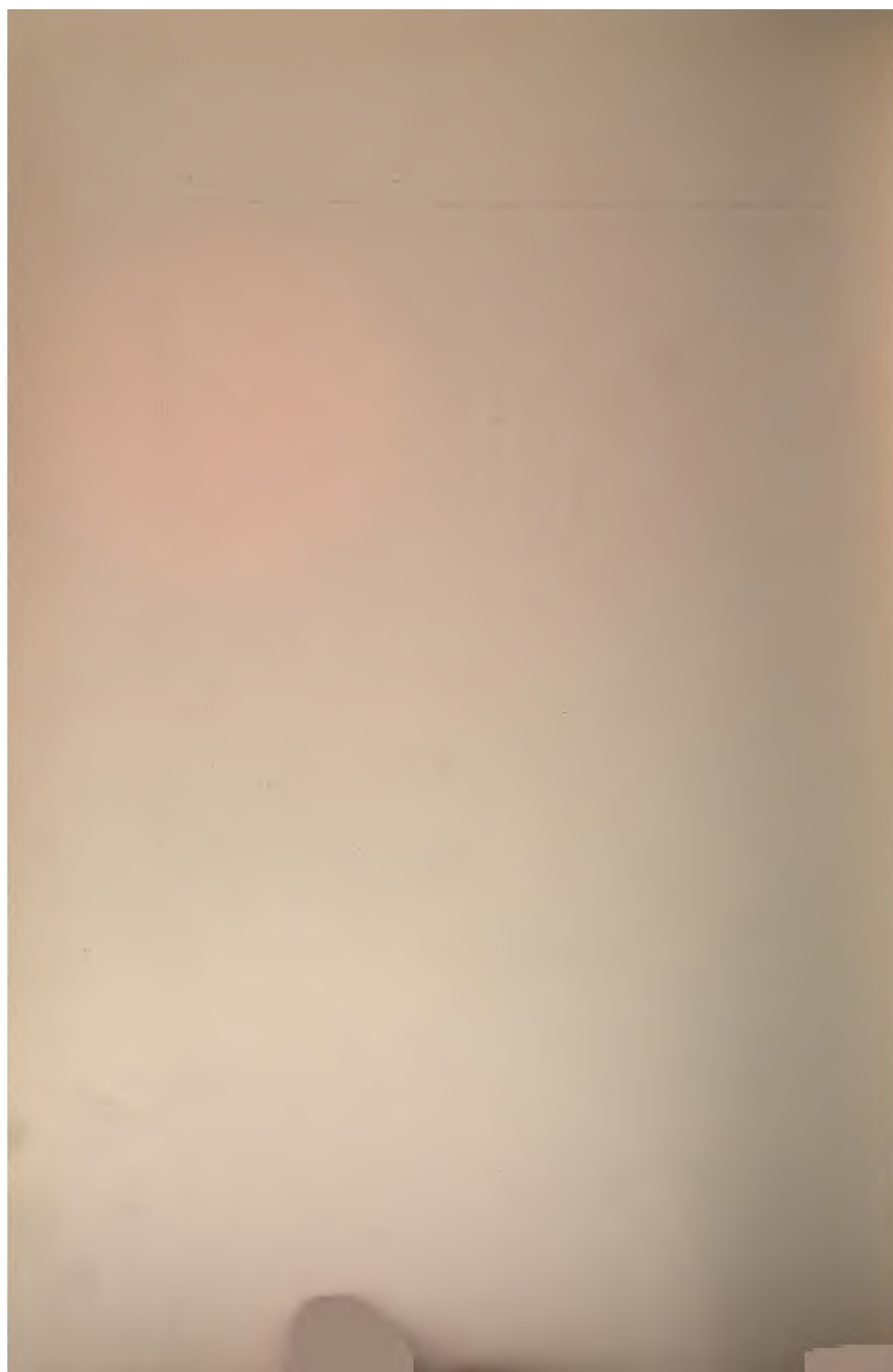






Comfort to the Corns.

Karikatur auf die holländischen Pedicuregemälde. Von J. Gillray (1800).







## DER ARZT ALS MENSCH UND STAND.

Vom Ärztstand forderte man von jeher bis in unsere Tage hinein alles mögliche, was jenseits von Heilbestrebung und wissenschaftlicher Erkenntnis liegt. Der Arzt sollte auch, wenn er das Messer aus der Hand gelegt, und das Krankenhaus verlassen hatte, noch allerlei Verpflichtungen erfüllen.

Vom Arzte erwartete man, was man vom Geistlichen verlangte, daß er möglichst ein Musterbild vollendeter Bürgertugend sei, und als Mensch zunächst sich das Vertrauen erwerbe, welches dem Arzte zukomme. Während bei ihm selbst die Dis-



Fig. 93.

Vignette von Daumier.

krektion Vorbedingung ist, muß er gewärtig sein, in jeder Lage unter die Lupe einer öffentlichen Kritik genommen zu werden. Wenn man auch heutzutage nicht mehr so anspruchsvoll ist, wie zu den talmudischen Zeiten und denen Suscrutas, vom Arzte Schönheit und vollendete Grazie zu verlangen, so sind doch wenigstens in unserer Ära der Asepsis die sauberen und gutbeschnittenen Fingernägel zu einer notwendigen Mode geworden. Die wallenden duftenden Gewänder blieb man leider noch schuldig, namentlich bei uns in Deutschland. Wenn nun die Satire sich darauf beschränkt hätte, über die therapeutische Unfähigkeit zu spötteln, und sich darüber zu wundern, daß der Arzt noch immer nicht das Kräutlein gegen den Tod gefunden habe, so würde sie ja gewissermaßen im Schutze berechtigter Interessen gehandelt haben; so aber machte man sich zu allen Zeiten auch über den Charakter und über allgemein menschliche Schwächen der Ärzte lustig. Wenn wir die Moralprediger der Medizin, Hufeland an der Spitze, um Rat

fragen, so berühren seine Ermahnungen und Lehren manchmal komisch. Sei enthaltsam, sei mäßig, sei kein Trinker, kein Spieler, kein Wollüstling, sei verschwiegen, gehöre keiner Partei an, führe ein gutes häusliches Leben, sei verheiratet und vor allem zeige keinen Hang zu



*Il Sig. Dottore, che Tasta il Polso  
Nell' Gabinetto di S. Michele di Pol. Elet. di Sassonia*

Fig. 94.

Witz und Satire, denn der größte Teil des Publikums vertraut sich lieber einem hohlen und beschränkten Kopfe an, als einem Spötter und Witzling. Dabei ermahnt er, bei allen Dingen vorsichtig und behutsam zu Werke zu gehen und nicht nur das Wesentliche, sondern



auch den Schein zu beachten. Mögen diese Eigenschaften, wenn man sie hat, dem Berater und Freunde der Familie zu statten kommen; sie haben aber doch, scheint mir, im ganzen nur den Wert einer Lektüre eines napoleonischen Feldzugsplanes vor einer Schlacht oder einer Operationsbeschreibung vor einer Operation. Ein schlechter Operateur wird ebensowenig durch solche veredelt, wie ein ahnungsloser Feldherr.

Wem diese Vorbedingungen nicht in die Wiege gelegt sind — aus Büchern läßt sich die Anständigkeit der Gesinnung nicht erlernen, und künstlich Angenommenes ist Tünche, die beim Kratzen abbröckelt, und vom Leben gekratzt werden, gehört zu den täglichen Erfahrungen des Mediziners.

Hatte sich auch äußerlich die Trennung zwischen Priester und Arzt vollzogen, sehr zum Vorteil der sich entwickelnden Wissenschaft, so war doch so eine Art von Wahlverwandtschaft geblieben, sehr zum Nachteil des Standes. Der Arzt galt und fühlte sich oft gewissermaßen als Verbündeter des Seelsorgers, doch in dieser Rolle lag die Gefahr der Lächerlichkeit. Der Priester hatte das nicht zu kontrollierende Jenseitsdogma hinter sich, mit den grandiosen Versprechungen, die er nie in die Lage kam zu erfüllen, und selbst in den Augen der schwer und gar nicht Gläubigen sprach das kleinste Fragezeichen zu seinen Gunsten.

Der Arzt jedoch spielt eine gar zu klägliche Rolle, wenn er statt Handeln reden muß, auch dann, wenn er aus Gründen der Humanität Wechsel ausgibt, von denen er weiß, daß er sie nie einlösen kann. Das brachte ihm schon im alten Rom das Beiwort des Lügners: *Omnis medicus mendax*.

Aus rhetorisch-philosophischer Umarmung früherer Jahrhunderte löste sich allmählich die exakte Wissenschaft. Dem modernen Forscher steht das ironische Lächeln nicht so schlecht, wenn er seiner Kollegen aus der Kinderstube der Medizin gedenkt, die mit dem mephistophelischen Prinzip von den fehlenden Begriffen und den rechtzeitigen Worten Praxis trieben und die Devise befolgten: »Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.«

Eine Auseinandersetzung darüber, daß die Ärzte nicht frei von allgemein menschlichen Gebrechen und Charaktermängeln sind, ist



Fig. 95. Le Médecin et le Malade ou le Gastronomes égoïste et le Gourmand à la diète.  
Der egoistische Magendoktor.

wirklich überflüssig. Vergeblich wird man auf der Straße, auf der Kanzel, hinter dem Katheder und am Regierungstische nach einem

Manne suchen, der die Qualitäten eines sogenannten Idealarztes in sich vereinigte. »Enthaltsamkeit eines Casas, Kaltblütigkeit eines Fabricius, Kraft und Mut eines Gustav Adolf, Klugheit eines Oxenstierna, Gewandtheit eines Talleyrand, den Edelmut eines Phénélon, die Konsequenz eines Richelieu.« Der einzige Mann, der diese geforderten Eigenschaften einmal in sich vereinigte, soll übrigens kein Blut haben sehen können, und sich deshalb lieber auf die akademische Seite geschlagen haben, allerdings ohne Pfründe und Stellung zu erhalten, da ihm die wesentlichste Eigenschaft trotz alledem noch völlig abging: die Protektion.

Im übrigen hat sich heutzutage das Band, welches den Stand einst fester umschloß, erheblich gelockert, und der Professor der pathologischen Anatomie und der Landarzt aus der Eifel, der Stabsarzt eines Garderegiments, der Kassenarzt aus dem hohen Norden, und der sein Viergespann lenkende Spezialist haben kaum noch gleiches Standesgefühl. Die Satire, die den einen schmerzlich verwundet, läßt den anderen gänzlich unberührt. Aus der Zahl von Karikaturen, die sich gegen solch zufällige menschliche Schwächen der Ärzte richten, erwähnen wir zunächst das amüsante französische Blatt aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. *Le Gastronomes égoïste et le Gourmand à la diète*. Die Gefräßigkeit ist an und für sich ja schon eine unschöne Gewohnheit, aber sie wirkt direkt beleidigend, wenn man ein Apostel der Mäßigkeit — für andere ist. Der Zeichner dieser Szene hatte vielleicht den Tränchendoktor aus Rabelais' Vorrede zum vierten Buche der *Gargantua* in Erinnerung, der seinen Kranken die Keule und das Hinterteil von gemästeten Kapaunen als äußerst schädlich verbot (natürlich um es selbst zu schlucken), ihnen dagegen aus demselben Grunde den Hals zu essen erlaubte, ohne die Haut.

Eine noch viel deutlichere Sprache redet ein englisches Flugblatt (zirka 1790) *Medical Dispatch or Doctor Double Dose Killing*; die durch den freundlichen Kollegen mit Doppeldosen von Opium traktierte alte Mutter sieht auf dem Farbendrucke schon grün und gelb aus, so daß es nicht wundert, daß der zarte Teint der üppigen



Tochter dem feisten Doktor in die Augen sticht; er trifft zwei Fliegen mit einer Klappe. Hätte übrigens der schwache Karikaturist historische Kenntnisse gehabt, so hätte er vielleicht den von ihm so viel-



*Engl. Buntdruck, zirka 1790.*

Fig. 96. Medical Dispatch  
or Doctor Double dose Killing two Birds with one Stone.

geliebten Doktor mit dem berühmten Ärteteint begabt. Petrarca hat das blasse, fahle Gesicht der Ärzte in einem langen Kapitel geschildert und behauptet, daß die finstere, stinkende und livide Um-





Fig. 98. Der Scharlatan mit der Haut seines letzten radikal geheilten Falles.

Der Arzt Menekrates gab sich den Beinamen Zeus im Vollbewußtsein seiner Leistungsfähigkeit; er ging sogar so weit, in einem Schreiben an den König Agesilaos sich offiziell so zu titulieren. Der König



antwortete, ohne sonst auf das Schreiben einzugehen: »der König Agesilaos wünscht dem Menekrates gute Besserung«.

Zur Kalamität kann es nun kommen, wenn solche Selbstherrscher zur Konsultation zusammentreten, dann wurde die Uneinigkeit der Ärzte

zum Dogma und in vielen Zungen gelästert. Auf den modernen wissenschaftlichen Arzt machen auch heute noch die Disputationen der gelehrten Rhetoriker einen seltsamen Eindruck, wieviel eher mußten sich Laien darüber belustigen; oft entzog sich der Kranke den Kontroversen seiner ärztlichen Umgebung durch die Flucht ins Jenseits. »Die Annehmlichkeiten

einer Konsultation« nennt sich ein Blatt aus »Les Malades et les Médecins«. Der erschreckte Patient

starrt auf die Konsulenten, die sich beinahe tätlich angreifen. »Ich sage Ihnen, wenn der Herr Ihren Rat befolgt, ist er in drei Tagen gestorben.« »Und ich behaupte, daß er schon ein toter Mann ist, wenn er Ihnen folgt.« Kann man da es dem Biedermann aus Hoff-



*Engl. Buntdruck.*

Fig. 99. A German Quack Doctor.



manns Volkskalender verdenken, wenn er dem Arzte sagt: Ich will auf alle Fälle nach dem Tode geöffnet werden, denn ich will wissen, woran ich gestorben bin.

Übrigens, steht sich nicht der Patient noch besser bei der so viel bespöttelten Uneinigkeit, als bei der Verbrüderung im Moliéreschen Sinn? *Accordez moi la purgation, je vous accorderai la saignée.* Mir scheint die kleine Abhandlung, die der Geheimrat und Leibarzt Johann Peter Frank über die Zwistigkeiten der Ärzte und ihre Ursachen 1830 schrieb, noch heute beachtenswert. Ein Teil des Unheils sieht er in der verschiedenen Titulatur. Wenn ein Geheimer Medizinalrat sich über die Titelsucht lustig macht, so klingt das schon besser, als wenn es ein Praktikus tut, der aus dem D. am liebsten das U. M. D. macht; aber die Eitelkeit läßt sich nicht aus der Welt schaffen, sie wird nur eine traurige Tatsache, wenn sie in das Krankenzimmer hineinlugt und wenn bei diagnostischen Meinungsverschiedenheiten der Professortitel in die Wagschale geworfen wird. Der Patient kommt dabei meist zu Schaden, aber verdient er es eigentlich denn besser?

»Ein Titel muß sie erst vertraulich machen.«

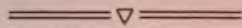
Die sonst so eitlen Franzosen sollten uns Vorbild sein, und vor allem soll es in Gegenwart des Kranken keine Titulatur geben. Kann man es sonst dem Arzt verargen und ist dann die wilde Titeljagd Gegenstand einer üblen Nachrede, wenn — um mit Peter Frank zu sprechen — man nicht gerne im dünnen Sommerüberzieher des Doktors sich herumdrückt, zu einer Zeit, wo alle Welt im warmen Pelz des Professortitels herumstolzisiert?

Die Titelsucht der Ärzte gab schon Moscherosch Gelegenheit, die Ärzte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges witzig zu verspotten:

Ein Rechtsgelehrter ohne List,  
Ein Arzt, der ohne Frevel ist,  
Ein Hur, die scheuet böß Gericht,  
Zu großem Reichtum kommen nicht.

»Daher haben auch die spanischen und welschen Ärzte, bei denen es immer in hundert Pistolen hergehen muß, vor kurzen Jahren den

Titel ‚Don‘ angenommen, der doch sonst allein den vornehmsten Ständen gebührte; jetzt aber verbleibt er nicht nur bei den Herren Ärzten, sondern auch mancher Pfeffersack, arme Teufel und Bärenhäuter, sobald er in ein fremdes Land kommt, eine wohlgelöste Zunge hat, sauer sehen, gravitatisch gehen, höflich stehen, einen samtenen Rock bezahlen kann, will mit Don und Señor traktiert werden. Zwar was die Herren Medici anlangt, so ist es billig, nämlich sie haben das rechte Don: le don de tuer, donum necandi, donum mortificandi, und haben viel lieber le don (das Honorar) gleich anfangs, wenn man sie zum Kranken ruft, als sonst.«



In neuester Zeit scheint es, als ob das Unkontrollierbare aus dem Stande immer mehr verdrängt würde und daß eine Umwertung der Leistung einträte. Mit der Vermehrung des positiven Könnens hat sich der moralisch-ästhetische Nimbus zum Teil verflüchtigt und namentlich die außerordentlichen Leistungen der Chirurgie gaben der ganzen Disziplin den imponierenden Einschlag. Allmählich kommt man dazu, die Leistung des Arztes von seiner Bürgertugend und Charakter unabhängig einzuschätzen und einzusehen, daß jemand ein guter Chirurg und ein schlechter Musikant sein kann. Die Nachwelt lag ja ohnehin schon lange den Bahnbrechern dankbar zu Füßen und vergaß über der Leistung des Riesen seine kleinen und großen menschlichen Gebrechen und Schwächen.

Da fällt mir gerade die Rede Dieffenbachs in die Hände, mit der der deutsche Chirurg den Hingang Dupuytren's begleitet (Berliner Zeitung 1835). Er beginnt: »Einer der größten Männer, Dupuytren, ist nicht mehr unter den Lebenden . . . er war nicht nur einer der größten Chirurgen neuerer Zeit, sondern der größte, welcher je gelebt hat, nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen Welt, nicht bloß in einem Zweige der chirurgischen Heilkunde, sondern in allen ihren Zweigen.« Und Dieffenbach, der große Trauerredner am offenen Sarge, ist kein Schönredner. Ich kenne kaum eine Grabrede, in der so schonungslos die Gesamtrechnung quittiert wird.

Denn der auch äußerlich imponierende chirurgische Übermensch scheint eine Mißgeburt von Charakter gewesen zu sein. »Um Dieffenbach müßten alle Ärzte der Welt wenigstens einen Tag Trauer anlegen: so wie Larrey das Kaiserreich mit seinem Absolutismus auf blutigen Schlachtfeldern repräsentierte, so erscheint Dieffenbach als Repräsentant der Wissenschaft. So wie Larrey aber noch von seinen Feinden geliebt wird, so wurde Dieffenbach noch von seinen Freunden gehaßt. Wer in seiner Nähe lebte, war sein Feind, und seine begeistertsten Schüler wurden als Kollegen seine Feinde.« Hochmut, Eigennutz, Heuchelei, Habsucht und Geiz, Börsenspekulation und vor allem Grausamkeit werden dem großen Manne schonungslos ins Grab nachgeworfen, aber als Gelehrter gilt er ihm als »Vater der Chirurgie«.

Die Schlußsätze aber lauten geradezu vernichtend. »Der in der Wissenschaft Unsterbliche hatte keine politischen Grundsätze. Er hing dem Gouvernement an, von dem er sich die meisten Vorteile versprach, und in Glaubenssachen sahen wir ihn bald unter den Frömmlern mit dem Gebetbüchlein in der Tasche, bald unter den Freigeistern, bald im juste milieu. Zum Mittelgut gehörte er aber am wenigsten.« Die Geschichte hat diese Schwächen des Charakters vergessen und legt nur dankbar Kränze der Verehrung an seiner Säule nieder.

Stürmer, der federgewandte Anhänger Hahnemanns, hat in seiner »Vermittlung der Extreme in der Heilkunde« die Ärzte — natürlich aus den Reihen der Gegner — einer ganz witzigen, wenn auch boshaften Kritik unterzogen. Amüsanter schildert er den gelehrten Arzt. Zunächst hält er sich an die Totenliste des Küsters aus Rabeners Satiren: »Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser vorhersagen als ein Zigeuner aus der rechten Hand. Wenn er jemand den Puls fühlte, so war das ein sicheres Zeichen des herannahenden Todes. Er war Leibmedikus von allen denen, welche alte geizige Witwen oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurierte er auf Griechisch; wie ich denn nachgerechnet



habe, daß binnen dreien Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andere Totengräber diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.« Stürmer hat daran noch nicht genug, er führt den Totengräber noch weiter aus. »Deine Gattin befällt eine hitzige Krankheit. Doktor Jugo beweist ihr, sie dürfe nicht in einem gemalten Zimmer liegen, indem sie durch die Gegenstände an der Wand leicht zu Phantasien angereizt werde, wie Antyllus, ein Arzt des dritten Jahrhunderts, beim Oribasius zuerst anführt. Deine Kinder leiden an Würmern; er beweist dir, daß schon Alexander von Tralles Spulwürmer, Springwürmer und Bandwürmer angenommen, daß Herodot den Bandwurm für ein krankhaftes Produkt der inneren Darmhaut angesehen. Einer deiner Diener wird vom



Fig. 100.

Hunde gebissen, der Doktor rät, Weizenkörner in die Wunde zu legen und sie Hühnern zum Fressen vorzulegen, nach Dioscorides ein sicheres Zeichen, die Tollwut der Hunde zu erkennen.«

»Die Titularärzte oder die Leidenschaftlichen.« Diesen ist die Heilkunde weder die hohe himmlische noch die melkende Kuh, sie ist ihnen bloß das Mittel zur Erlangung von Nebenzwecken. Sie treiben alles mögliche mit Enthusiasmus, nur nicht ihre Kunst. Sie lieben die Medizin, wie Börne sagt, die Astronomie, mit Ausschluß



Lehre von der Elektrizität, Mechanik, Ethik, Mathematik und alles auf ik, außer Therapeutik und Makrobiotik. Am unangenehmsten scheint diesem Autor der Abschnitt über die Eitelkeit bekommen zu sein, denn Trinks hat in seiner Broschüre »Der erste apostatische Homoioopath« ihn maßlos angegriffen, so daß er kleinlaut eingestehen mußte: »Allerdings trug ich einst einen französischen Frack, weit aufgeschlitzte Weste und tanzte in leuchtenden Ballschuhen; aber seit vier Jahren sind diese Parerga meines Lebens verschwunden. Ich trage nur noch zwei Ringe, einen einfachen Amethyst, den ich jener alten Dame auf der Totenbahre abzog, die mich zu meiner Moralheilkunde begeisterte, und einen Demant, den mir mein Herrscher und Kaiser für mein Buch über moralische Künstlerfreiheit gegeben.«

Eine höchst naive Vorstellung von der Qualität des Arztes ver-rät ein Flugblatt des Germanischen Museums: Seltzame vnerhörte Doctor Prob/ Eines zwar Armen jedoch Gelährten Medici/ vnd eines Reichen doch vngeschickten Kälber Artztes (schon reproduziert in Peters, Arzt und Heilkunst) (Figur 101).

Es ligt am Rhein ein Schöne Stadt,  
Darinn es zween Doctores hatt.  
Die waren Medici zuhandt,  
Ihr beyder Nahm ist wolbekandt.  
Die Ich jetzt und zu dieser ziel,  
Ehrenhalben nicht nennen will. . . .

Der reiche Arzt hat gar nichts zu tun, der arme die ganze Praxis. Der sich darob wundernde Kollege besucht den armen und gelehrten Doktor und fragt nach dem Grunde seiner Beliebtheit.

Mein Herr, Ich euch die Vrsach sag.  
Wen man mich holt ins Krancken Hauß,  
So seh Ich alle Winckel aus.  
Sondrlich wo ligt der Patient,  
Da seh Ich eylendt vnd behendt.  
Ob Ich seh Oepfl, Birn oder Nüß,  
Als dann den Pulß, Schlaff vnd die Füß.  
Begreiff Ich, vnd seh dann herumb,  
Ob Ich was mehr zu sehn bekumm.  
Von vngesunder odr frembder Speiß . . .



Der dumme reiche Doktor macht es beim nächsten Besuch ebenso und findet unter dem Bett eine Eselshaut liegen und behauptet nun keck und dumm: Ihr habt zuviel von einem Esel gegessen. Tableau!

Gewissermaßen als Ersatz unseres modernen Ehrenkodex existierte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine Reihe von Schriften mit moralisierendem Inhalt: Predigten von Ärzten an die Adresse der Standesgenossen.

Um aber die Arznei nicht zu bitter zu machen, versetzten sie die Pille mit dem Geschmackskorrigens der Poesie. In »Des getreuen Eckarths unwürdigem Doctor« sehen wir einen Ausläufer der volkstümlichen Satire der Cervantes und Quevedo y Villegas oder besser unseres Simplizissimus-Grimmelshausen und Moscherosch. Ich habe mich mit Mut in die tausend Seiten hineingestürzt, habe aber nur einige Kapitel dieses medizinischen Reiseromans überwältigt. Der anonyme Autor versetzt da dem Leser unter pikant abenteuerlicher Zubereitung hinterrücks seine ärztlichen Ratschläge und ultraschwarzen Ideen. Sein früheres Buch: »Des getreuen Eckarths Medicinischer Maulaffe oder der Entlarvte Marcktschreyer«, scheint damals einiges Aufsehen gemacht zu haben; hören wir die Vorrede:

»Nachdem den entlarvten Marcktschreyer die gelehrte und curieuse Welt mit sonderbarem Vergnügen aufgenommen; Ob gleich etliche neidische und missgönstige Gemüther, von welchen weitläufiger zu reden, ich anjetzt der Mühe nicht werth achte, mich zu mortificiren, sich sehr angelegen seyn lassen, in Meinung, meinem Kiel die Schärffe zu verschneiden, damit die Unart nicht zu wehe geschehe, noch der Lügen und Betrug gesteuert werde. So habe ich vor höchst-nöthig erartet, meinem Versprechen ein Genüge zu tun, und vom dem unnützen und Weltbetrügerischen Gesindel, Landläuffer, Winckel und Stümpel Aerzten Quacksalbern, und wie die heillose Zunfft mag intituliret werden, nunmehr zu denen rechten und ächten Aerzten und Doctores zu schreiten, und also auch bey denselben Untersuchung zu thun, ob auch alle ihrem Amte eine Genüge Thun, und demselben entweder aus Unverstand, Geitz, Neid,

Ehrsucht, Hochmut, Trunckenheit, Unwissenheit, Verwegenheit, Furchtsamkeit, oder Nachlässigkeit und Faulheit, einen Schandfleck anhängen, und dadurch die Edle Medicin, deren Achtbarkeit und Respect, welche sie ihnen gänzlich zu erhalten sollen angelegen sein lassen, traduciren, und vor aller Welt höchst schimpfflich lästern und prostituiren, damit dessen jedermann genaues Erkänntnis habe, wie die Spreu vom Waitzen, die Hülsen von denen Erbsen, und das Böse von dem Guten zu unterscheiden seie. Und gleich wie diejenigen nicht alle gute Köche seyn, die lange Messer tragen, so sind auch die nicht allezeit gute Doctoren und erfahrene Medici, welche ein Purpur Mäntlein umhängen, ein Doctor Paretlein aufsetzen und ein grosses D. ihrem Namen vor- oder nachschreiben.« Zum Schluß droht er noch, in einem neuen Traktat demnächst auch den verwegenen Chirurgen vornehmen zu wollen.

Da das Buch nur noch sehr selten vorkommt, will ich wenigstens, um einen Begriff von seinem eigentümlichen Inhalt und der merkwürdigen Form zu geben, die Überschrift eines beliebigen Kapitels herausnehmen.

»Cap. XIX. Unterweges fraget Eckarth, wie es Mons. Zöllern in Thorn ergieng; darauf, und wie selbiger hart an Nierenschmerzen darnider gelegen, referiert seine ganze Krankheit, dessen Cur und darbey vermutliche Hexerei darneben auch von seiner Liebsten zugerichteten Hauptschmerzen, und wie er selbe curiert; hergegen ihre Feind in unerträgliche Hitze gefallen; Eckarth replicatio ob solches nicht wider Christliche Liebe gehandelt. Mons. Rente Verantwortung, dass vil aus Ungedult geschehe, so nicht recht, und wäre bey solcher Cur kein Segnung noch pacta implicita, continuiret dise Materi, und kommet auf das Binden, Schissen und Vergifften, wodurch die Menschen auf gewisse Weiss hingerichtet werden, wie in Frankreich geschehen; allwo man die Probe zu vor an Bettlern unter dem Schein des Almosens genommen. Exempel von einem Fürsten hiervon. Machiavellische Staatsmaximen, womit die Welt angefüllet, werden in des Satans Schul gelernet, welche Gott aber strafen wird. Hiermit springet er von dem politischen zu dergleichen

Medicinisches Belialsgeschmeiß ab; sie zu beklagen, daß die Juden als der Christen Todfeinde, und dieselbigen trachten auf allerhand Mittel hinzurichten, in Medicina ad Lauream ja gar an hoher Herren Höfe zugelassen, bringet Exempel, daß ein solcher Juden Doctor vermittels eines Rings sehr vil umbs Leben gebracht. Mit Vergifften laufft manchesmal auch Hexerei unter, worvon eine Historia beygefügt von einem Marquetenter.«

Bedenkt man, daß dies nur die Überschrift eines einzigen Kapitels ist, und daß das Buch zirka 1200 Seiten hat, so sollte unser Ehrengericht »ärztlichen Maulaffen« für schon schwerere Delikte auf Durchlesen dieses »unwürdigen Doktors« erkennen.

Auf dem Titelblatt sehen wir so eine Art von Ehrengerichtsitzung. Der Präsident reißt dem Angeklagten den Doktorhut vom Kopfe, so daß dieser »entpurpurt und entblösset« stehen muß.



Fig. 102.  
Vignette von Daumier.

Im Gegensatz zu dieser Lektüre ist es ein Vergnügen, von der Satire zu kosten, die Moscherosch in Philander von Sittewalds Totenheer gegen die Ärzte zusammenbraute.

In seinem »Gesichte« sieht er den Tod mit einer Leier.

»Danach sah ich viele Doktoren der Arznei und Mediziner auf Maultieren hin und her reiten, mit schwarzen Tüchern und samtnen Teppichen bis auf den Boden bekleidet; die waren bald langsam wie die Schnecken, bald geschwind wie der Wind, je nachdem sie wußten, daß man sie belohnen und bekronen würde. Sie blinzelten mit den Augen und waren runzlich, was, wie ich glaube, das viele Nasenrümpfen vom Harnbesehen und Beckenriechen verursachte. Ihr Gesicht war mit einem großen Backenbart über und über bewachsen und der Mund mit Haaren so verbollwerkt, daß man ohne große Mühe nicht dazu gelangen, noch ohne Fernrohr ihn sehen konnte. In der linken Hand hielten sie den Zaum und die Handschuhe so zusammengedreht, wie eine Danziger Bratwurst; in der rechten eine





Le Médecin: »Pourquoi, diable, mes malades s'en vont ils donc tous? ... j'ai beau les saigner, les purger, les droguer ... je n'y comprends rien.«

Fig. 103. L'imagination.

Von Daumier. Farbige Lithographie.

lange Spießrute, gerade wie eine Picke, als ob sie damit einen durchstoßen, nicht aber ihre Pferde und Esel antreiben wollten. Einige

unter ihnen hatten mächtige goldene Ringe an den Daumen stecken, in welche so übergroße Steine gefaßt waren, daß, wenn sie dem Kranken den Puls fühlten und ihm ein solcher Stein zu Gesichte kam, er nicht anders meinen konnte, denn daß er seinen Grabstein vor Augen sähe. Die alten Herren waren überall von jungen Praktikanten und Doktoranden umgeben, welche dadurch ihren medizinischen Kursus absolvierten und zu Doktoren wurden, wenn sie den Alten überall nachliefen. Und diese Weise zu doktorieren, ist der rechte, wahrhafte ‚Kursus‘ der Doktoranden . . .«

Der billigste Gassenwitz aller Zeiten und ein steter Trumpf in der Hand aller Hohlköpfe war es, den Arzt als Mörder seiner Patienten hinzustellen. Ja man beneidete ihn quasi um sein angestammtes Recht: *Solis medicis licet impune occidere*. Eine einigermaßen vollständige literarische Auswahl mit Bezug auf diesen Punkt kostete einen ganzen Band, und wir müssen uns begnügen, nur eine kleine Lese hiervon zu bringen.

Moscherosch (Totenheer): »Die Menschen halten es für ein böses Zeichen, sobald sie einen Medikus sehen, und oftmals wie vor einem Basilisken, der auch durch bloßes Ansehen vergiften und töten kann, zu Boden fallen und sterben. So ist es kürzlich (!) dem armen Andragoras geschehen, der Abends mit seiner Gesellschaft gesund und frisch zu Tisch gesessen und fröhlich gewesen war, Morgens aber tot im Bette gefunden wurde, aus der einzigen Ursache, weil er den Doktor Hermokrates im Traume gesehen und vor ihm erschrocken war. Was aber das Sterben an sich selbst betrifft, so wisse, daß die Menschen alle vermittels und durch den Fleiß der Ärzte, welche zu ihnen gehen, zum Tode befördert werden. Der Poet Martial kann davon hinreichend Zeugnis geben, wie es ihm mit dem Symmachus ergangen ist, dem er verweislich schreibt: er wäre etwas unpaß gewesen, da wäre der Dock-Thor Sie-mach-aus mit seinem jungen Brech-die-Kanden zu ihm gekommen, die ihm nacheinander den Puls begriffen und ihm von dem bloßen Antasten das kalte Fieber in den Leib gejagt hätten. Also wenn man fragt: Woran ist dieser oder jener gestorben? so sollt ihr nicht sagen: An

einem Fieber, am Schlag, an der Pest oder dergleichen, sondern er ist durch dieses oder jenes Arztes Hilfe und Hand gestorben, der aber wohl und redlich bezahlt ist.«

Der Spötter Martial hat diesen ganzen Hohn in die paar Verse gedrängt:

Lotus, nobiscum est hilaris, coenavit et idem  
Inventus mane est mortuus Andragoras;  
Tam subitae mortis causam, Faustine, requiris?  
Insomnis medicum viderat Hermocratem (Lib. VI, 53.)

und

Languebam sed tu comitatus protinus ad me  
Venisti centum, Symmache, discipulis  
Centum me tetigere manus Aquilone gelatae  
Non habui febrem, Symmache, nunc habeo. (Lib. V, 9.)

Moscherosch hat seinen Martial gut studiert, er führt dann noch den berühmten Vers an, den der Dichter in verschiedener Form wiederholte, so gut gefiel er ihm und den anderen:

Chirurgus fuerat, nunc est vespillo Diaulus  
Caepit quo poterat, clinicus esse modo

oder noch deutlicher:

Nuper erat medicus nunc est vespillo (Totengräber) Diaulus  
Quod vespillo facit, fecerat et medicus

und weiter dasselbe Thema, offenbar in alten Spruchversen:

Gibt dir der Doktor einen Trank,  
Dublonen muß ihm geben,  
Und fängst du drum an einen Zank,  
So kostet's dich dein Leben

oder

Wenn die Ärzte sind die Hund,  
Die uns jagen in den Grund,  
So sind wir ja rechte Hasen,  
Daß wir sie so lassen rasen.

Lessing, der Mann ohne Vorurteile, dichtete:

Klystill, der Arzt, der Mörder, sollt sich sagen,  
Will niemands frühen Tod mehr auf der Seele tragen  
Und gibt aus frommer Reu sich zum Husaren an,  
Um das nie mehr zu tun, was er so oft getan.



oder: Kein Patient führt über mich Beschwerde!  
Prahlt Doktor Taps und brüstet sich,  
Ich finde das nicht wunderbarlich,  
Er stopft ihm gleich das Maul mit Erde.

Auch in angenehme Gesellschaft weiß uns derselbe Dichter zu bringen, er wirft uns einfach in den grünen Wagen der Literatur:

Dem Tode war es jüngst vom Pluto anbefohlen,  
Die Lais unserer Stadt in jene Welt zu holen.  
Sie war so alt noch nicht und reizte manchen noch  
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.  
Was? sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denkt  
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfspieß blindlings schwenket.  
Die Lais brächt' ich her, das wäre dumm genug,  
Nein, Arzt und Huren nein, die hol' ich nicht so jung.

Kürzer drückte sich Haug aus:

»Kranz, der völlig genesen schien,  
Ach Herr Doktor, wie fand ich ihn,  
Sterben will er« — »»So muß ich hin.««

Kleist schrieb einen Tag vor seinem Tode in das Stammbuch seines Arztes, Juvenal, allerdings unrichtig, zitierend:

Innumerabiles morbos miraris? medicos numera.

Zimmermann, zu dem großen Friedrich gelegentlich eines Gichtanfalls gerufen, wurde von dem ärgerlichen König mit den Worten angerannt: Na, wieviel hat er schon unter die Erde gebracht? Der erzürnte Gelehrte riskierte die Antwort: Nicht halb so viel, wie Majestät.

Grabschrift auf einen alten Arzt:

Ein neunzigjähriger Greis aus des Galenus Orden  
Ruht unter diesem Leichenstein.  
Ach, wär' er nicht so alt geworden!  
So würden viele nicht so jung gestorben sein.

Schatz schrieb unter Sulzers, des Gothaischen Hofmedikus und Brunnenarztes, Bildnis die geistreichen Worte:

Ob dieser Arzt für seine Müh  
 Viel Dank verdient, ist noch die Frage.  
 Durch seine Kunst vermehrt er unsre Tage,  
 Durch seinen Witz verkürzt er sie.

Kästner über einen Wundarzt:

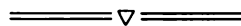
Die Wunder alter Zeit sind keine falsche Sage,  
 Denn sie erneuern ihren Lauf,  
 Und unser Arzt Elpin tut alle Tage,  
 Was sonst nur Gott getan, tut Erd und Himmel auf.

Saphir verglich die Medizin mit einem Kartoffelfeld, denn ihre Früchte lägen in der Erde. Montaigne dagegen meinte boshafter, aber dafür weniger pointiert: Bedurften wir einer weisen Frau, um ins Leben zu kommen, so eines weisen Mannes, um hinauszufinden.

Herder:

Damon und Pythias, der Totengräber und Doktor,  
 Helfen in ihrer Kunst treulich einander sich aus;  
 Damon stiehlt den Begrabnen die Leichenhemden zu Pflastern  
 Für den Doktor und er . . . schafft ihm die Kranken ins Grab.

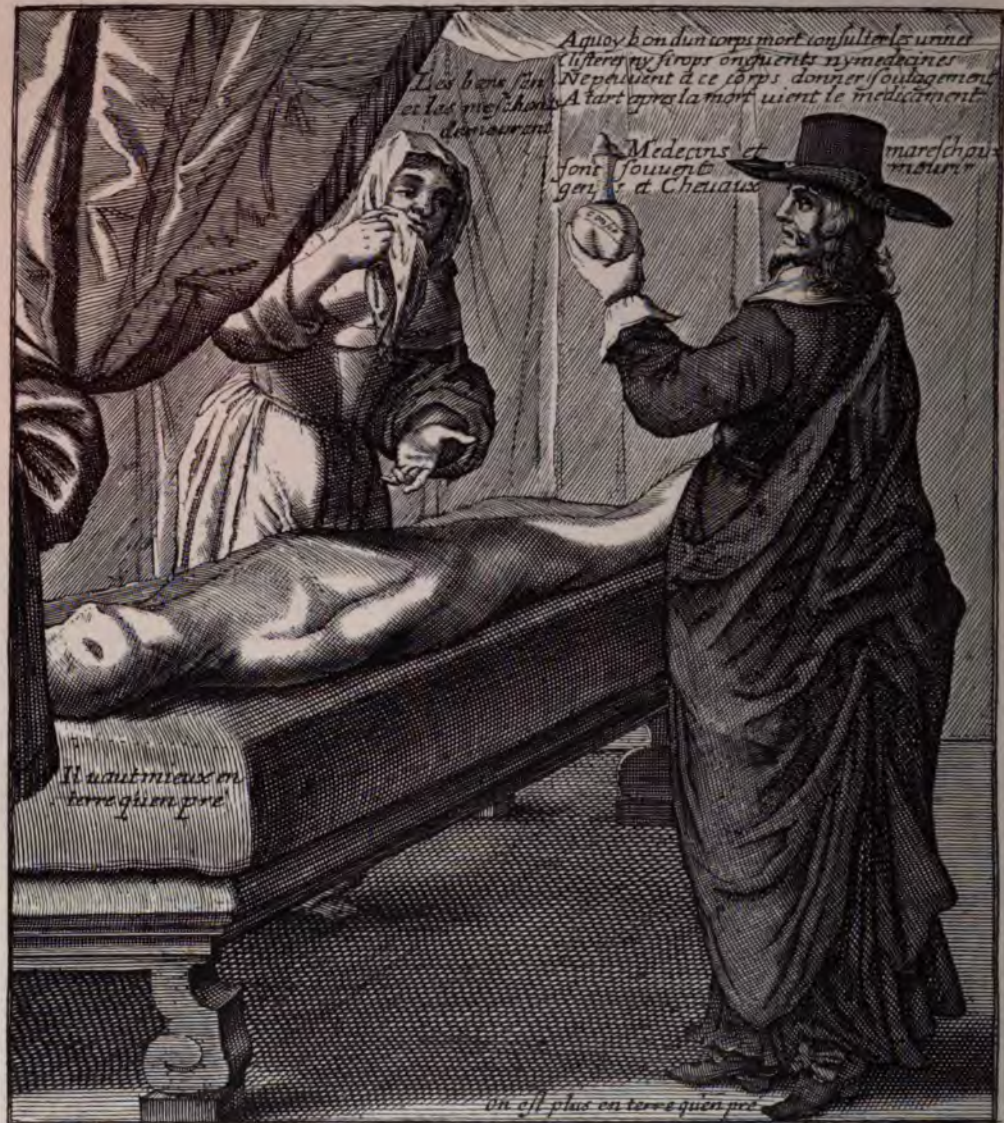
Peter Hilarius: Der Mensch ist ein Rätsel, dessen Auflösung gewöhnlich der Arzt besorgt.



Hogarths Blatt, *The Company of Undertakers*, mit der Aufschrift *Et plurima mortis imago*, ist ohne weiteres nicht als Illustration zu all diesen Versen verständlich (siehe Hogarth, *Restored* 1795 von J. Nicholls und 1801 von G. C. Lichtenberg) (Figur 105).

Die Unterschrift zu dem Bilde, auch *Collegium medicum* genannt, ist in heraldischem Englisch gehalten, das heißt einer Mischung von verdorbenem Englisch, Französisch und Lateinisch. Das Bild selbst zeigt ein französisches Wappenschild in drei Teile geteilt. Undertakers ist so viel wie Leichenbesorger, und die zwölf Köpfe stellen bekannte Porträts der Londoner Ärztegilde vor, natürlich

karikiert alle mit ihrem Stock »Cane heads«. Durch die nachdenkliche Pose, mit der sie den Stockknopf zu Hilfe nehmen, das heißt ihren



*Après la mort le Medecin*

Fig. 104. Aus einer Illustrationsfolge von Sprichwörtern des siebzehnten Jahrhunderts.

zweiten Kopf (head), will Hogarth ihren Schwachsinn symbolisieren. Auf der Aderlaßbinde stehen die ominösen Worte: Et plurima mortis imago, daneben als Abschluß des Schildes zwei Andreaskreuze aus Schenkelknochen.



Die drei im ersten Felde befindlichen Köpfe stellen die zu Hogarths Zeiten meist besprochenen Praktiker Londons vor. Der



Fig. 105. The Company of Undertakers. — Die Gilde der Leichenbesorger.  
Von W. Hogarth (1736).

erste von rechts ist der Dr. Ward, ein besonders glücklicher Medikus, der trotz aller gegen ihn inszenierten Intrigen und bei aller Un-

wissenheit bis zu seinem Ende florierte und sogar in der Westminsterabtei ein Denkmal erhielt. Literarisch scheint er nicht hervorgetreten zu sein. Hogarth benutzt nun sein durch ein Muttermal auf der linken Hälfte verunziertes Gesicht zu der heraldisch so beliebten Halbierung. Der Spottname des Mannes war aus diesem Grunde Spotwarden, Fleckwarden, eine Röte, welche in der Meinung des Volkes natürlich vom Claret (Rotwein) herkam. Der Harlekin in der Mitte ist eigentlich gar kein Doktor, sondern eine Doktorin, nämlich Madame Mapp. Diese frühe Vertreterin der Emanzipation betrieb sogar auffallenderweise als ihre Spezialität die Chirurgie und in dieser mit besonderer Vorliebe die Knochenerkrankungen. Mrs. Mapp liebte es, große Reklame zu machen und renkte am liebsten in Kaffeehäusern Leuten mit großer Kraft die Arme und Beine wieder ein. Als Symbol ihrer Tätigkeit trägt sie einen mächtigen Knochen als Doktorstock. Der dritte im Bunde ist der berühmteste fahrende Okulist seiner Zeit, der auch literarisch vielfach tätige Chevalier John Taylor. Er trägt das eine ihm fehlende Auge auf seinem Stockknopf, gerade so wie er als Garnierung auf seiner berühmten Kutsche gemalte Augen hatte mit der Umschrift: Qui dat visum, dat vitam. Lichtenberg, der witzige Interpret Hogarths, mokiert sich geistreich über die grenzenlose Titelsucht des Scharlatans, der aber — der Wahrheit die Ehre — auch technisch glänzende Resultate erzielte. In seiner Autobiographie: *History of the travels and adventures of chevalier John Taylor*, London 1763, nennt er sich auf dem Titelblatt: »Mitglied der berühmtesten Akademien, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, Chevalier an verschiedenen Höfen, berühmter Patentarzt in den Apartements vieler der größten Prinzen, päpstlicher, kaiserlicher und königlicher Ophthalmiater seiner höchstseligen Majestät, des päpstlichen Hofes, der Person seiner kaiserlichen Majestät, der Könige von Polen, Dänemark, Schweden etc. (!), der verschiedenen Kurfürsten des heiligen Reiches, des königlichen Infanten Herzogs von Parma, des Prinzen von Sachsen-Gotha Durchlaucht, Bruder Ihro königlichen Hoheit der verwitweten Prinzessin von Wallis, des Erbprinzen von Polen, des hochseligen Prinzen von Oranien, der gegenwärtigen

Fürsten von Bayern, Modena, Lothringen, Braunschweig, Anspach, Bayreuth, Lüttich, Salzburg, Middelburg, Hessen-Kassel, Holstein, Zerbst, Georgien etc. (!), römischer Bürger kraft einer öffentlichen Akte im Namen des Senats und Volkes, Mitglied des Kollegiums der Ärzte, Professor der Optik, Doktor der Medizin und Chirurgie auf verschiedenen Universitäten umher (!).« Die Aufzählung dieser Prädikate, die dem Manne tatsächlich zukamen, ist die beste Parodie auf die ärztliche Eitelkeit, die je geschrieben, und kein Arzt der Welt wird sich je wieder solcher Titel rühmen können.

### DAS ARZTHONORAR.

Noch eine leidige Empfindung störte zu allen Zeiten das Publikum; es war die fatale Überlegung, daß der Doktorsmann seine Mühe obendrein noch bezahlt haben und sich nicht wie sein Ahn Asklepias mit einem Hahn begnügen wollte. Jede Arbeitsleistung eines Handwerkers, jede künstlerische Tat, jede Ware bezahlt man sofort, juristischen Beirat gelegentlich sogar schon vorher, den ärztlichen meist erst ganz zuletzt oder am liebsten überhaupt nicht, obwohl es in seinem Wesen liegt, daß man ihn am liebsten und am teuersten ausgleichen sollte. Wovon sollte der Medikus sein kostspieliges Dasein fristen, wenn alle so dächten, wie einst Martin Luther, der zwar auf die Ärzte im ganzen mäßig gut zu sprechen war, sie des Herrgotts Flicker titulierte, dafür es aber seinem Hausarzte Jakob Curio in einem Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten willig bezeugte: »Die Praxis ist mager, ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben außer einem Trunk Bier.« Schließlich von Bier allein kann auch der Arzt nicht satt werden. Darauf antwortet jedoch das Mittelalter ironisch:

Stercus et urina medici sunt prandia prima  
Ex aliis paleas ex istis collige grana.

Blieb oft genug auch im Falle des Erfolgs und des guten Ausgangs der Arzt mit leeren Händen stehen, so nahm die Dankbar-



keit und das Honorar im Falle eines ominösen Endes oft die seltsamste Form an. Rowlandson hat das in einer famosen Skizze zu

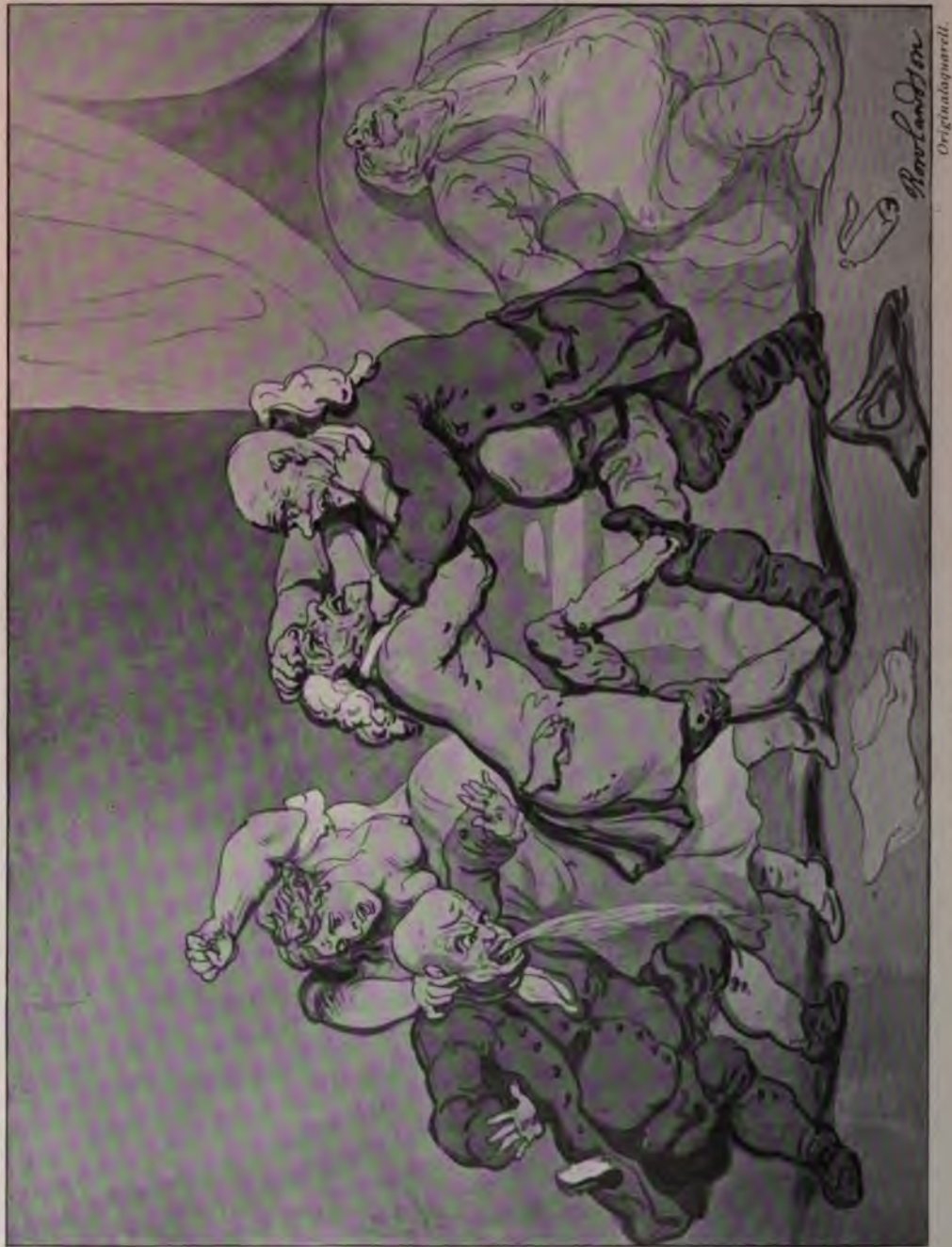


Fig. 106. Die trauernden Hinterbliebenen. Von J. Rowlandson.

Papier gebracht (Figur 106). Der reiche Erbonkel ist offenbar so früh dahingegangen, daß er nicht mehr zu Gunsten des lebens-



würdigen Ehepaares testieren konnte, das zur Verlängerung des teuern Lebens zwei Autoritäten zugezogen hatte. Die Schmerzensäußerungen der trauernden Hinterbliebenen treffen in unzweideutiger



Fig. 107. The dying Patient or Doctor's last Fee. — Die sterbende Kranke oder das letzte Honorar.  
Von J. Rowlandson.

Form die ärztlichen Berater. Die Erschütterung, die den einen Kollegen ganz unvorbereitet trifft, äußert sich in beängstigenden Symptomen.

Ähnlich ging es dem Arzte in einem Stück, das Rabelais mit tollen Kollegen in Montpellier agierte. Das Stück hieß: »Die lustige Moralität von dem Manne, der eine stumme Frau geheiratet hatte.« Der leichtsinnige junge Mann wollte durchaus, daß sein Ehegesponst reden könne. Die Kunst des Arztes und Chirurgen verhalf ihm durch Durchschneiden des Zungenbändchens hierzu, aber der Erfolg war ein extremer. Die erlöste Zunge schien das lange Schweigen nachholen zu wollen, und der Mann konsultierte bald den Doktor wieder, um wenn möglich den status quo ante wiederherstellen zu lassen. Da das jenseits der ärztlichen Machtvollkommenheit lag, so schlug der verständnisvolle Arzt dem Ärmsten als Radikalmittel vor, sich taub machen zu lassen. Freudig willigte der Ehemann in diese Operation ein. Der Erfolg war wiederum ein glänzender, wenn auch ein unerwarteter. Der Arzt verlangt nämlich am Schluß der Szene sein Honorar, der Operierte antwortet, daß er nichts höre, und stellt sich auch nach dieser Richtung stocktaub. Zum Schluß fallen Mann und Frau über den Arzt her und verprügeln ihn weidlich.

Diese Erzählung des Professors Rondibilis übt auf den ihn konsultierenden Panurg einen erziehlischen Einfluß. Zunächst verspricht er ihm einen Schweinebraten, dann läßt er ihm, ohne ein diesbezügliches Wort zu sagen, vier Rosenobel in die Hand gleiten. Der steckt sie ruhig ein und sagt halb überrascht, halb unwillig: Ei! Ei! Herr, das wäre nicht nötig gewesen. Nichtsdestoweniger schönsten Dank; von schlechten Leuten nehme ich nie was, schlag' aber auch von braven nie was aus; immer zu Diensten. -- Gegen Bezahlung! sagte Panurg. -- Natürlich! sagte Rondibilis. -- Hat nicht Rabelais meisterhaft in dieser kleinen Szene die ganze Unzuverlässigkeit der ärztlichen Honorierung geschildert. Das leidige Lied vom schüchternen Geben und dem verschämten Nehmen: das heimliche Hinschieben des baren Entgeltes, das den Stand nicht erhöht, und die Leistung herabsetzt (Figur 107).

Dat Galenus opes. So klingt es wie ein Märchen aus alter Zeit. »Es war einmal.« Wenn man aber der Sache auf den Grund



geht, so sollte es wie in allen Märchen heißen, es war einmal nicht, und der beste Beweis für diese Phantasie liegt schon darin, daß sich kein legitimer Vater für die Autorschaft des Wortes: »Dat Galenus opes et Justinianus honores« findet. Zu allen Zeiten haben Fürsten und Barone des Geldsacks gelegentlich einmal Unsummen hergegeben für den Rat oder die Leistung eines besonders renommierten Consi-



*Originalaquarell.*

Fig. 108. Vereinfachtes Verfahren.  
Von J. Rowlandson.

liarius. Anekdoten und Biographien berühmter Ärzte sind voll davon. Es wird zum Beispiel berichtet, daß Ludwig XIV. für eine glücklich operierte Mastdarmfistel bezahlte: an den Wundarzt Felix 50 000 Kronen, an Daquin 100 000 Livres, Fagon 80 000 Livres, Bessiers 40 000 und jedem Assistenten 12 000. Doch auf diese eine glücklich operierte Fistel kommen leider Tausende, die mit nicht ganz dem gleichen Erfolge ärztlicherseits operiert wurden und

werden? Offeriert doch schon der fahrende Chirurg vom Jahre 1470, dessen Marktschreyzeddel ich publizierte (Die Medizin in der klassischen Malerei), seine Hilfe den armen umb gottes willen, und denen, die es vormögen, umb eyn bescheiden gelt. Es ist ja im Grunde die ärztliche Leistung ein Heilgeschäft, Leistung um Gegenleistung, aber zu keiner Zeit gab es einen anderen Stand, bei dem die Gegenleistung so unabhängig war von der Gewähr der Hilfe. Noch nicht einmal auf die Dankbarkeit als ideales Entgelt rechnete der Arzt, dazu war er ein zu guter Menschenkenner geworden. Meistens gab es für ihn nur die eine Entschädigung für seine oft gefährliche Betätigung: die innere Selbstbefriedigung.

In »Des getreuen Eckarths unwürdigem Doctor« steht eine Notiz über die schlechten Zeiten ärztlicher Honorierung, die wir als interessante Epistel aus der guten alten Zeit in Erinnerung bringen.

»Allein obwolen man nicht seinem Nächsten dess Recompens halben nur gutes thun und sein Wohlsein fördern soll, so ist es doch heute so weit gekommen, dass die Patienten, wann sie ihrem Medico ja was geben, ihn sparsam genug abspeisen, und denken wol, wann sie ihm die Woche pro honorario einen Reichthaler geben, sey es noch allzuviel. Ja wol, fiel Rente in die Rede, gibt es in dem Fall allzu schnelle Rechenmeister, dass wenn sie der Medicus nicht alle Tage zwey oder mehrmals besucht, sagen die ungehobelten Patienten noch wohl bey Recompensirung, ich zahle den Herrn Doctor vor voll, nur umb ein andermal, dass er desto williger seyn möge. Etliche ziehen noch wohl die etliche Groschen ab, und sprechen, ein andermal bey besserer Besuchung werden sie ihr Devoir auch besser in acht nehmen; von welcher Inhumanität und grober Tractirung der Patienten gegen ihre Medicos sonderlich zu lesen die ‚eröffnete Patienten Stube‘. Alleine was hilffts, Geduld ist zu allen Dingen nutze, und muss ein Medicus zufrieden sein, kan er nicht in Seiden und Sammet gehen, dass er auch mit Tuch und schlechterem Zeug seinen Leib zu decken zufrieden sey. Eckarth



replicirte, es sind auch die Herren Medici selber schuld daran, wann sie entweder aus Neid gegen andere, oder aus Kummer täglichens Unterhalts, sich anbieten umb ein wenig den Nothleidenden beyzuspringen, auch zuweilen das Gracial mit denen Patienten, wann sie gleichwol contentiren, theilen, ihnen halb zurücke geben, mit Vermelden sie hätten es nicht verdienet, die Kur meritirte es nicht, und dergleichen nur dass die ersteren denen andern dadurch gedenken einen Abbruch zu thun, die andern aber ihren Magen lieber mit Mandeln der Verdriesslichkeit als mit Castanien der Vergnügung abspessen wollen.«

Auf fast keinem der vielen Bilder mit Arztszenen sieht man übrigens, daß jemand den Arzt bezahlt; die sauersüße Miene des dankbaren Klienten wäre schließlich ein ebenso schöner Vorwurf gewesen, wie das schmerzgequälte Gesicht des Geschnittenen, Beweis dafür wie nebensächlich das Honorar war. Die Schilderung einer solchen Szene war den praktischen Engländern vorbehalten. Es ist beinahe selbstverständlich, daß der Doktor auf dem Bilde *The dying Patient or Doctor's last Fee* (1786, Rowlandson) (Figur 107) eine traurige und unwürdige Rolle spielt. Mit dem Gesicht des reuigen Sünders schleicht der Doktorkavalier aus dem Sterbegemach, nicht ohne sich von hinten noch eine letzte Guinee in die Hand schieben zu lassen.

Ein noch vereinfachteres Verfahren erlaubt sich der Kollege auf einer brillanten Skizze desselben Meisters, von der ich nicht weiß, ob sie je veröffentlicht wurde. Der englische Doktor macht sich selbst bezahlt, da leider der Patient persönlich nicht mehr dazu im stande ist (Figur 108).

Im ganzen muß man sagen, daß die Uneigennützigkeit der Ärzte zu allen Zeiten ziemlich anerkannt war, und schon der Mangel an satirischem Bildermaterial mit diesem Sujet bringt den vollen Indizienbeweis hierfür. Ja wir können noch weiter gehen und sagen, daß die ironisierende Intelligenz zu allen Zeiten sich für diesen einen Fall einmal auf die Seite des sonst so verspotteten Arztes schlug und an seinem Beispiel die Undankbarkeit der Gattung Mensch geißelte.



Die Sentenz, daß Dankbarkeit nur kurze Füße hat, und daß, wenn der Schmerz verschwunden, auch das dankbare Gefühl für den Arzt-Befreier verflogen ist, ist mit vielen Zungen gesagt, und, wie wir sehen werden, auch vielfach Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen.

Nach der Krisis kommt die für den Arzt selbst kritische Überlegung, daß eigentlich der Arzt am guten Ausgang gänzlich schuldlos sei, und in erster Linie die starke Natur sich geholfen habe, was viele Dichter so ausdrückten, daß die Sonne den ärztlichen Triumph bescheine und die Erde ihre Fehler bedecke, oder wie Petrarca ironisierte: Der Tod ist der Fehler der Natur, der Krankheit; das Leben jedoch verdanken wir dem Arzte. Mit ähnlichem Sarkasmus soll Sokrates einen Maler überhäuft haben, der Arzt werden wollte. Natürlich täte er besser dran, ein Gewerbe aufzugeben, bei dem alle Mängel so in die Augen springen, und es sei verständlich, daß er Arzt würde, da alle Fehler dieser Tätigkeit mit wenig Erde zu verdecken wären. Noch deutlicher beschwichtigte jener Kranke seine Dankbarkeitsregung, der durch den Gebrauch der von seinem Arzt empfohlenen »Eselsmilch« genäß:

Par sa bonté par sa substance,  
Le lait de mon ânesse a refait ma santé  
Et je dois plus en cette circonstance  
Aux ânes qu'à la faculté.

Kurz und gut, schon Hippokrates wird das Aphorisma zugeschrieben:

Accipe dum dolet, quia sanus solvere nolet,

ein Spruch, der vielfach modifiziert wurde; so

Exige dum dolet, post curam medicus olet.

(Medicina contempta Goris de Leyden 1700.)

Witkowski erwähnt außerdem noch den späteren:

Dum dolet infirmus, medicus sit pignore firmus:  
Ars quae non venditur, vilivenditur.

Bekannt ist die Salernitanische Fassung:

Dum aegrotus visitatur	Cura te accipere
Dum processus ventilatur	Nam aegroto restituto

Et processu absoluto  
Nemo curat solvere.

Die Flos Medicinae Scholae Salerni widmet der Angelegenheit  
»Ad praecavendam aegrorum ingratitude« ein ganzes Kapitel:

Non didici gratis,	nec musa sagax Hippocratis
Aegris in stratis	serviet absque datis.
Cum locus est morbis	medico promittitur orbis
Mox fugit a mente	medicus morbo recedente
Instanter quaerat	nummos vel pignus habere
Fidus nam antiquum	conservat pignus amicum,
Nam si post quaeris,	querens inimicus haberis.
Dum dolet infirmus,	medicus sit pignore firmus;
Aegro liberato dolet	de pignore dato;
Ergo petas precium	pacienti dum dolor instat;
Nam dum morbus abest,	dare cessat, lis quoque restat;
Emta solet care	multum medicina juvare;
Si qua detur gratis,	nil offert utilitatis.
Res dare pro rebus	pro verbis verba solemus;
Pro vanis verbis	montanis utimur herbis;
Pro caris rebus,	pigmentis et speciebus.
Est medicinalis	Medicis data regula talis
Ut dicatur da, da,	dum profert languidus ha ha
Da medicis primo	medium, medio nihil imo.
Expers languoris	non est nemor hujus amoris
Exige dum dolor est	postquam pena recessit
Audebit sanus dicere:	multa dedi.

Aus diesen im Volk leicht Eingang findenden Gedanken formte sich das Bild von den drei Gesichtern des Arztes, denen mit Wahrscheinlichkeit Heinrich Solde, der Stadtarzt von Braunschweig und spätere Marburger Professor mit dem Pseudonym Euricius Cordus (1486 bis 1535) in seinen Epigrammata (Marburg 1525) die erste poetische Prägung gab.

Tres medicus facies habet: unam quando rogatur  
Angelicam. Mox est cum juvat ipse Deus  
Post ubi curato poscit sua praemia morbo  
Horridus apparet terribisque Satan.

Der Nürnberger Wundarzt Jakob Baumann muß mit seinen Kranken sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben, denn er ließ sich von Vergil Solis nach der Mode mit der Nelke in der Hand stechen und setzte unter sein Bildnis die deutsche Übersetzung jener Cordusschen Verse:

Der artzt dem krancken geordnet ist  
Der darff keines artzts dem nichts gebrist,  
Ein artzt aber drei angesicht hat  
Engelisch: so er dem krancken rath  
So sich bessert des krancken noth  
So sieht der artzt gleich wie ein Gott.  
Wann nun der artzt umb lohn anspricht  
Hat er ein teufflich angesicht.

(Abbildung in H. Peters, Arzt und Heilkunst in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900.)

C. E. Daniëls, der verdiente holländische medizinische Historiograph und Schöpfer des Mediko-historischen Museums in Amsterdam, hat in einer ausgezeichneten Studie im Janus 1900 unter dem Titel »Docteurs et malades« eine historische Analyse und Zusammenstellung der auf diese Verse bezüglichen Gemälde und Stiche veranstaltet.

Während die zum Teil künstlerisch bedeutenden satirischen Tendenzstücke ausschließlich holländischen Ursprungs waren, habe ich durch die Beibringung der deutschen Arbeit Anton Mozarts vom Jahre zirka 1600 den Beweis von der großen Verbreitung dieses damals geflügelten Wortes gebracht. Lehnte sich die Mozartsche Miniature noch ganz an die Verse Cordus' an, so haben die Holländer unter dem Vorgang von Henri Goltzius vier Posen illustriert. Mir scheint dazu eine reine Äußerlichkeit Veranlassung gewesen zu sein. Die Ölmaler bedurften je zweier Pendants und sind deshalb



auch zu einer Umwertung der Verse gekommen. Statt Engel, Gott und Teufel, statt der schnell aufsteigenden und ebenso schnell abfallenden Linie schufen sie den Himmelssturz Gott, Engel, Mensch, Teufel.

Soweit Daniëls uns darüber beraten kann, scheinen die Gemälde, nach denen Goltzius stach, verloren zu sein. Als Originale über den Gegenstand existieren noch die vier Gemälde von J. Horemans im Besitz eines Herrn M. G. Dolleman und die höchst interessanten Tafeln eines unbekannten aber bedeutenden holländischen Malers aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Gemälde sind im Besitze des Barons Reedtz-Thath bei Kopenhagen, und ich verdanke die Amateuraufnahmen derselben der Liebenswürdigkeit des dänischen Kollegen K. Carøe.

Die sonstigen Dokumente sind Stiche von Goltzius, Gelle, van Vianen, denen ich noch eine Arbeit von Hugo Allardt züfuge. Da die Bilder alle in der bereits zitierten Abhandlung Daniëls wiedergegeben sind, so bringen wir nur eine Zusammenstellung aus Stichen von Goltzius und Allardt. Die Darstellungen haben, mit Ausnahme der Horemansschen, alle dieselbe Anordnung. In der Mitte des Bildes steht riesengroß der allegorische Träger der Idee: Gott, Engel, Mensch, Teufel. Dabei ist Gott immer als Jesus gemalt. Diese Figur trennt das Bild in zwei Teile; wir sehen immer wieder in zwei Zimmer hinein, in dem einen liegt im Bett ein innerlich Kranker, auf dem anderen Plan ist das Hantieren eines Chirurgen geschildert. Den Vordergrund nehmen Folianten und ärztliche Instrumente, Urinflaschen, überhaupt Gegenstände des ärztlichen Werkzeugs und der Krankenpflege ein. Amüsant ist es dabei, zu konstatieren, daß der jedesmalige Nachfolger nicht nur die ganze Idee sich zu eigen machte, sondern auch seinen Vorgänger im Detail kopierte. Jan van Vianen zum Beispiel benutzte ziemlich getreu den hundert Jahre älteren Gelle und modernisierte nur die Kostüme, die übrige Komposition beibehaltend. In kulturgeschichtlicher Hinsicht am interessantesten sind die Gemälde des unbekannten Holländers, der seine Tafeln kurz vor Rembrandts Ana-

tomie gemalt haben muß. Hier sind mit aktueller Genauigkeit Operationsszenen und solche der Krankenpflege geschildert, hier



H. Goltzius.  
*Dum regis igrum prope Aleris circumulat alis, O OEOZ. (Tum me premisus heat et donis omnis adont, Tum reat inimicum me reuerata DEVM)*  
 Sammlung Brethauer, Trist.

Fig. 109. Der Arzt als Gott.

sehen wir auch wirkliche nach der Natur gemalte Instrumente und Gerätschaften. Auch in der Darstellung des Teufelarztes hält sich der Künstler an wirkliche Möglichkeiten, er malte uns vielleicht die



Figur eines unbeliebten Arztes jener Zeit, begabte ihn nur mit langen Ohren, Krallen und Hörnern, während die anderen Künstler den



Fig. 110. Der Arzt als Engel.

H. Allardt.

leibhaftigen Gottseibeius porträtierten, zum Teil nackt und mit Bocksbeinen.

Jan Horemans' vier Darstellungen sind charakteristisch für sein



Genre. Dieselbe große Leichtigkeit der Gruppierung, die Natürlichkeit in der Bewegung der agierenden Personen, ihr lebendiger Aus-



Fig. 111. Der Arzt als Mensch.

H. Allardt.

druck, alles Vorzüge, die in der Reproduktion noch besser zur Geltung kommen als auf dem Original, weil des Meisters Farben verblaßten. Ganz im Sinne eines Künstlers moderner Richtung



schuf Horemans die reizvolle Szene »Der Arzt als Gott«. In einem typisch holländischen Heim liegt in dem Himmelbett der Kranke.



Fig. 112. Der Arzt als Teufel.

H. Allardt.

Die Verwandten und die Dienerschaft sind in äußersten Ängsten. Da tritt hinein zu ihnen, die alle in den bauschigen Kleidern der damaligen Zeit stecken, Jesus, wie er zu den Fischern trat, mit

langem Mantel, mit schwarzem Bart und Sandalen an den nackten Füßen und mit dem himmlischen Lächeln des Gottessohnes; die Wirkung ist einfach stupend. Auf dem letzten Bilde hat der Doktor die Rechnung in der Hand, mit der man ihn zu Tür hinauswirft.



Fig. 113. Vignette von Daumier.  
Aus *Némésis médicale*.

Es war Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts eine beliebte Manier, Personen in der Weise zu charakterisieren und darzustellen, daß man ihren Körper aus den Hauptwerkzeugen ihres Gewerbes zusammenstellte. So zum Beispiel aus lauter Kristallen und Steinarten den Mineralogen, aus lauter Blumen den Botaniker. Schon der berühmte Anatom Ruysch schmückte das Titelblatt seiner Werke mit Knochenpyramiden, und Birkham zum Beispiel gab eine Folge solcher Instrumentenmänner heraus. Der Mediziner, der Chirurg und der Apotheker wird uns durch französische Kupfer vorgeführt, die offenbar einem Sammelwerk dieser Art entstammen. Wenig künstlerisch, im Habit des Professors der Medizin erscheint uns die innere hohe Kunst. Über dem Doktorhut thront die gelehrte Eule, die rechte Hand ist immer noch Hippokrates, die linke immer noch Galen. Avicenna kennt sie auswendig, sein gelehrtes Buch trägt die Disziplin immer noch auf dem Herzen. Der ganze Bauch ist ein Bücherschrank, in welchem die arabischen, jüdischen Schriftgelehrten vornan stehen. Das Fundament bilden die alten französi-

















Hier bei den Venen, Venerierte,  
 Da sitzt der Knoten, der geschürte,  
 Doch dieses kleine Alexanderschwert  
 Zerschneidet gut das, was sich nicht erklärt.

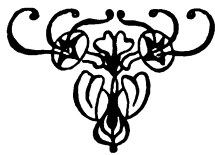
Fig. 117. Originalzeichnung von Halter v. Hallenstein (zirka 1820).

Aus dem Munde des Medizinmannes zucken die Ordinationsblitze, an erster Stelle »Lauemens«, soll heißen Eingüsse. Aderlässe, Purgationen, Ventousen, Brechmittel sind noch immer die Trümpfe der Unfehlbarkeit. Aus einem Gefäß steigen die Dämpfe der echauffierten Galle; ein ganz modernes Vrinal, daneben ein Spitzglas mit Vrine graveleuse (Harngrieß), hat das frühere Kolbenglas verdrängt. Auf dem Tisch liegt ein Rezept mit Senna, Tamarinden, Rhabarber, Manna und ähnlichen lieblichen Dingen.

Bizarrr macht sich der Chirurg, der auf dem Kopfe ein Elevatorium pour la Teste, in der Rechten ein Miroir Matrical, in der Linken ein solches pour la Bouche trägt. Der ganze Körper ist geschmückt mit Instrumenten, die wir von Moscherosch beschreiben lassen wollen.

». . . Dann kamen die Wundärzte mit ihren Scheren, Aderlaßeisen, Schermessern, Bäuschen, Kolben, Heftnadeln, Beinsägen, Schienen, Kneifzangen, Kugelzangen, Salbhaften, Zwickhaften, Mundstücken, Durchzügen, Kugelbohrern, Scharfbohrern, Löffeln, Laucherschlangen, Hirnschrauben, Armschrauben, Meißeln, Lanzetten, Binden und Banden . . . (Totenheer).«

Der Apotheker, dessen Dienstleistung im achtzehnten Jahrhundert inniger mit der praktischen Heilkunst verknüpft war — setzte er doch meist die Lavements persönlich —, darf der Vollständigkeit halber nicht fehlen.





## DIE PRAKTISCHE HEILKUNDE

### IM SIEBZEHTEN UND ACHTZEHTEN JAHRHUNDERT.

**I**m Anfange des achtzehnten Jahrhunderts passierte in England eine Geschichte, welche sehr lebhaft die Gemüter zuerst der Gelehrten, später ganz Englands erregte. Die Geschichte der Maria Toft von Guilford ist so recht geeignet, den Stand der Naturwissenschaft in jener Zeit zu illustrieren und zu zeigen, daß auch die ersten und bedeutendsten Gelehrten und Ärzte jener Zeit noch tief in mittelalterlichen Vorurteilen steckten und ihr Ohr gern und willig den Erzählungen von Wundererscheinungen liehen.

Wenn man diese Kaninchengeburtsgeschichte richtig beurteilen will, so muß man allerdings bedenken, daß erst zwanzig Jahre später in England die erste Professur für Geburtshilfe errichtet wurde und daß es gerade die Zeit war, in der Jean Palfin, der Genter Professor, bestrebt war, die von ihm erfundene Geburtszange zur allgemeinen Anwendung zu bringen.

Am 26. Dezember 1726 schrieb Lord Onslow in Clandon an den berühmten Sir Hans Sloane in London: »Mein Herr, das Gerücht von einer Weibsperson, die mit Kaninchen schwanger sein will, hat fast ganz England beunruhigt und sogar verschiedene Leute von gesundem Verstande verleitet, die Sache für wahr zu halten. Es hat mich einige Mühe gekostet, die Wahrheit herauszubringen, glaube aber doch, nun meinen Zweck erreicht zu haben, wie sie aus der vor mir geschehenen Aussage, die in ein paar Tagen öffentlich bekannt gemacht werden soll, ersehen.« Bald nachher schrieb der Chirurg St. André an denselben Gelehrten, übrigens den Nachfolger des unsterblichen Newton auf dem Präsidentenstuhle der Royal





Cunicularii or The Wise men of Godliman in Consultation.

Fig. 118. Der Geburtsschwindel der Maria Toft.

Von William Hogarth (1726).

Society und den Gründer des Britischen Museums: »Mein Herr, ich habe die Weibsperson von Guilford herein nach Leicesterfields bringen lassen, woselbst Sie, wenn's Ihnen beliebt, Gelegenheit haben können, bei ihrer Entbindung gegenwärtig zu sein.«

Das geschah nun in der Tat, und alle Anwesenden, zu denen noch der berühmte Wundarzt Sir Richard Manningham (B) und auch Sainthill auf Wunsch des Königs Georg I. hinzukamen, wurden von der Schwindlerin düpiert.

Die Sache regte John Bull ungemein auf, da diese Dinge von dem Wundarzt Howard in die Zeitungen gebracht wurden. Die Leichtgläubigkeit des englischen Volkes hielt solchen Argumenten gegenüber nicht stand, und der bekannte Geistliche William Whiston schlachtete sofort die Situation in der Weise aus, daß er ein Buch schrieb über wunderbare Empfängnisse und erklärte, daß das Buch Esra bereits diese Geschichte prophezeit habe. Der Schwindel wurde erst durch den berühmten Wundarzt Cheselden, der sich in der Geschichte der Medizin durch seine Steinschnittoperationen und durch seine künstliche Pupillenbildung ein Denkmal gesetzt hat, aufgedeckt, und nun folgten Satiren in Wort und Bild, in denen sich das um seine Sensation gebrachte Albion natürlich über die düpierten Ärzte nach Kräften lustig machte. Vier solcher Karikaturen über diesen Gegenstand sind mir bekannt geworden, und Nicholls erwähnt in seiner Beschreibung der Hogarthschen Blätter, daß die eine dieser Zeichnungen nebst acht Abhandlungen über diesen Gegenstand kürzlich (1781) schon für drei Guineen verkauft seien. Um das Raffinement zu zeigen, mit welchem englische Ärzte damals schon Reklame trieben, will ich ein Inserat aus: *Mist's Weekly Journal* vom 11. Januar 1727 zum Abdruck bringen. Anzeige: »Der Vorfall mit der Kaninchengeschichte in völliges Licht gesetzt, nebst den Bildnissen der vorgeblichen Kaninchengebärerin Maria Toft selbst, der Kaninchen und der Personen, welche sie bei ihren vorgeblichen Entbindungen gewartet haben; wobei zugleich alle, die von ihr hintergangen wurden oder nicht, angezeigt werden. Dieses Blatt wird umsonst ausgegeben, aber nirgends anders als eine Treppe hoch im



Zeichen der berühmten schmerzstillenden Halsbänder, die Doktor Chamberlen den Kindern verordnet, wenn sie Zähne kriegen.«

Ich bin nun in der glücklichen Lage, drei von diesen Kupferstichen und Flugblättern vom Jahre 1727 aufgefunden zu haben, von denen das Jugendwerk Hogarths als verschollen galt und auch in keiner der Hogarthschen Kupferstichausgaben vorkommt. Hogarth selbst scheint auf die Werke vor der Herausgabe seines »Leben einer Buhlerin« keinen besonderen Wert gelegt zu haben.



Fig. 119. Der Geburtsschwindel der Maria Toft.  
Ausschnitt aus W. Hogarths *Credulity* (1762).

Das Hogarthsche Blatt, das auch Witkowski als verschollen bedauert, trägt den Titel: *The Wise men of Godliman in Consultation*, und darunter die ironischen Worte: *They held their Talents most Adroit—for any mystical Exploit*. Der langperückte Untersucher, der das in heftiger Wehentätigkeit liegende Weib gynäkologisch untersucht, ist Sir Richard Manningham (B), der die Worte ausstößt: *Es wölbt sich, es schwillt, es öffnet sich, es kommt!* Hogarth bezeichnet ihn als dunklen Philosophen, weil er in der Tiefe des Dings nachforsche. Im Vordergrund steht Doktor St. André (A), der die



Worte von sich gibt: O! welch große Geburt! Hogarth zeichnet diesen Nathaniel St. André in tanzender Pose, eine Geige unter dem Arme, da er als guter Musiker und glänzender Tänzer bekannt war. An der Tür steht der Wundarzt Howard (D) aus Guilford, der in dem Verdachte stand, mit der Karnickelträchtigen unter einer Decke zu stecken. Hogarth läßt ihn jedenfalls an der Tür einen Bauern, der in seinem Rocke ein Kaninchen trägt, mit den Worten abweisen: Es ist schon zu groß. Am Boden hüpfen eine große Anzahl Kaninchen herum, ungefähr so viel Stück, wie Geburten vor sich gingen.

Ein zweites Blatt, vielleicht das, welches der Kinderdokter als Reklameblatt verausgabte, zeigt nach Art der Mordgeschichten den ganzen Vorgang drastisch geschildert, und man darf annehmen, daß vielleicht die Verse nach bekannter Jahrmarktsmelodie höchst schaudervoll heruntergeleiert wurden (Figur 120). Ein drittes Blatt führt uns nach Lincolnsfield, wo Frau Toft gerade Vorstellung gibt und Karnickel gebiert (Figur 121). Man kann sich übrigens ruhig vorstellen, daß diese wundertätige Dame aus ihrem Zustand Kapital schlug, und sich, wie dies berichtet wird, den trächtigen Leib für Geld befühlen ließ. Die Hebamme zeigt triumphierend den frischgeborenen Karnickel einem Arzte, der aber eine ungläubige Geste macht. Die Unterschrift wendet sich an die Adresse der Ärzte, denen gleichfalls als Strafe Pranger und Ohrverlust gebührten. Hogarth hat dann noch einmal am Schlusse seines Lebens (1762) auf dem Blatte der Leichtgläubigkeit die Kaninchengebärende in den Vordergrund gestellt. Dies bekannte Bild, welches übrigens auch Witkowski in seinem Buche *Anectodes et Curiosités histor. sur les accouchements* erwähnt und wiedergibt, sicherte bisher der Maria Toft und ihrem Schwindel die Unsterblichkeit (Figur 119). Im übrigen traf dieser Humbug das Volk nicht unvorbereitet. Schon aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammt eine ganze Anzahl Flugblätter von den abenteuerlichsten Geburten und Geburtsmonstrositäten (Figur 122). Das zum Beispiel bei Peters abgebildete fliegende Augsburger Blatt kündigt die seltsame Erzeugung eines Schweines und eines fischähnlichen Wesens an. Ein anderes Mal wird die Geschichte noch dadurch pikanter, daß

**The DOCTORS in Labour; or a New Whim Wham from Guildford.**  
*Being a Representation of a Fraude by which a Goddian Woman, carried on her pretended Rabbit Breeding, also of a Simplicity of our Doctors, by which they assisted to carry on that Impudence, discoverd their own skill, & contributed to a Mirth, of His Majesties Liege Subjects.*



*A Request that for Statutes Remedy*

Fig. 120. Der Geburtsschwindel der Maria Toft (1726).

es eine Jüdin war, welche ein Schwein geboren hatte. Es gab langatmige gelehrte Abhandlungen über diese Wundererscheinungen.



Das Volk war damals noch naiv und leichtgläubig genug, um solche Begebenheiten glaubhaft zu finden, umsomehr, da die natürliche Vorbedingung, die Vorstellung einer teuflischen oder bestialischen Gemeinschaft, damals nichts Ungewöhnliches an sich hatte. Nichtsdestoweniger würde man mitleidig verächtlich über eine Zeit gelächelt haben,



Fig. 121. The Surrey-Wonder an Anatomical Farce etc.

Flugblatt vom Jahre 1726.

in der gebildete Männer sich ernsthaft darüber herumgestritten haben, ob ein Pferd im stande sei, Quadratwurzeln zu ziehen und zu zählen, wieviel der es umstehenden Herren Zylinderhüte trügen.

In zweifacher Weise erwähnenswert ist hier ein Holzschnitt aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, den Lacroix in dem Prachtwerke Ludwig XII. und Anne de Bretagne aus dem Vergier d'honneur von Gelais reproduziert. Denn auch diese Darstellung deutet auf einen Geburtsschwindel. Die Wöchnerin hat soeben



Siebenlinge geboren, welche aber von einem Diener beiseite geschafft werden. Statt dieser werden der erschreckten Mutter sieben junge Hunde gezeigt. Der Ausdruck der Gesichter ist trotz einfachster Linienführung durchaus künstlerisch. Man betrachte nur das intrigante Auge der Anstifterin und das Freudige im Blick des Hündchens. Es waren solche Unterschiebungen und grotesken Unmöglich-



Fig. 122. Satirische Darstellung einer Geburt von Siebenlingen.

Aus dem »Vergier d'honneur« von André de la Vigne und S. Gelais (zirka 1510).

keiten zu jener Zeit nichts Absonderliches und ganz im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, wie wir schon zeigten. Manches jedoch von der Komik dieser Situation geht für uns verloren, wenn wir erfahren, daß erst vor wenig Jahren die Straßburger medizinische Fakultät über die Möglichkeit solcher Hundegeburten von Amts wegen aus interpelliert wurde.

Es sei übrigens daran erinnert, daß es mehrfach Darstellungen von vielfachen Geburten gibt, sogar auch das Geschehnis einer Siebenlingsgeburt ist uns durch eine Plastik überliefert. Im Schlosse

Lichtenstein befindet sich ein seltsames oberrheinisches Gemälde, welches eine Vierlingsgeburt wiedergibt. Jedoch satirischen Charakter besitzt allein ein seltener Stich, der die Geburt von vier lebendigen und einem toten Kinde schildert. Um die Wöchnerin sitzen vier Weiber, jedes hält ein Kind auf dem Schoß. Soeben wird der glückliche Vater hereingeführt, der gestützt werden muß, damit der freudige Schreck ihn nicht umwerfen soll. So geschehen in Scheveningen 1719.

Die englische Karikatur A Man-Mid-Wife führt uns in eine der interessantesten Zeiten der englischen Geburtskunde. Aus dem Jahre 1793 stammend, will das Blatt den Zwitterzustand zwischen Geburtshelfer und Hebamme karikieren. »Ein solches Monstrum existierte zu Buffons Zeit noch nicht.« Die Idee der figürlichen Darstellung durch Zweiteilung war keine originale: ähnliche Blätter existieren schon ein halbes Jahrhundert früher. So sah ich im Reichsmuseum eine Darstellung eines Mannes, der halb Krieger, halb Geistlicher war und so weiter. Es sollen nun mit dieser Satire offenbar William Osbornes Essays on the practice of midwifery in natural and difficult labours, London 1792, getroffen werden, für welches Buch, wie der Künstler sagt, dies Blatt als Frontispiece dienen könnte. Die Hunterschen Schüler Osborne und Denman hatten kurz vorher die erste Schule für Geburtshilfe errichtet, und die damalige Zeit behauptete, daß Osborne namentlich ein fanatischer Anhänger der Perforation gewesen sei. Das Rieseninstrument für diese Operation hängt auf dem Buntdruck neben der Zange und dem Haken. Soll der Riesenmörser noch andeuten, daß die Früchte nachher eingestampft werden? (Figur 123.)

Im Gegensatz zu der im ganzen segensreichen Tätigkeit der englischen Geburtshilfe sah es damals in unserem Vaterlande noch recht düster aus. Wie Siebold sagt, hatte ein gewisser Deisch in Augsburg einen derartigen Würgungskreis, daß er allgemein als Weibermetzger galt, und sein Kollege Mittelhäuser in Weißenfels rühmte sich, daß von zehn von ihm Entbundenen nur zwei starben.

Die organische Basis für das Studium der Gynäkologie war

natürlich Sir William Hunters Lebenswerk »Anatomy of the human gravid uterus«. Dies bahnbrechende Werk mußte den anatomischen Anschauungsunterricht ersetzen; der Leichenmangel war nachgerade zur Kalamität geworden. Weniger durch den wirklichen Mangel



Fig. 123. A Man-Mid-Wife  
or a newly discovered animal, not known in Buffon's time.

als durch die »Resurrection men«. Es bestand in England und Irland eine weitverzweigte Bande, welche den anatomischen Schulen das erforderliche Leichenmaterial verschaffte. In richtigem Handelsverkehr, ähnlich wie heutzutage lebendiges Fleisch in die Bordelle



geliefert wird, verband man sich mit Totengräbern und Leichenwärtern und bezog Kadaver aus aller Welt. Von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein Skandal publik wurde, entstand ein Run auf die

The Nursery — or Subjects in training for next Lecturing Session.



Buntdruck 1825.

Fig. 124. The Lecturer.

Karikatur auf den Professor der Gynäkologie Brand in Edinburg.

Anatomie, und der berühmte Gynäkologe Robert Knox mußte aus Edinburg fliehen, weil er in einen solchen Skandal verwickelt war. Mehrere englische Karikaturisten haben ein solches »Resurrection-laboratorium« uns hinterlassen, in dem es wie in einer Kannibalenvolkssküche aussieht. Wenn nämlich gar kein totes Material für die



# MEDICAL MUSHROOMS.

Fig. 125. Satire auf die Nobilitierung englischer Ärzte.

Vorlesung aufzutreiben war, so wurde halt doch geliefert. Man lockte Leute in Schlupfwinkel, in denen namentlich zwei solche Bestien in Edinburg eine ganze Reihe von Anatomiemorden vollbrachten. Erst im Jahre 1832 wurde diesem Gewerbe endgültig durch einen Parlamentsakt der Garaus gemacht. Durch eine flott gezeichnete Karikatur scheint das Verdienst eines Edinburger Professors Brand in dieser Angelegenheit der Vergessenheit entrissen zu werden. Er dozierte nämlich *faute de mieux* an Säuen, von denen er gefunden zu haben behauptete, daß sie dem Menschen innerlich ähnlicher seien, als irgend ein anderes Tier. Die bunte Lithographie stammt aus Edinburg 1825.

Aus derselben Epoche rührt noch ein seltenes Blatt her, welches sich *Medical Mushrooms* nennt, soll heißen Medizinische Pilze, Glückspilze = Emporkömmlinge. Die drei in den englischen Adelstand erhobenen Jünger Äskulaps sitzen unter ihren neuen Wappen, deren Heraldik eine witzige und boshafte Satire in sich schließt. Den bebrillten Schotten können wir beiseite lassen, da er der illegitimen Seitenlinie der Kunst, der Hundemedizin angehört. Zur Erklärung seines Wappens sei nur erwähnt, daß er den Sprung, respektive Seitensprung in die Medizin gemacht, nachdem er früher Schullehrer gewesen. Der Mittlere, dessen Wahlspruch *Rien que Pissé* lautet, ist der ausgezeichnete und bedeutende Chirurg und vergleichende Anatom Sir Everard Home, der Schwager John Hunters, der Baronet und erster Wundarzt des Königs wurde. Der Riesenkatheter und die weißen Töpfe weisen auf seine besonders urologische Tätigkeit hin (*Practical observations of treatment of stricture in the urethra*, 1803). Der dritte, der auch als verantwortlich zeichnet, Jesse Foot (1750 bis 1820), hat ein gynäkologisches Wappen verliehen bekommen; wir sehen da einen stilisierten Uterus; Tuben und Fimbrien sind zweckmäßig, man möchte beinahe sagen sezessionistisch verwertet; gehelmt wird das Wappen von der geöffneten Zange. Der Embryo selbst hat sich in Steißlage eingestellt; die Hebamme präsentiert dem erstaunten Gelehrten desgleichen ein kleines, niedliches Baby in derselben deutlichen Stellung, und so kann denn der Wappenspruch nur lauten: *Arse in presenti*. Das Blatt muß eine



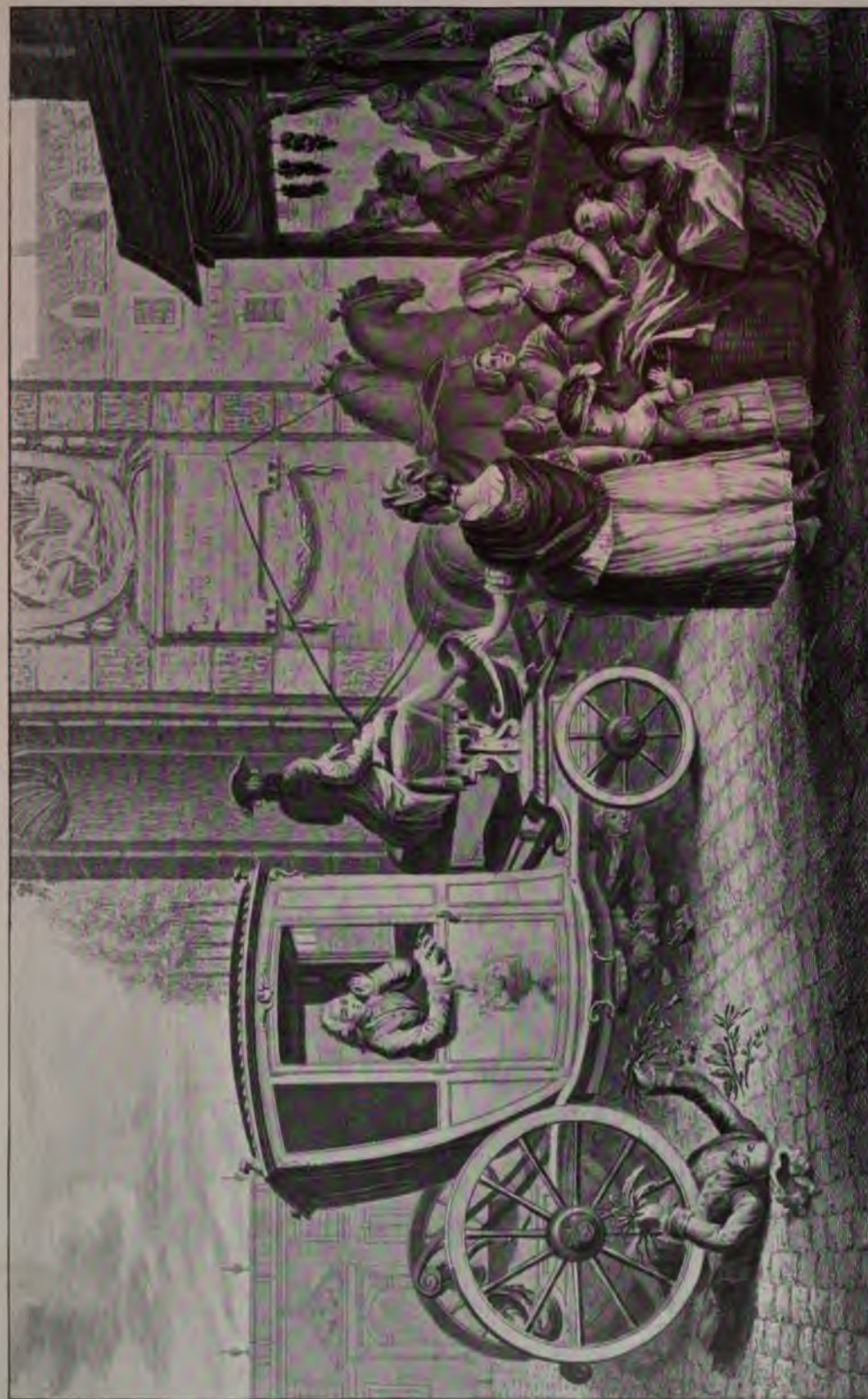
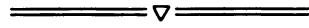


Fig. 126. Les Médecins Botaniste et Mineralogiste écrasés par le Médecin à la Mode.

sehr scharfe Satire enthalten haben, es wurde jedenfalls nach der alten handschriftlichen Notiz auf meinem Exemplar verboten.



Von der Wende des siebzehnten Jahrhunderts besitzen wir ein von einem Anonymus gestochenes Blatt: *Les Médecins Botaniste et Mineralogiste écrasés par le Médecin à la Mode*. Das Blatt ist dem Andenken des unsterblichen Tournefort gewidmet. Joseph Pitton de Tournefort (1656 bis 1708) war ein bedeutender Vorgänger Linnés, der später Professor der Medizin am Collège de France war. Das Blatt bedarf kaum der Erklärung. In einer vornehmen Galakutsche fährt der moderne Arzt. Sein unaufmerksamer Kutscher lenkt die medizinische Staatskarosse ohne Sorgfalt, er sieht zur Seite und wird den schönen Wagen bald umwerfen. Dabei ist schon ein Unglück geschehen. Zwei Ärzte überfuhr er soeben. Diese krümmen sich unter den Rädern und sind dabei in ihrem Eifer weniger auf eigene Rettung als auf die der Kostbarkeiten bedacht, die sie in den Händen haben — auch noch im Tode getreu. Offenbar unbeabsichtigt hat der Künstler den Botaniker in eine lächerliche Situation gebracht. Sein Unfall wirkt tragikomisch, denn er stirbt nicht in Schönheit; er hat kein Weinlaub im Haar. Gegenüber vom Louvre ist der Stand eines Drogengeschäftes. Die schöne Verkäuferin weint, weil niemand mehr von ihren Mittelchen kaufen will. Alles wendet sich dem *Médecin à la Mode* zu. Wir erinnern uns, daß der Einfluß Sydenhams noch das therapeutische Können beeinflusste, der ja seine meisten Specifica aus dem Pflanzenreich holte; Chinarinde, Sarsaparilla, Ipecacuanha, Jalape, Opiate, Asa foetida, Manna etc. waren damals neben dem Eisen, Antimon und Calomel die beliebtesten Mittel.

Das Lager der französischen Ärzte war geteilt; die Schule von Montpellier und die von Paris bekämpften sich heftig und jede Partei erstrebte es, obzusiegen, weniger aus wissenschaftlichen Gründen, als um am Hofe der königlichen Ludwige Leibarztstellen zu erhalten. Nannte man die ersteren die Galenischen, so bezeichnete der Gassenwitz der Zeit die Pariser Schule zweck-





Fig. 127. Les Remèdes à tous maux.

mäßig mit dem Namen des Mannes, der ihr bitterster Gegner war: die Moliéristen. Es fährt uns die Staatskarosse in die Zeit des



größten Niedergangs der ärztlichen Kunst, eine Zeit, der der Dichter Molière die Zensur geschrieben. Es war zum wenigsten ein Fehler Molières oder ein Zeichen seiner Voreingenommenheit, wenn die Note seiner Kritik so kläglich ausfiel.

Bereiteten sich auch in aller Stille zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Ansätze zu der großen Entwicklung und dem wissenschaftlichen Aufschwung der Disziplin vor, wurde auch in Holland und namentlich in Leiden das Feuer schon geschürt, das



Fig. 128. Mort de Pouppe.

Chirurgien de Mr. de Voltaire.

bald mit heller Lohe ganz Europa erleuchten sollte, legte auch jener bedeutendste Praktiker mit internationalem Weltruf, Boerhave, schon den Grundstein zu seinem Können, so hatte die Heilkunst als solche und das Durchschnittskönnen des praktizierenden Arztes das tiefste Niveau erreicht. Das Mittelalter mit seiner arabischen Medizin sah Heilkünstler voller doktrinärer Gelehrsamkeit; das systematische Zeitalter der Medizin sah Heilnarren in der Pose und dem Mantel der Akademie. Bei der fehlenden wissenschaftlichen Unterlage und dem Kampf der schnell hintereinander entstehenden Systeme gab der Praktikus bald die Mitarbeiterschaft auf; er wurde zum Hand-

langer, Schauspieler, Lakai und geldmachenden Betrüger. Stand man in früherer Zeit noch auf den Schultern der Alten, deren genaue und intime Kenntnis wenigstens ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis in sich schloß, so sprach man jetzt nur noch nach Papageienart die Sprache der Alten; man sprach sie nicht mehr richtig und rein und nicht etwa zum Zweck einer Verständigung, sondern man sprach sie ihrer selbst willen. Aus Sylvius', Helmonts, Cartesius', Bontekoes, Craanens, Boerhaves, Hoffmanns Lehren und Systemen, mochten sie iatrophysisch oder chemisch sein, mehr oder weniger paradox, holte man sich drei Panaceen heraus, die man alle in einen Topf warf, und in deren Kombination und Dosierung bestand das ganze Geheimnis des Erfolgs und der Kunst:

Avez-vous la fièvre quartaine  
Des cors aux pieds — ou la migraine  
Mal à l'esprit ou mal au corps  
Mal au dedans, mal au dehors  
Purgé, saigné prenez force clystères  
Vous creverez ou bien vous sortirez d'affaires.

Das Trifolium der Therapeutik war das Klistier, der Aderlaß und die Purganz. Es wäre nun ungerecht und der Ausdruck einseitigen Standpunktes, wenn man Molière allein für die Verhöhnung der Ärzteschaft verantwortlich machen wollte. Es ist wahr, er tat dies mit dem größten Erfolge und einem Witz, über den man heute noch aus vollem Halse lachen kann; aber den damaligen Kollegen muß es nicht ganz wohl zu Mute gewesen sein, wenn sie einer Vorstellung des *Malade imaginaire*, des *Médecin malgré lui*, *L'amour médecin* oder gar *Monsieur de Pourceaugnac* beiwohnten. Die heute köstliche historische Satire schlug damals blutige Wunden und es ging durch die Reihen der Ärzte wie eine Erlösung, als der Komikus Molière in seiner berühmten Promotionsverspottung beim Worte »Juro« an einer Hämoptoe verschied. Die Person des Feindes war man los, aber das Gift wirkte nachhaltig, und nicht zum wenigsten seiner Wirkung verdankt es die Medizin, daß dem Mißbrauch der Aderlässe und Abführmittel gesteuert wurde. Der medizinischen Fakultät





Fig. 130. »Vôtre homicide Faculté.«  
Nach einem Gemälde von A. Watteau von F. Joullain gestochen.



zu Paris, der »homicide faculté«, warf er einen Knüppel zwischen die Beine, durch den sie noch lange Zeit lendenlahm war.

Auf der Bank der Spötter saß neben Molière das ganze Volk. Le Médecin volant war das Libretto für allerhand Gassenhauer, in denen die Ärzte seit langem schon lächerlich gemacht wurden und die nach Witkowski alle auf eine italienische Farce: Arlichino medico volante, zurückzuführen sind. Jedenfalls nannte man die Anhänger der Pariser Fakultät die Moliéristen, und des Dichters Name verewigt eine Sekte, die auch in Deutschland genügend Anhänger fand. Möhsen, der an der Hand einer Medaillensammlung von Ärzten in manchen mediko-historischen Dingen interessante Details erzählt, meint witzig bei dieser Gelegenheit, daß kirchliche und ärztliche Sekten einen großen Unterschied zeigen. Starben die Sektierer der ersten Kategorie manchmal für ihre Lehre, so überließen die Ärzte dies ausschließlich ihren Patienten.

Im übrigen folgten Intrigen auf Intrigen, um am französischen Königshof die fetten Leibarztstellen zu kapern, und mit den verschiedenen Persönlichkeiten siegten die verschiedenen Methoden. Ludwig XIII., der deshalb der Gerechte hieß, weil er im Zeichen der Wage geboren war, trägt seinen gerechten Namen ungerecht durch eine falsche Diagnose der Nativitätsteller. Die Wage, unter der er geboren war, war die Apothekerwage, denn in den letzten zwölf Monaten seines Lebens wurde er allein zweihundertfünfundzwanzigmal purgiert, zweihundertzwölfmal klistiert und siebenundvierzigmal zur Ader gelassen; und dabei war er von dieser Methode, die ihn wie ein Skelett abmagern ließ, begeistert. Auch Ludwig XIV. erreichte, trotz einer Unzahl von Aderlässen, Purganzen und Klistieren, die alle das Journal de santé gewissenhaft registriert, ein hohes Alter. Daß diese Trias von Eingriffen so florieren konnte, liegt zum Teil darin begründet, daß jeder der drei therapeutischen Stände, Medikus, Apotheker und Chirurgus, dabei auf die Kosten kam. Neben der zeitgenössischen Satire beschäftigte sich natürlich auch die Karikatur mit einem Stande, der so viel Angriffsfläche bot. Die beste Erklärung zu diesen satirischen Kupfern finden wir in

Molières Werken. Unmöglich können wir nun hier auch nur einen kleinen Teil der Bosheiten aufzählen, die sich Molière auf Kosten der Ärzte leistete. Zum Teil sind sie ja Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Wer kennt nicht den »eingebildeten Kranken«. Leider ist aber das Intermezzo, die parodierte Promotion, nicht in die deutschen Übersetzungen übergegangen. Hängt auch die Haupt-



Fig. 131. Der berühmte Doktor Réquiem, welcher alle geheilt hat, die starben.

wirkung dieser grotesken Szene von dem Geschick einer burlesken Inszenierung ab, so bietet doch auch schon das Kauderwelsch des Vorgangs Komik genug. Nach dem Aufmarsch der Fakultät mit Riesenklistieren, Apothekermörsern etc., besteigt der Präsident den Stuhl und sagt folgendes:

Savantissimi doctores  
Medicinae professores  
Qui hic assemblati estis  
Et vos altri messiores  
Sententiarum facultatis

Fideles executores  
Chirurgiani et apothicari  
Atque tota compania aussi  
Salus honor et argentum  
Atque bonum apperitum. . . .

Per totam terram videmus  
Grandam vogam ubi sumus,  
Et quod grandes et petiti  
Sunt de nobis infatuti  
Totus mundus currens ad nostros remedios,  
Nos regardat sicut deos  
Et nos ordonanciis  
Principes et reges soumissos videtis.

Nachdem dann der Doktorand unter freudiger Zustimmung des Chorus die Frage des ersten Doktors:

Quare opium facit dormire?

dahin beantwortet hat:

Quia est in eo virtus dormitiva,

fragt der zweite Doktor:

Cum permissione domini praesidis  
Doctissimae facultatis,  
Et totius his nostris actis  
Companiae assistantis,  
Domandabo tibi, docte baccheliere,  
Quae sunt remedia  
Quae in maladia  
Dite hydropsia  
Convenit facere.

Argan:

Clysterium donare  
Postea seignare  
Ensuita purgare.

Wie die zweite Frage:

Quae remedia eticis  
Pulmonicis atque asmaticis  
Trovas à propos facere,

so beantwortet Argan alle folgenden mit der Litanei:

Clysterium donare  
Postea seignare  
Ensuita purgare,

nur zum Schluß setzt er, als ein Doktor fragt:

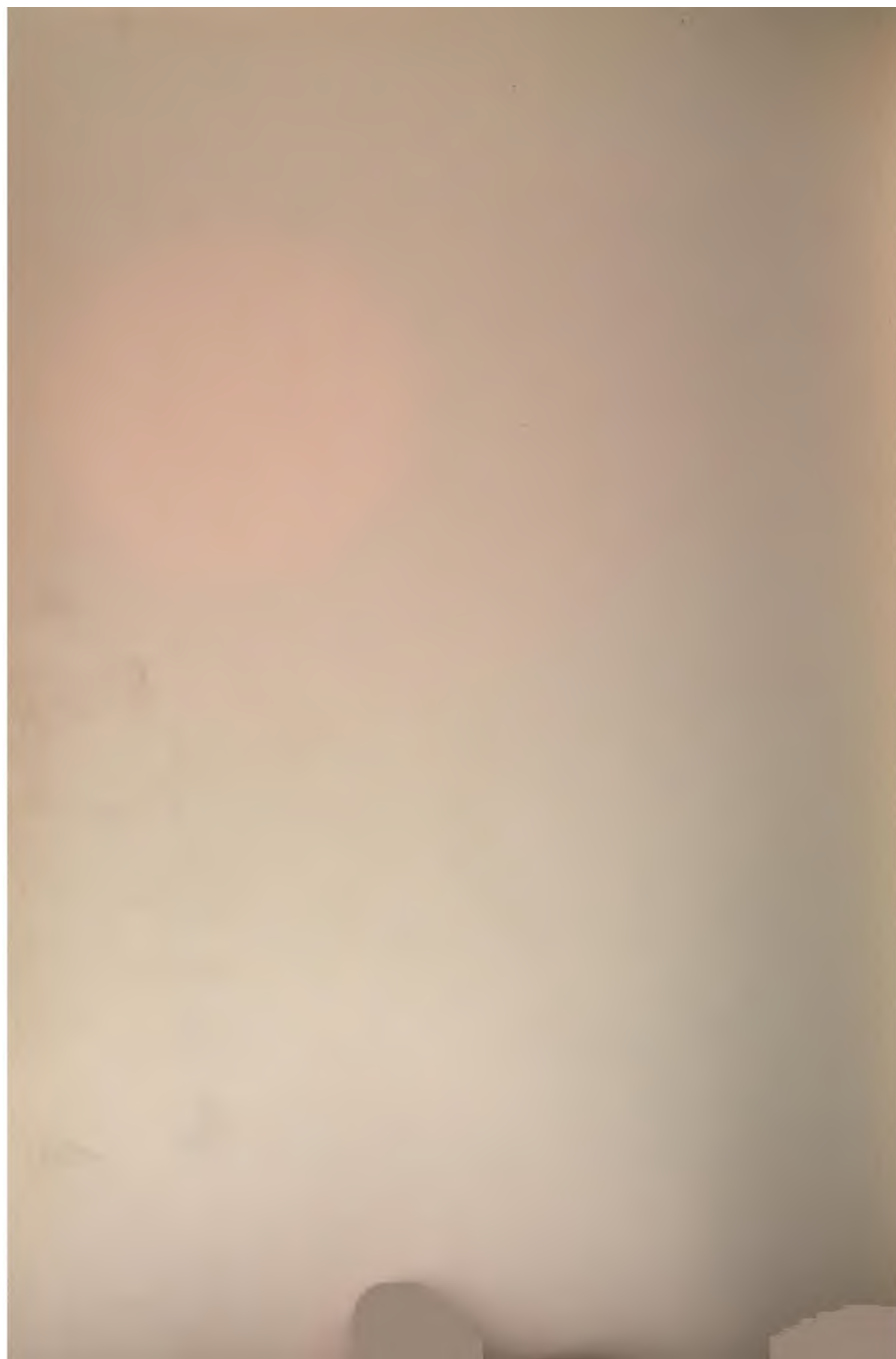




*Sammlung Roediger, Frankfurt a. M.*

Ague and Fever.

Wechselfieber und Frost. Von J. Rowlandson, London (1792).



Mais si maladia  
Opiniatria

Non vult se garire  
Quid ille facere?

noch hinzu:

Reseignare, repurgare, et reclysterisare.

Nachdem der Baccalaureus dann noch das ominöse »Juro« gesprochen, überreicht ihm der Präsident den Doktorhut mit den Worten:

Ego cum isto boneto  
Venerabili et docto  
Dono tibi et concedo  
Virtutem et puissanciam  
Medicandi,  
Purgandi,  
Seignandi,  
Perçandi,  
Taillandi,  
Coupandi,  
Et occidendi,  
Impune per totam terram.

Ist diese Promotion eine geistreiche Offenbachiade auf die therapeutische Impotenz der Ärzte unter der Maske vollendetster Selbstironie, so geißelt der Dichter ein andermal ein sogenanntes Consilium in der Komödie *L'amour médecin* mit unangenehmen Rutenstreichen.

Die vier Ärzte ziehen sich nach der Untersuchung zurück zum Consilium. Statt aber sich über die Behandlungsform zu einigen, unterhalten sie sich ausschließlich über ihre Pferde und ähnliche Dinge. Danach spielt sich folgende Szene ab.

»Sganarelle: Meine Herren, die Beängstigungen meiner Tochter nehmen zu, ich bitte Euch, mir schnell zu sagen, was Ihr beschlossen habt.

Erster Arzt: Herr Kollege!

Zweiter Arzt: Nein, bitte, sprecht Ihr.

Erster Arzt: Ihr scherzt wohl!

Zweiter Arzt: Ich will nicht zuerst sprechen!

Erster Arzt: Herr Kollege!

Zweiter Arzt: Herr Kollege!



Sganarelle: Ei, meine Herren, laßt doch die Komplimente und bedenkt, daß die Sache dringend ist.

Erster Arzt: Die Krankheit Eurer Tochter —

Zweiter Arzt: Die Ansicht sämtlicher Herren hier —

Dritter Arzt: Nach reiflicher Überlegung —

Vierter Arzt: Genau genommen —

Sganarelle: Sprecht einer nach dem anderen, wenn ich bitten darf, Ihr Herren.

Erster Arzt: Geehrter Herr, nachdem wir den Krankheitszustand Eurer Tochter besprochen, geht meine Ansicht dahin, daß derselbe durch eine zu große Hitze des Blutes entstanden ist. Ich rate daher, ihr so schnell wie möglich zur Ader zu lassen.

Zweiter Arzt: Ich leite den Ursprung ihrer Krankheit aus einer durch Überfülle veranlaßten Stockung der Säfte her, und so rate ich, ihr ein Brechmittel zu geben.

Erster Arzt: Wo denkt Ihr hin; ein Brechmittel würde sie töten.

Zweiter Arzt: Nein, nur ein Aderlaß würde sie töten.

Erster Arzt: Ihr wollt nur immer den Klugen spielen.

Zweiter Arzt: Ja, der bin ich auch; mit Euch nehme ich es in allen Fächern der Wissenschaft auf.

Erster Arzt: Denkt an den Mann, den Ihr kürzlich krepieren ließt.

Zweiter Arzt: Denkt an die gnädige Frau, die Ihr vorgestern in die andere Welt schicktet.

Erster Arzt (zu dem Vater): Ihr wißt nun meine Meinung.

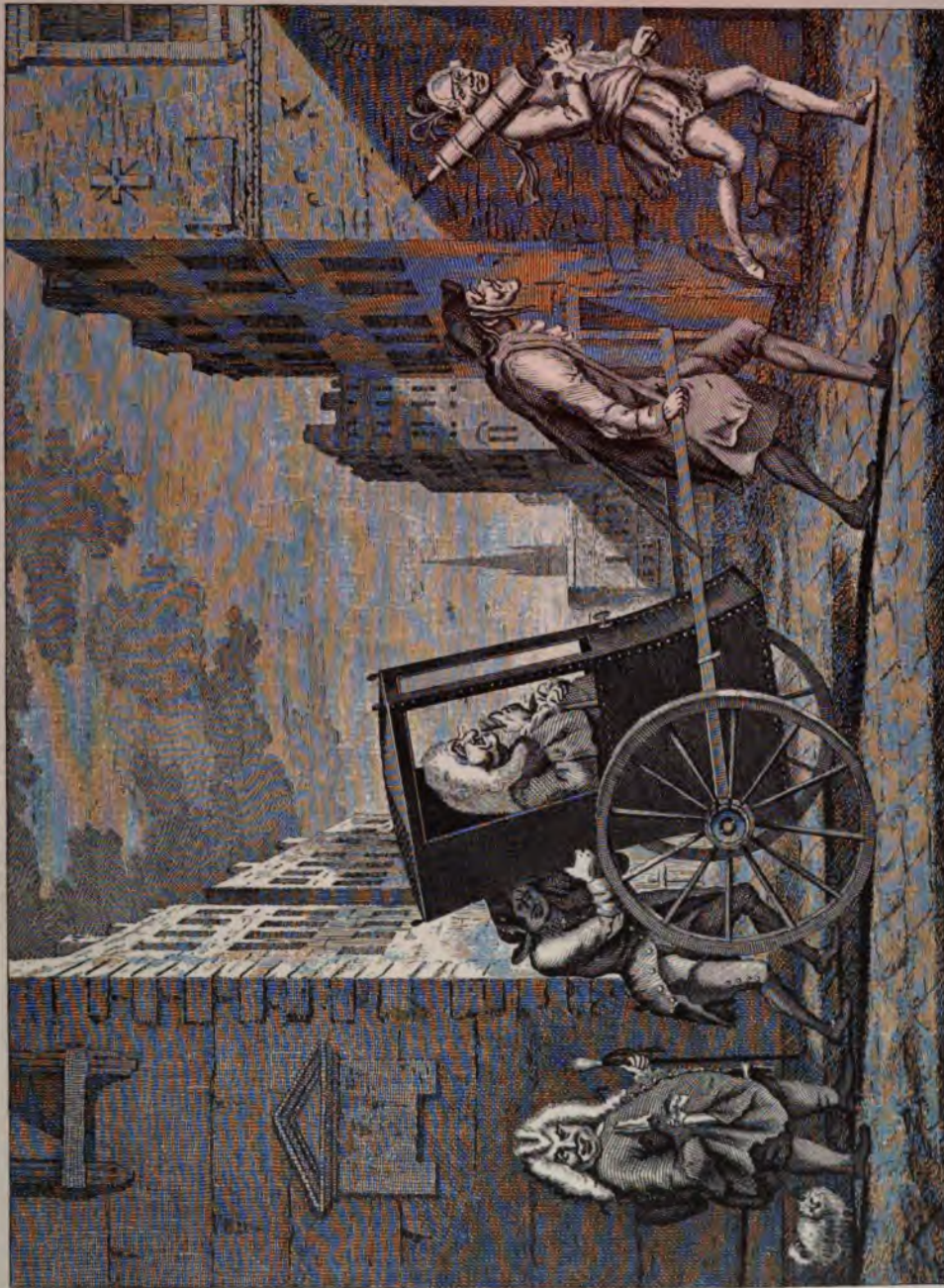
Zweiter Arzt: Ihr kennt nun meine Ansicht.

Erster Arzt: Wenn Eurer Tochter nicht gleich zur Ader gelassen wird, ist sie verloren. (Ab.)

Zweiter Arzt: Wenn ihr zur Ader gelassen wird, lebt sie keine Viertelstunde mehr.«

•Ein andermal, im Herrn von Pourceaugnac, zeigt Molière das noch widerlichere Bild der sich gegenseitig mit Schmeicheleien begießenden Konsulenten. Gleichzeitig bietet die Szene eine köstliche Satire auf die hohle Geschwätzigkeit und die gespreizte Scheingelehrsamkeit der damaligen Zeit.

»Erster Arzt (Herr von Pourceaugnac, erster Akt, elfter Auftritt):  
Sintemal man keine Krankheit heilen kann, ohne sie vom Grund



A FRENCH PHYSICIAN with his Retinue going to Visit HIS PATIENTS.

London Printed for J. Smith, N° 35 Chancery Lane, & Robt. Sayer, N° 53, Fleet Street Published as the Act directs 30 Octr 1777.

Fig. 132.

aus zu kennen, und wiederum ihren Grund nicht erforschen kann,  
ohne das Individuelle und den eigentlichen Charakter derselben durch

ihre diagnostischen und prognostischen Symptome festgestellt zu haben, so werdet Ihr mir erlauben, mein Herr Kollege, daß ich die in Rede stehende Krankheit in Erwägung ziehe, ehe wir zur Therapie und zu den Mitteln schreiten, die zur vollständigen Heilung derselben anzuwenden sind. Ich erkläre also mit Eurer Erlaubnis, daß unser hier anwesender Patient unglücklicherweise von jener Art Verrücktheit befallen, heimgesucht und besessen ist, die wir sehr bezeichnend die hypochondrische Melancholie nennen; eine sehr bedenkliche Art von Verrücktheit, der nur ein Äskulap wie Ihr gewachsen ist, ein Meister in unserer Kunst, der sozusagen unter den Waffen grau geworden und dem schon so manches durch die Hände gegangen ist. Ich nenne sie hypochondrische Melancholie, um sie von zwei anderen Arten zu unterscheiden; denn der berühmte Galenus stellt nach seiner gewohnten Weisheit drei Spezies dieser Krankheit auf, die wir Melancholie nennen, und die nicht bloß von den Lateinern, sondern auch von den Griechen so genannt wird, was sehr bemerkenswert ist für unseren Fall. Die erste entsteht aus einem eigentümlichen Fehler des Gehirnes; die zweite kommt aus dem Blut, wenn solches sich in schwarze Galle verwandelt. Die dritte, die hypochondrische, mit der wir es hier zu tun haben, rührt von irgend einem Fehler des Unterleibes und der niederen Eingeweide, aber ganz besonders von der Milz her, deren Entzündung dem Gehirn unseres Patienten allerlei dicke, schwere Stoffe zuführt, deren schwarzer, bösartiger Dunst die Funktionen des Hauptorgans hemmt und diejenige Krankheit hervorbringt, von der er nach unserer Überzeugung befallen ist. Daß dem so ist, wird Euch als unbestreitbares Diagnostikum des von mir Gesagten der finstere Ernst beweisen, den Ihr an ihm seht, die von Furcht und Mißtrauen begleitete Traurigkeit, das pathognomische und individuelle Symptom dieser Krankheit, wie es der göttliche Greis Hippokrates so treffend bezeichnet hat; diese Physiognomie, diese roten, stieren Augen, der wilde Bart, der ganze Habitus dieses klapperdürren, schwarzbehaarten Körpers, was alles darauf hindeutet, daß er von dieser Krankheit schon sehr befallen, und daß dieselbe



von einem Fehler der Hypochondren herzuleiten ist. Diese Krankheit, die sich im Laufe der Zeit naturalisiert, eingewurzelt, eingewohnt und sich bei ihm eingebürgert hat, kann sehr leicht entweder in Manie oder in Schwindsucht oder Apoplexie, ja sogar in endliche Phrenesie und Tobsucht ausarten. Dies alles vorausgesetzt, wird es Euch nicht schwer fallen, Euch wegen der Mittel mit mir zu verständigen, die wir bei dem Herrn anzuwenden haben, denn eine erkannte Krankheit ist, wie Ihr wißt, schon halb geheilt: *ignoti nulla est curatio morbi*.

Um zuvörderst dieser verstopften Vollblütigkeit und dem zu großen Andrang der Säfte abzuheifen, schlage ich vor, daß derselbe reichlich phlebotomisiert werde, das heißt, daß ihm häufig zur Ader gelassen werden muß. Zuerst muß man ihm die Basilica, dann die Cephalica, und wenn das Übel hartnäckig ist, sogar die Stirnader öffnen, um dem dicken



Fig. 133. Le docteur Diaforus.

Blut einen Ausweg zu verschaffen. Zu gleicher Zeit muß er abführen, durch zweckentsprechende und angemessene Abführmittel gereinigt werden, das heißt eigentlich durch Cholagoga, Melanagoga und so weiter. Da jedoch der eigentliche Ursprung des ganzen Übels entweder in stockigen, unreinen Säften oder in schlechten Stoffen liegt, welche die Lebensgeister trüben, vergiften und verunreinigen, so ist es zweckmäßig, daß er zunächst ein Bad von klarem, frischem Wasser mit vieler Molke nehme, um durch das Wasser die schlechten Säfte zu reinigen und durch die Molke die dicken Stoffe dünner zu

machen. Vor allem aber muß dafür gesorgt werden, ihn durch angenehme Unterhaltung, Gesang und Saitenspiel zu ergötzen, wobei ich auch Tänzer sehr empfehle, die durch die Anmut und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen seine schlummernden Lebensgeister aus der Trägheit erwecken werden, die das dicke Blut erzeugt, woher die Krankheit rührt. Das sind die Mittel, die ich vorschlage, denen jedoch unser Herr Kollege und Meister nach der Erfahrung, Beurteilung und Einsicht und Geschicklichkeit, die er sich in unserer Kunst erworben hat, noch viele andere und bessere wird hinzufügen können.

Zweiter Arzt: Bewahre mich Gott, mein sehr geehrter Herr Kollege, daß ich mir einfallen ließe, auch nur ein Iota zu dem, was Ihr soeben sagtet, hinzuzufügen! Ihr habt über alle Anzeichen, Symptome und Ursachen der Krankheit dieses Herrn so richtig gesprochen, die Auseinandersetzung, die Ihr darüber macht, ist so gelehrt und schön, daß es unmöglich ist, ihn nicht für verrückt, für einen Hypochondriakus und Melancholikus zu erklären; wenn er es noch nicht wäre, so müßte er es Eurem ausgezeichneten Vortrage, Euren richtigen Auseinandersetzungen zu Gefallen werden. Ja, mein Herr, Ihr habt alles, was zu dieser Krankheit gehört, auf das deutlichste veranschaulicht: *graphice depinxisti*. Man kann sich nicht scharfsinniger und geistreicher aussprechen, als Ihr es über diese Krankheit getan habt, sowohl was die Diagnose als die Prognose und Therapie betrifft; mir bleibt hier nur übrig, dem Herrn Glück zu wünschen, daß er in Eure Hände gefallen ist. Ja, er kann sich glücklich preisen, verrückt zu sein, weil er dadurch die Wirksamkeit und Annehmlichkeit der Mittel, die Ihr so einsichtsvoll vorgeschlagen habt, an sich erproben wird. Ich approbiere sie *alle manibus et pedibus descendo in tuam sententiam*. Nur möchte ich hinzufügen, die Aderlässe und Purganzen in ungleicher Zahl zu machen: *numero Deus impari gaudet*, die Molke vor dem Bade zu nehmen, ihm einen Umschlag mit Salz um die Stirn zu legen, weil das Salz das Symbol der Weisheit ist, sein Zimmer weiß anstreichen zu lassen, um die Finsternis seines Geistes zu zerstreuen, *album est disgregativum visus*, und ihm sofort Klistierchen zu geben, gleichsam als Prä-



ludium, als Introdution zu den einsichtsvollen Mitteln, die ihm, wenn er zu kurieren ist, Erleichterung schaffen werden. Gebe der Himmel, daß diese Eure Mittel, Herr Kollege, nach Wunsch bei unserem Patienten anschlagen mögen!«

Die Rolle, die der Hof Ludwigs XVI. in der ganzen Welt spielte, machte schon früh Paris zur Zentrale modernen Lebens, und es gehörte gewissermaßen zum guten Tone, dort gewesen zu sein. So konnte ein schlechter Einfluß auf den vaterländischen Stand durch das französische Beispiel nicht ausbleiben. Man höre die gelungene Jeremiade, die Doktor Georg Heinrich Behr in seiner Satire: Die schwache Wissenschaft der heutigen Ärzte (Straßburg 1753) anstimmt, als er auf Frankreich zu sprechen kommt:

»Doch wundert mich noch mehr, daß Ärzte Deutscher Landen,  
Die etwa kurze Zeit in Montpellier gestanden  
Und Frankreichs kleine Welt, die Stadt Paris gesehen,  
Auch nach dem Schlendrian dergleichen Helden gehen.  
Denn wenn sie Geld und Gut alldorten gut verputzet  
Und in verbrämtem Kleid hochtrabend hergestutzet,  
Mehr Schlösser und Paläst als Bücher angeschaut,  
Mehr Menscher angepackt als Knochen, Fleisch und Haut,  
Mehr in der Opera als im Spital gewesen,  
Mehr Lust am Spiel gehabt als kranker Leut genesen,  
Versailles mehr besucht als die Anatomie,  
Die Stutzer zwar geehrt, doch kluge Leute nie.  
Etwas Französ'sch gefaßt und Monsieur lernen sagen,  
Bei Schönen die Amour liebäugelnd vorzutragen;  
À L'Auberge, um sein Geld, gemacht ein Serviteur;  
Und manche Hur geliebt als wie sein propre Coeur.  
Ut, re, mi, fa, sol, la, wohl gar parterre gesungen:  
Sich hurtig à Cheval in Sattel neingeschwungen,  
Beim Contredance auch wohl ein Capriol gemacht,  
Der ihm so wohl gefiel, daß selbst sein Herz gelacht.  
Au Faubourg Saint Germain, en Compagnie gesessen  
Und biß zum Lendemain gesoffen und gefressen.  
Mon frère. Où allez vous? Wo geht Sie jetzo hin?  
Komm Sie nur avec moi, je baise la Colombine;  
Elle est un joli Kind! Plus jolie als Sie glaubet;  
Sie hat mick schon mon Coeur, par ma foi, ganz geraubet.



Sie hat mick . . . Ja sie hat dir deine Louis d'or  
Vortrefflich abgelaußt, du dummer deutscher Thor . . .  
Was hast du nun gelernt? Galant zu caressiren,  
Von was hast du gehört? Die Leute zu purgiren?  
Ein Saignée, Lavement ist deine Wissenschaft:  
Diß ist, was von Pariß dir noch im Herzen haft . . .  
Schlagst's an wohl gut, wo nicht, so ist's doch Mode de France,  
Kommt gleich dein Nebenmensch dadurch zum Todentanze« etc.

Der gute Behr brummt dem Arzte kräftig ins Gewissen, und wenn diese faustdicke Ironie dem jungen deutschen Arzt noch nicht genug die französischen Allüren ausgetrieben hat, so kommt er zum Schluß noch mit dem schweren Geschütz himmlischer Vorstellung:

»Wie willst du dehrmahleins vor Christi Stuhl bestehn  
Wenn die gerechte Frag von Ihm wird an dich gehn:  
Wie hast du, schöner Arzt! den Kranken beygestanden . . .« u. s. w.

Bei der Würdigung dieser traurigen Poeterei müssen wir uns dankbar erinnern, daß einer der ersten und bedeutendsten Dichter des deutschen achtzehnten Jahrhunderts »Albrecht von Haller« war, der große Göttinger Professor, der nicht ohne Einfluß auf Schiller blieb. Haller und Schiller befinden sich als Ärzte und Poeten im umgekehrten Verhältnis. Der erste leistete als Dichter weniger wie als Gelehrter, und beim zweiten erinnern sich nur die ganz Gebildeten, daß er überhaupt ärztliche Funktionen ausgeübt. Ist der Doktor Diaforus eine stehende Figur geworden, so ist es Lesages Doktor Sangrado aus dem Gil Blas nicht minder.

Wie ernst es diesem Autor mit der Geißelung dieser »Arzt-kunst« war, ersehen wir aus seiner kurzen Vorrede zu seinem Roman. »In Kastilien wie in Frankreich trifft man Ärzte, die es in der Art haben, ihren Patienten zu viel Blut abzuzapfen. Allenthalben stößt man auf dieselben Laster und Narrheiten« etc. Der Autor läßt nun seinen Gil Blas bei dem gesuchtesten Arzte Valladolids, dem Doktor Sangrado, eine Dienerstelle annehmen. Der Doktor verwertet die Dienste seines geschickten Lakaien, indem er ihn Nachmittags zu den Kranken als Assistenten schickt. Die ärztliche Ausbildung konnte

schnell von statten gehen. Sie bestand in dem Doktorhabit und der Geheimlehre, alle Krankheiten durch Aderlaß und warmes Wasser zu kurieren. »Kraft dieser Methode konnten ihm täglich zwanzig Personen unter den Händen sterben. Er war so vollkommen überzeugt von der Wundertätigkeit des Aderlassens und des vielen Wassertrinkens, die er seine beiden Specifica für alle Arten von Krankheiten zu nennen pflegte, daß er, statt in seine Heilmittel Mißtrauen zu setzen, sich fest einbildete, die Patienten sterben bloß deswegen, weil sie nicht genug getrunken und nicht genug zur Ader gelassen haben.«

Die Erlebnisse, die Gil Blas erzählt, sind als Zeitbild für den Stand der damaligen praktischen Heilkunde von großem Interesse und müssen im Original nachgelesen werden. Als dann nach Jahren wieder einmal Gil Blas nach Valladolid kommt, besucht er seinen alten Lehrer, und die Unterhaltung, die sie über den Umschwung in der Therapie führen, zeigt uns aufs neue den Sumpf, auf dem das steuerlose Medizinerboot damals festsaß.

Sangrado: »Bei den Prinzipien, die Ihr bei mir gelernt habt, wäret Ihr ein geschickter Arzt geworden, wofern Euch der Himmel vor der gefährlichen Liebe zur Chemie bewahrt hätte. Ach, mein Sohn,« fuhr er in traurigem Tone fort, »wie ist es doch mit der Medizin seit einigen Jahren so ganz anders geworden. Man raubt dieser Kunst alle Ehre und Würde. Diese Kunst, die zu allen Zeiten das Leben der Menschen respektiert hat, ist jetzt ein Raub der Verwegenheit, Anmaßung und Ignoranz. Die Facta sprechen laut. Bald werden die Steine ein Geschrei gegen die Raubmorde der neuen Praktiker erheben: *Lapides clamabunt*. Man sieht hier Ärzte, oder vielmehr Leute, die sich dafür ausgeben, sich an den Wagen des Antimon spannen: *Currus triumphalis Antimonii*; Tollhäusler aus des Paracelsus Schule, Anbeter des Kermes, Bursche, die auf gut Glück loskurieren und deren ganze medizinische Wissenschaft darin besteht, daß sie chemische Arzneien bereiten können. Was soll ich Euch weiter sagen, alles ist verkehrt in ihrer Methode. Der Fußaderlaß, der früher so selten war, ist bei ihnen an der Tages-



ordnung, die Purganzen, die man ehemals ganz gelinde machte, haben sie in Brechmittel und Kermesdosen verwandelt, kurz, es ist ein Chaos, wo jeder sich erlaubt, was ihm einfällt, und wo die Schranken der Ordnung und Weisheit, die unsere ersten Meister gesetzt haben, auf eine unverantwortliche Weise übersprungen werden. Die Wundärzte,



Fig. 134. Das Brechmittel.

Von J. Rowlandson.

*Originalaquarell.*

welche die Wut haben, Doktoren sein zu wollen, glauben jetzt Kenntnis genug zu haben, da sie nur Kermes und Vomitive einzugeben brauchen, womit sie noch beliebige Aderlässe verbinden. Diese Seuche hat sich sogar auf die Klöster erstreckt.

Es gibt unter den Mönchen Brüder, die Apotheker und Chirurgen zugleich sind. Diese medizinischen Affen legen sich auf die Chemie und präparieren verderbliche Arzneien, mit denen sie das Leben ihrer hochwürdigen Väter

verkürzen. Es gibt in Valladolid über sechzig Klöster, urteilt nun selbst, welche Verheerungen der Kermes in Verbindung mit dem Fußbaderlaß hier anrichtet.«

Selbstverständlich ist Lesage ein Anhänger der chemiatriischen Schule und will dies System durch die Verspottung durch einen Sangrado heben und dadurch komisch wirken.



Man ließ sich in jenen Tagen zur Ader, wie man heute ein Bad nimmt. Madame de Sevigne berichtet den berühmten Ausspruch eines Chirurgen Ludwig XIV. in einem Brief an eine Freundin:

16. Mai 1676.

A la Madame de Grignan!

. . . Vous avez donc cru être obligé de vous faire saigner? La petite main tremblante de votre chirurgien me fait trembler. M. le prince disoit une fois à un nouveau chirurgien: Ne tremblez vous point de me saigner? Pardi monsieur c'est à vous de trembler repondit il et il disoit vrai (Witkowski, Le Mal etc.).

Agniel machte daraus folgende Verse (Minime, Parnasse Hippocratique:

Un prince, en voyage pour son plaisir sans doute,  
Peut-être aussi pour sa santé  
(Il n'importe lequel), tomba malade en route,  
C'était près d'un village; il y fut transporté  
Très grave était sa maladie,  
Elle exigeait de prompts secours  
Tout annonçait l'apoplexie;  
A la saignée on eut recours.  
Comme il tendait le bras au médecin de province  
Qu'on venait de faire appeler:  
Ne tremblez pas, lui dit le prince.  
Moi, monseigneur? C'est à vous à trembler.

Das nach einem Gemälde Watteaus (Figur 130) von Joullain gestochene Blatt, zu dessen Barbierchirurgen übrigens eine Reihe von radierten Studien erhalten ist, zeigt uns eine Versammlung von Ärzten und Chirurgen, Männer der kurzen und langen Robe. Bezeichnenderweise spielt sich der ganze Vorgang, der sich übrigens wahrscheinlich auf einen besonderen Vorfall bezieht, auf dem Friedhofe ab. Darunter stehen die Worte:

Qu'y je fait assassins maudits  
Pour m'attirer ainsy vôtre colère?  
Ay je en parlant, ay je par des Ecrits  
Décrié Lancette et Clystère?

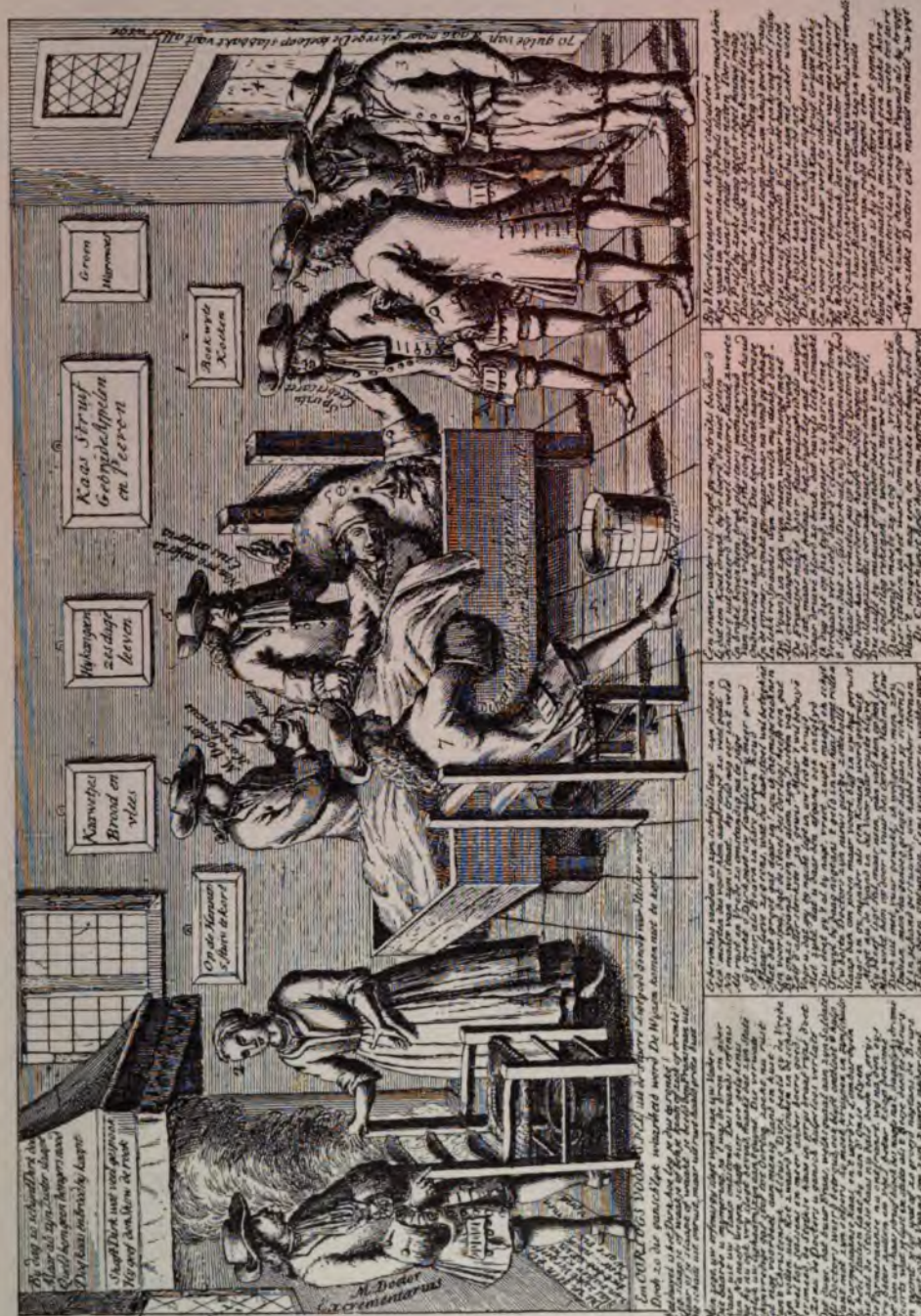
Bien loin de m'estre revolté  
Contre la Loy d'une simple d'ordonnance  
J'ay respecté par pure complaisance  
Vôtre homicide Faculté.

Watteau hat übrigens diese Pourgons mehrfach auf die Spitze seines Pinsels genommen. Der Ruhm Molières hat ihn offenbar nicht schlafen lassen. In Tsarskoe-Selo befindet sich ein Gemälde: ein Kranker von zwei Apothekern verfolgt. Göncourt erwähnt noch die Porträtkarikatur des Doktors Misaubin: »Prenez des pilules.« Dieser Scharlatan empfahl Pillen gegen die Syphilis, die angeblich Watteau selbst ohne Nutzen verwandt hatte.

Die Blutentziehungen waren zu allen Zeiten zu Heilzwecken geübt. Nachdem das fürchterliche Aderlassen etwas aus der Mode gekommen, das Schröpfen als Panacee auch ausgespielt, kam im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal eine Blutentziehungstherapie zur Geltung, und der Egel, den schon Nikander von Kolophon im zweiten Jahrhundert vor Chr. in die Therapie eingeführt hatte, wurde zum Vampir. »Noch neunzig Blutegel und fahren Sie mit der Diät fort«, heißt eine französische Karikatur aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, auch »Die Medizin in den Hospitälern« genannt. Man sieht den Professor mit der Pose absoluter Sicherheit die Verordnung treffen. Die Studenten drängen sich um das Krankenbett, in dem ein jämmerlich aussehendes Individuum mit gelben, eingefallenen Wangen liegt. Doch wenn man das Blatt näher betrachtet, so erkennt man den politischen Hintergrund. Der immer wieder geschröpfte Patient mit der Jakobinermütze ist La France, und der eifrig sich zur Blutentziehung drängende Arzt ist der Bürgerkönig (Figur 136).



Nach Harveys Entdeckung sehen wir ab und zu den Arzt in der Stellung des Pulsfühlers verewigt. Wenn ja auch Galen schon der Pulsqualität große Bedeutung zumaß und die Verschiedenheit des Rhythmus richtig erkannte, so war es Cusanus, der 1565 zuerst



OMNIBUS HAUD DORMIT; STERTITQUE NASO VIGILANTI.

Fig. 135. Konsultation bei einem Schlafkranken.



den Pulsschlag nach der Uhr kontrollierte, nachdem zirka 1500 die Erfindung der Taschenuhr zu Nürnberg gemacht war. Malte Jan Steen seine Liebeskranken schon mit Vorliebe so, daß der junge Doktor ihnen den Puls fühlte, so finden wir diese Stellung wohl



Encore quatre-vingt-dix Sangsues . . . et continuez la diète!

Fig. 136. La Médecine dans les Hôpitaux.

zum ersten Male karikiert auf der Radierung »Il Signore Dottore, che tasta il Polso« von Ghezzi (Figur 94). Ungleich hübscher als das erstaunte Gesicht dieses Kollegen ist das würdige Antlitz des das Perpetuum mobile entdeckt habenden Gelehrten (farbige Tafel No. VII).



*La Chirurgie sans Chirurgien*

1 vol. in-32.

*Ouvrage destiné à ruiner le Charlatanisme, en enseignant la manière simple et facile de se couper soi-même, les bras, les jambes, etc.....*

*L'Editeur qui n'a d'autre but que d'être utile à l'humanité donne avec un Exemplaire de cet ouvrage, un cure-oreille et un passe-lacet.*

Fig. 137. Karikatur von Ch. Philippon.

Eine der frühesten satirisch-politischen Darstellungen dieser Pose finden wir auf einem holländischen Flugblatt, auf welchem eine große Konsultation bei einem Schlafkranken stattfindet (Figur 135). Neben dem Doctor Horologicus wird uns der Doctor Excrementarius vorgestellt.



Fig. 138. Karikatur auf einen Chirurgen, der Ohrlöcher macht.

Augenscheinlich hat zu allen Zeiten das Messer des Chirurgen einen abschreckenden Einfluß ausgeübt auf die Lästermäuler jeglicher Fakultät. Künstler und Literaten haben die Chirurgie meist in Ruhe gelassen. Unter den spärlichen Karikaturen über chirurgische Eingriffe fanden wir nur einige frühe Blätter.





*Englischer Farbendruck ca. 1800.*

Doctor Blowbladder discovering the Perpetual Motion.

Die Entdeckung des Perpetuum mobile.





Die seltsame Zeichnung: Nouvelle manière de poser et de percer les Boucles d'oreille à la Créole zeigt uns einen Chirurgen zusammen mit einem Goldschmied (Figur 138). Es führt uns dies Blatt in die Zeit der Marie Antoinette mit ihren Modeextravaganzen.



Les Malades et les Médecins.

Fig. 139. L'Orthopédiste.

Das große Ballett Mirza oder die Kreolin von Gardel ainé machte die Riesenfrisuren und Riesenohrgehänge zur Mode, welche Modekrankheit natürlich von den Chirurgen einerseits, von den Karikaturisten anderseits ausgeschlachtet wurde.

Der Orthopädie dagegen hat man vielfach übel mitgespielt. Das



ironische Lächeln über den Gegensatz zwischen der Zufriedenheit des Geraderichters und der Geringfügigkeit des augenscheinlich Erreichten ist auch heute noch nicht ganz verschwunden. Am liebsten läßt man den Vorhang herunter über die Szenerie (Figur 140). Die Unterschrift zu dem witzigen Blatt aus der Serie *Les Malades et les Médecins* (Figur 139) lautet: Mein Herr, hier ist Ihr Sohn, welcher dank meiner Sorgfalt radikal von seiner beklagenswerten Gibbosität kuriert ist; im übrigen ist sein Allgemeinzustand vorzüglich, ja zu vorzüglich, denn auf den ersten Blick könnte man glauben,

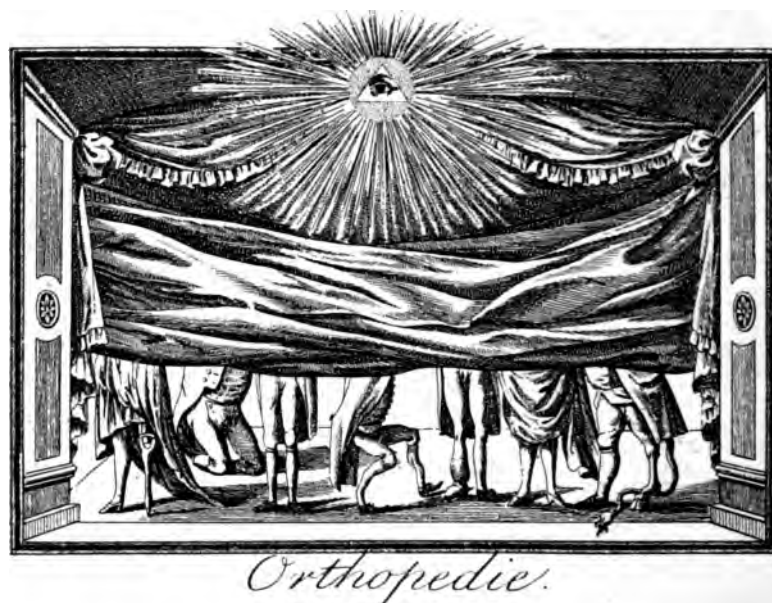


Fig. 140.

er habe seinen Buckel noch, das kommt aber allein daher, daß er hinten zu viel Fett angesetzt hat.

Eine medizinisch ungleich interessantere Karikatur stammt aus dem Jahre 1787, und an der Linienführung, an Farbe und Komposition erkennt man sofort Rowlandson: »Transplanting of Teeth.« Dem Kau- und Schönheitsbedürfnis entstanden schon im Altertum spezialistische Helfer. Martial (X, 56) erwähnt neben Ohrenärzten und Frauenärzten auch den Cascellius, welcher Zähne zieht oder solche ergänzt. Cui auro dentes juncti escunt, ast im cum illo sepeliet



Engl. Buntdruck 1811.

Fig. 141. Das Examen eines jungen Chirurgen.  
Satire auf die Fakultät von G. Cruikshank.

uretre, se fraude esto. Diese Bestimmung stammt aus den zwölf Tafelgesetzen des Numa 450 vor Chr. Die arabische Medizin empfahl eine möglichst konservative Behandlung der Zähne, da, wie Abulkasim mit Recht betont, die Zähne nicht wieder wachsen. Der Ersatz eines Zahnes erfolgte nach demselben Autor durch entsprechende Bearbeitung eines Stückes Rinderknochen und Befestigung desselben mit Gold. Doch waren die Alten, wie es scheint, in der Fabrikation künstlicher Zähne schon weiter. Das beweisen Martials Verse:

Thais habet nigros, niveos Lecania dentes  
Quae ratio est? Emptos haec habet, illa suos.

Die schneeweißen gekauften Zähne entstammten: ossibus Indicoque cornu. Elfenbeingebisse solcher Art wurden in der Renaissancezeit von einer besonderen Gilde, den »tabletiers et remetteurs de dents d'ivoire« angefertigt.

Die Transplantation der Zähne, die Ambroise Paré zwar schon vom Hörensagen kennt, aber nicht anerkennt, wurde zuerst wissenschaftlich erprobt von L. Guyon (*Le miroir de la beauté et santé corporelle*, 1615). Si l'on a arraché une dent pour une autre, il faut la remettre soudain dans son alveole et qu'on l'attache avec un filet à la prochaine. Man sieht, das modernste Brückensystem bestätigt wieder Rabbi Akibas Wahrspruch. Dieser relative Hochstand der technischen Zahnheilkunde wurde durch die reisenden Scharlatane auf den niedrigsten Pegelstand zurückgedrängt. Wir sahen in der »Medizin in der klassischen Malerei« die verschiedensten Spezies dieser Reißer und machten mit Vergnügen noch die Bekanntschaft des kavalleristischen Vertreters dieses Standes.

Einen neuen Aufschwung sah dieser Teil der Heilkunde in England durch die Arbeiten des genialen John Hunter (*The natural history of the human theet*, 1771, und *Practical treatise on the diseases of the theet*, 1778). Hunter fand neben seiner rastlosen Tätigkeit als praktischer Chirurg, Anatom und Physiologe noch Zeit und Muße, ein hervorragender Sammler aller möglichen Kunstobjekte zu sein. In seinem Museum befanden sich neben Altertümern,

---





Farbendruck 1787.

Fig. 142. Transplanting of Teeth. — Karikatur auf die Zahnüberpflanzung.  
Von J. Rowlandson.



Gemälden, Raritäten auch Naturprodukte und eine große Anzahl meist von ihm angefertigter, vergleichend anatomischer Objekte. So hat er einmal einem Hahn einen menschlichen Zahn in den Kamm



Fig. 143. Deutsches Reklameblatt eines Zahnarztes.

transplantiert. Nach dieser Vorgeschichte war es für einen hellen Kopf nur noch ein kurzer Schritt, aus diesen Erfahrungen den merkantilen Schluß zu ziehen, und die Transplantation der Zähne in der Weise vorzunehmen, daß man gesunden Naturburschen



die blendend weißen Zähne für einen Sündenlohn auszog und in die altjungfräulichen Alveolen einer koketten Hofdame implantierte.



*Bauddruck 1817.*

Fig. 144. Sans efforts. — Ohne jede Anstrengung.

In das Laboratorium eines solchen Spezialisten führt uns Rowlandson (Figur 142). Ob sein wirklicher Name Baron Rom war, wie es das Plakat zeigt, habe ich nicht mehr eruieren können. Alles übrige



ergibt sich von selbst. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachtet das junge Mädchen die Guinee für ihren schönen Schneidezahn. Die dicke Baronin parfümiert sich und wird beinahe seekrank vor Ekel, so dicht neben einem Schornsteinfeger sitzen zu müssen, dessen Zähne sie demnächst im Munde tragen wird — Schornsteinfeger, weil diese natürlich immer wie die Neger die glänzendsten weißen Zähnen haben.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einen kurzen Blick werfen auf die vielen Karikaturen gegen die Zahnbrecher. Der Typus, den die holländischen Kleinmaler schufen, ist ganz verlassen. Die feine Tragikomik des Gesichtsausdrucks, die den hohen Reiz dieser gemalten Bonmots ausmachte, mußte der derbkomischen Situationskomödie weichen.

Ist der wie es scheint sächsische Hofzahnarzt (Figur 143) eine gewollte oder unbeabsichtigte Karikatur? Und auf wen bezieht sie sich? Jedenfalls ist der extrahierte Zahn von respektabler Größe. Amüsanter ist schon die französische Karikatur »Sans efforts« (Figur 144).

Grotesk-komisch wirkt auch die Karikatur The Dentist vom Jahre 1778, dem Erscheinungsjahr von Hunters Lehrbuch. Die Unterschrift bezieht sich auf die Fähigkeiten dieses frühen Spezialisten, der verspricht, in einer Minute ohne Schmerz jeden Zahn zu ziehen, und außerdem natürliche und künstliche Zähne zu machen aus einer von ihm erfundenen Substanz (Figur 145).

Es schießt zu weit vom Ziel dieses Buches, wenn ich auch nur typische Stichproben der verschiedenen Schulen und Variationen über dies Thema geben wollte. Die Blätter von Anton Maulpersch 1785 und dem Deutschen Dietericy 1767 zeigen uns, von der komischen Seite aufgefaßt, Szenen aus dem deutschen Städteleben an Markt- und Kirmestagen, wo neben den Klapperschlangen und Messerschluckern der fahrende Chirurg und Zahnbrecher sein Zelt aufschlug. Doch der Harlekin, Ausrufer und die Werbetrommel ist schwache Reklame gegen den Zahnathleten, der sich auf einem belebten Pariser Platz häuslich niedergelassen hat (Ch. Aubry in der Pathologie pittoresque). Im Sturm siegte dieser Zahngeneral und hat nicht einen

einzigsten Gegner im Maule des Feindes zurückgelassen. Das Steckenpferd gemieteter Witzlinge ist die Tragikomödie eines zahnärztlichen



Engl. Buntdruck 1778.

Fig. 145. The Dentist.

Eingriffs. Statt des schmerzenden hohlen Übels wird der kostbare gesunde Beißer entfernt. Zu der feinen Lithographie Geygers »Sie

haben den falschen Zahn gezogen« (Figur 146) bringen wir noch die Unterschrift aus Robert Macairès Dentist: »Saprebleu Mr. le Dentiste, vous m'avez arraché deux bonnes dents et vous avez laissé les deux mauvaises R. M. (à part) Diable (haut) sans doute et j'avais mes raisons; nous sommes toujours à temps d'arracher les mauvaises, quant aux autres elles auraient fini par se gater et par vous faire mal. Un ratelier postiche ne vous fera jamais souffrir et c'est bien meilleur genre, on ne porte plus que ça —«



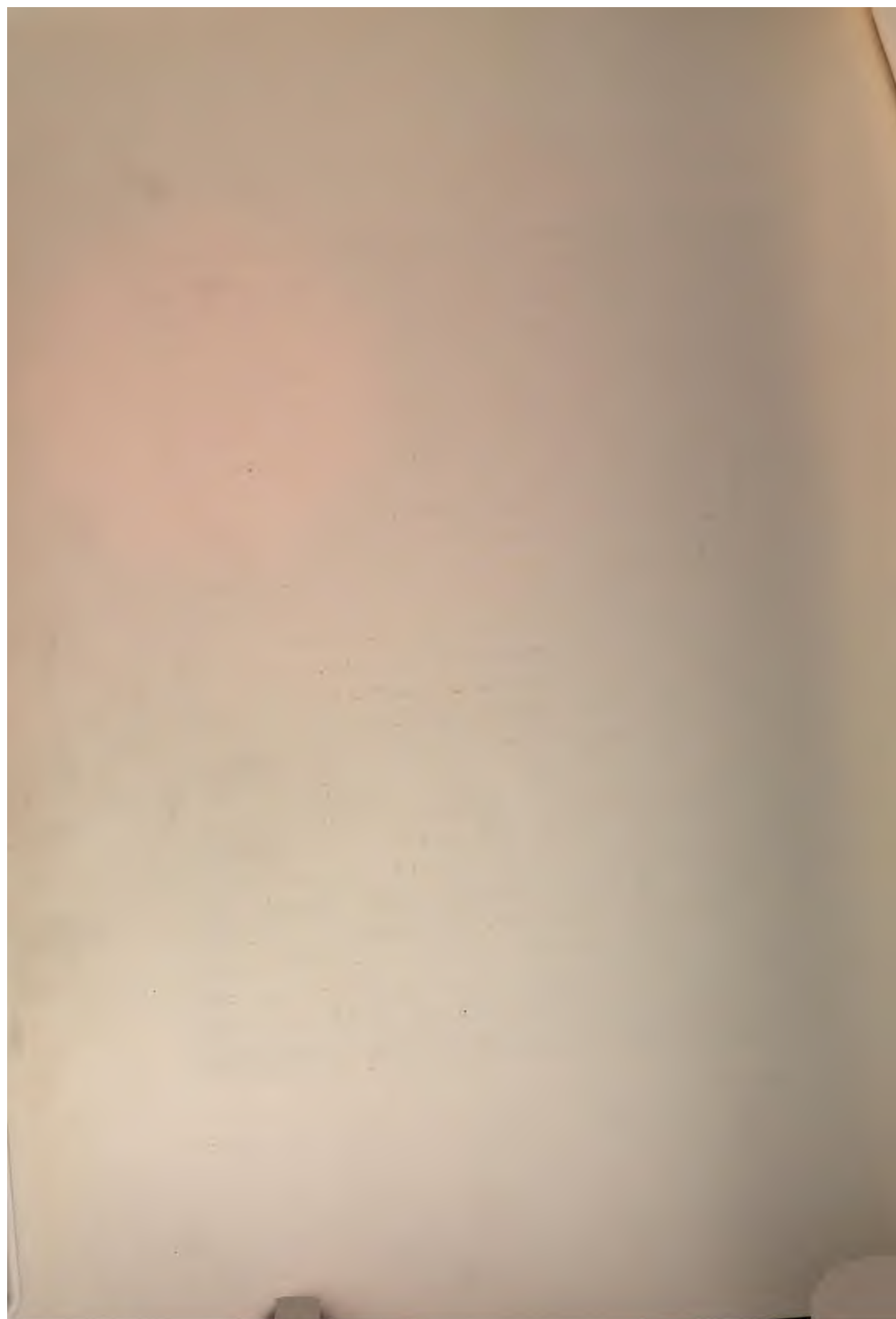
Bevor wir in die Besprechung der medizinischen Ereignisse treten, die das Volksinteresse derartig anspannten, daß auch die Satire sich massenhaft ihrer bemächtigte, wollen wir noch verschiedene Einzelblätter bringen, die als letzte historische Erinnerung an sonst beinahe vergessene Vorgänge bestehen. Zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts machte ein Doktor Perkins viel von sich reden durch den nach ihm so genannten »Perkinismus«. Derselbe konstruierte die sogenannten »metallic tractors«, das sind zwei etwa drei Zoll lange Stäbe aus Stahl und Messing, deren Spitzen er zirka zwanzig Minuten lang über den leidenden Teil strich und dadurch wunderbare Heilungen erzielt haben wollte. Er verglich dieses Verfahren mit dem animalischen Magnetismus und wußte sich derartig namentlich in Dänemark und England an die Oberfläche mit seiner Methode zu arbeiten, daß Perkinians Institutions errichtet wurden. Um dieselbe Zeit lieferte in Deutschland I. W. Ritter, Weimar 1798, in seinem Werke den Beweis, »daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß in dem Tierreiche begleite«. Der Sinn und das Interesse für die noch legendären Manifestationen eines unbekannten Fluidums haftete in der Volksseele, und so ist es verständlich, daß Perkins' Heilbestrebungen in dieser Zeit großes Aufsehen erregten. Meßmer und der tierische Magnetismus hatten außerdem den Boden hierzu genügend vorbereitet. Auf den hier reproduzierten Karikaturen sehen wir Perkins bei der Arbeit. Einmal (siehe farbige Tafel No. VIII) behandelt er die rote Schnapsnase, die in ihrer Feuchtigkeit ein willkommenes Objekt für





Metallic-Tractors.

Kurkatur auf den Perkinismus. Von J. G. G. (1807)



die Entwicklung eines galvanischen Stromes war. Auf dem zweiten Buntdruck vom Jahre 1802 wird dem Doktor die Behandlung der



Fig. 146. Sie haben den unrechten Zahn erwischt.  
Lithographie von And. Geyger.

gemeingefährlich schwatzhaften Weiberzunge empfohlen. Aus der bösen Zunge, die schlimmer wie der Mordstahl ist, entfliehen durch



die Traktorbehandlung die üble Medisance, der Skandal, Malignity, Hypochrisy etc. (siehe Figur 148). Die jungen Nichten im Hintergrund wundern sich, daß die gute Tante solch böse Zunge gehabt habe und meinen, daß Perkins ein Denkmal gebühre. Nun, er hat solches noch nicht einmal in der Geschichte der Medizin gefunden; vielleicht war es der Karikatur vorbehalten, ihn und seine Methode der Sterblichkeit und ewigem Vergessen zu entreißen als den Pfadfinder für die moderneren galvanischen Schwindelamulette. Die Karikatur: »Metallic tractors« wird übrigens auch in London und Paris vom Jahre 1802 reproduziert. Aus der Erklärung erfahren wir, daß Perkins in England auf seine Zugnadeln für vierzehn Jahre lang ein Patent bekam und die größte Reklame dafür in Bewegung setzte. So bezog er die Wohnung des großen John Hunter in der Leicestersquare, und rührte in Zeitungen und Flugschriften mächtig die Trommel. Der glückliche Erfinder hatte die Keckheit, fünf Guineen für einen solchen Apparat zu fordern. Hufeland erkennt in dem Journal der praktischen Arzneikunde (Band 6, Seite 445) einen gewissen therapeutischen Wert der Nadeln an, behauptet aber, daß es natürlich nicht solcher teuren neuerfundenen Nadeln bedürfe und die längst bekannte Einwirkung nicht die Ehre des neuen Wortes »Perkinismus« verdiene. Das auf dem Tisch liegende Zeitungsblatt wird folgendermaßen erklärt: »Es war üblich, auf der ersten Spalte oben in den meisten Tagesblättern die Ankündigung des heutigen Theaterstückes zu bringen. Das Stück, das hier an der Tagesordnung ist, heißt: Die Toten werden lebendig. Darauf folgt die große Schaustellung in Leicester-square. Dort nämlich hatte einst der große Chirurgus Hunter sein anatomisches Theater und seine weltberühmten Sammlungen. Jetzt hat der Marktschreier Perkins dies Logis zur guten Vorbedeutung gemietet. Nun kommt die Liste der neuesten Importationen in den Londoner Hafen. Eben, heißt es hier, ist von Amerika die echte Äskulapiusrute eingelaufen. Die ganze zweite Spalte enthält die Wunderkuren des Perkinismus. Es hilft für Podagra, vertreibt rote Nasen, Blähungen und Buckel auf dem Rücken. Auf

der dritten Spalte ist das Wunder bis zur dritten Potenz, bis zur grand oeuvre und dem echten lapis philosophorum erhoben.«



Fig. 147. Le mal de dent. — Der Zahngeneral.  
Von Ch. Aubry. Aus dem Album comique de Pathologie pittoresque.

Einem zweiten englischen Erfinder ist es ähnlich gegangen, obwohl er es verdiente, heute noch genannt zu werden, da seiner Idee praktischer Wert innewohnte und noch heute ein modernes

diagnostisches und therapeutisches Besitztum darstellt; nur daß die Magenpumpe und seine Erfindung von der Geschichte der Medizin anderen auf das Konto gesetzt ist. In Wirklichkeit hat Jukes die erste brauchbare Magenpumpe mit Ventilverschluß konstruiert und mit Erfolg angewendet. In Leubes »Magensonde« wird E. Jukes flüchtig erwähnt. Aus der Geschichte dieses Instrumentes wird dort erzählt, daß angeblich Fabricius von Aquapendente den Magen schon mit einer Art von Magenbürste, Magenkratzer behandelt habe und daß in jener Zeit diese Behandlungsweise in den deutschen und italienischen Klöstern herumgespuht habe. In Kundmanns Seltenheiten der Natur, 1773, wird folgende Geschichte von diesem Arcanum erzählt:

»Ein vom czarischen Hofe retournierender, durch Debauchen und Fatiguen an seiner Gesundheit geschädigter Minister wurde von seinem Könige zu einer Kur dem Kloster übergeben. In diesem fand derselbe die Insassen trotz ihres hohen Alters in voller Körperkraft, unter anderen einen Pater, der hundertfünfzehn Jahre alt war. Als die Behandlung der Mönche mit Arzneien ohne Erfolg gewesen war, gingen sie zu Geheimkuren über, nachdem der Minister zuerst hat schwören müssen, die Prozedur geheimzuhalten. Zuerst mußte er eine Dosis Wasser mit Brantwein austrinken und auf dem Rücken liegen. Da ihm nun der Geifer, Galle, Schleim und Wasser zum Halse herauslief, mußte er sich auf den Bauch legen, worauf zwei Fratres mit der Magenbürste zu dem Munde hinein und nach dem Magen hinunterfuhren. Der Kranke mochte sich nun heftig weigern, speien und vomieren, wie er nur wollte, so half kein Bitten noch Flehen, er mußte nolens volens noch mehr kalt Wasser zu sich nehmen und sodann die Bürste von neuem sich applizieren lassen, bis der Magen von Schleim entledigt schiene, indem schrecklich zäher, fester Schleim, Galle, geronnen Blut und sehr übel riechende eitrige Materie auf dies Mal zum Vorschein kam. Darauf bekam Patient etwas Hühnerbrühe und Elixir, fiel in sanften Schlaf und erwachte ganz munter; zwölf Stunden nach der ersten Operation wurde eine zweite Magenbürstung vorgenommen und am anderen Morgen eine



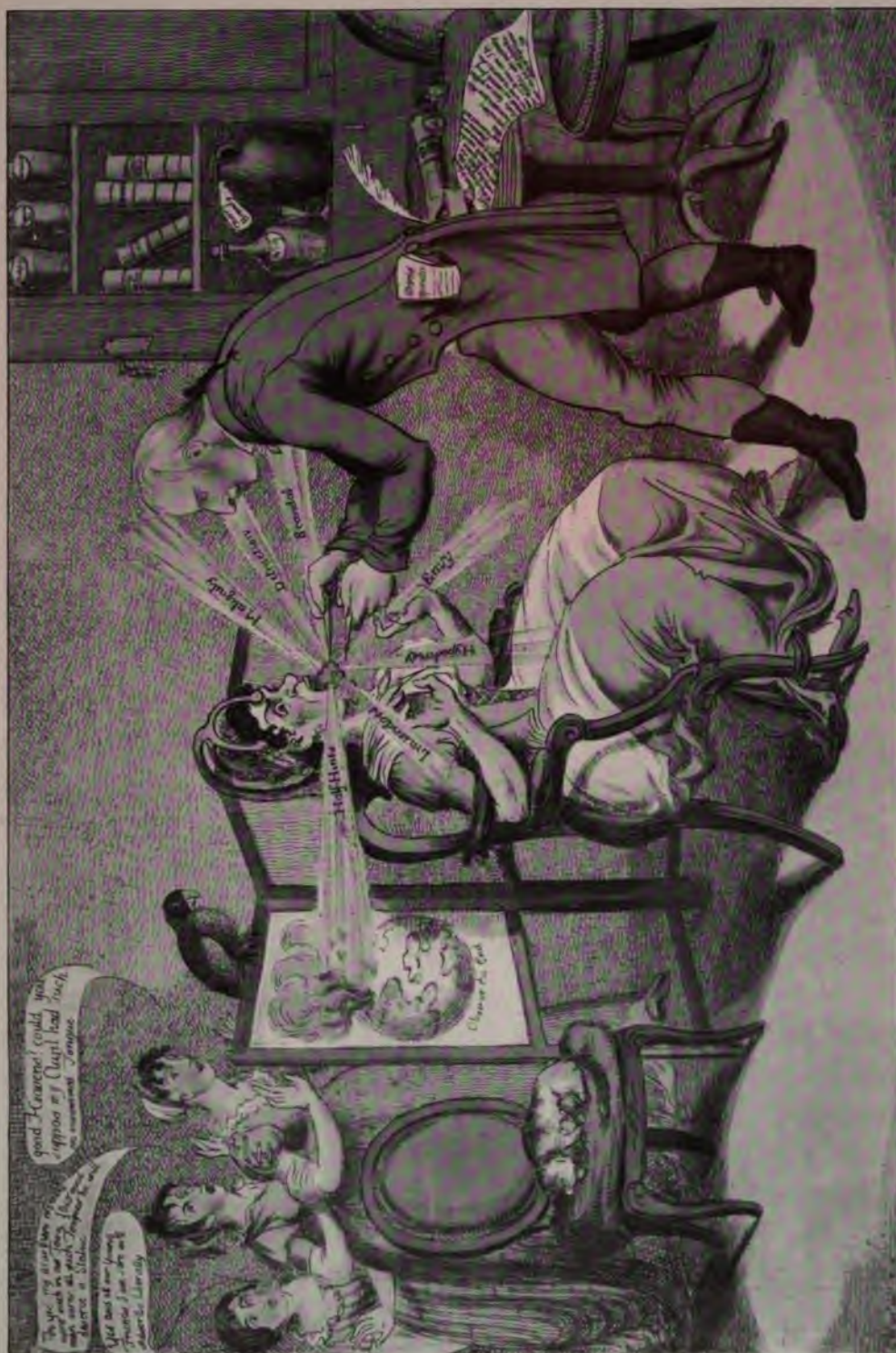


Fig. 148. The Tractors. Karikatur auf Dr. Perkins.

*Buntdruck 1802.*

dritte. Darauf trat zehnstündiger Schlaf ein und Appetit, so daß er eine Eiersuppe und fast einen ganzen Kapphahn aufaß. Nachdem er nun noch mehrfach die Magenbürste gekostet hatte, war er in acht Tagen so allard gemacht, daß er abreisen konnte. Er verriet aber sein Arcanum aus christlichem Mitleiden.« Die Karikatur »The Patent Stomach Reliever« vom Jahre 1824 (siehe Figur 149) benutzt nun die Erfindung Jukes, um die große Gefräßigkeit der Engländer zu verspotten. Die englisch-satirischen Volkserzieher sind mit allen Mitteln des Spottes und des Hohns gegen den bekannten Appetit John Bulls losgezogen, aber wohl kaum jemals mit so viel Humor, wie auf vorliegendem Blatt. Vier Dickwänste liegen vollgepfropft wie gemästete Kapaunen auf Stühlen herum. Bei einem arbeitet gerade der Mechanismus. Dabei hat der Besitzer dieses Magens nur ein Gefühl: »Schade, daß ich diese Maschine nicht schon kannte, als ich in Schottland war« (weil es dort die anerkannt beste Küche gab). Der andere, zum Platzen voll, meint: »Das ist die glücklichste Erfindung der Welt; man müßte Jukes ein Denkmal setzen. Auf diese Weise kann ein junger Mann zwei- bis dreimal am Tage ein Dinner zu sich nehmen.« Der letzte, der noch zwei enorme Würste mit sich schleppt, stöhnt: »Wenn er nicht schnell macht, platze ich.« Diese Gefahr liegt bei dem Herrn in der Mitte nicht so sehr vor als der Wunsch nach: »another glorious dinner«.

Von dem Makassarölschwindel ist nichts im Volksbewußtsein übrig geblieben, wie die Erinnerung an den Schutz gegen die von ihm herrührenden Flecken: die Antimakassardecken. Durch die vorliegende Karikatur erfahren wir, daß dies Öl um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts Wunder in der Erzeugung von Haaren tat. Der soeben erst behandelten Jungfrau stehen die erzeugten Haare schon zu Berge vor Staunen. Die Flasche kostete eine Guinee und wohl nur aus diesem Grunde hat der einreibende Gehilfe bisher von der nützlichen Erfindung keinen Gebrauch machen können, denn noch sieht man an seinem Gesicht kein Härchen. Hoffentlich ruft die Erinnerung an dieses vergessene Haarwuchsmittel keine neue Ge-



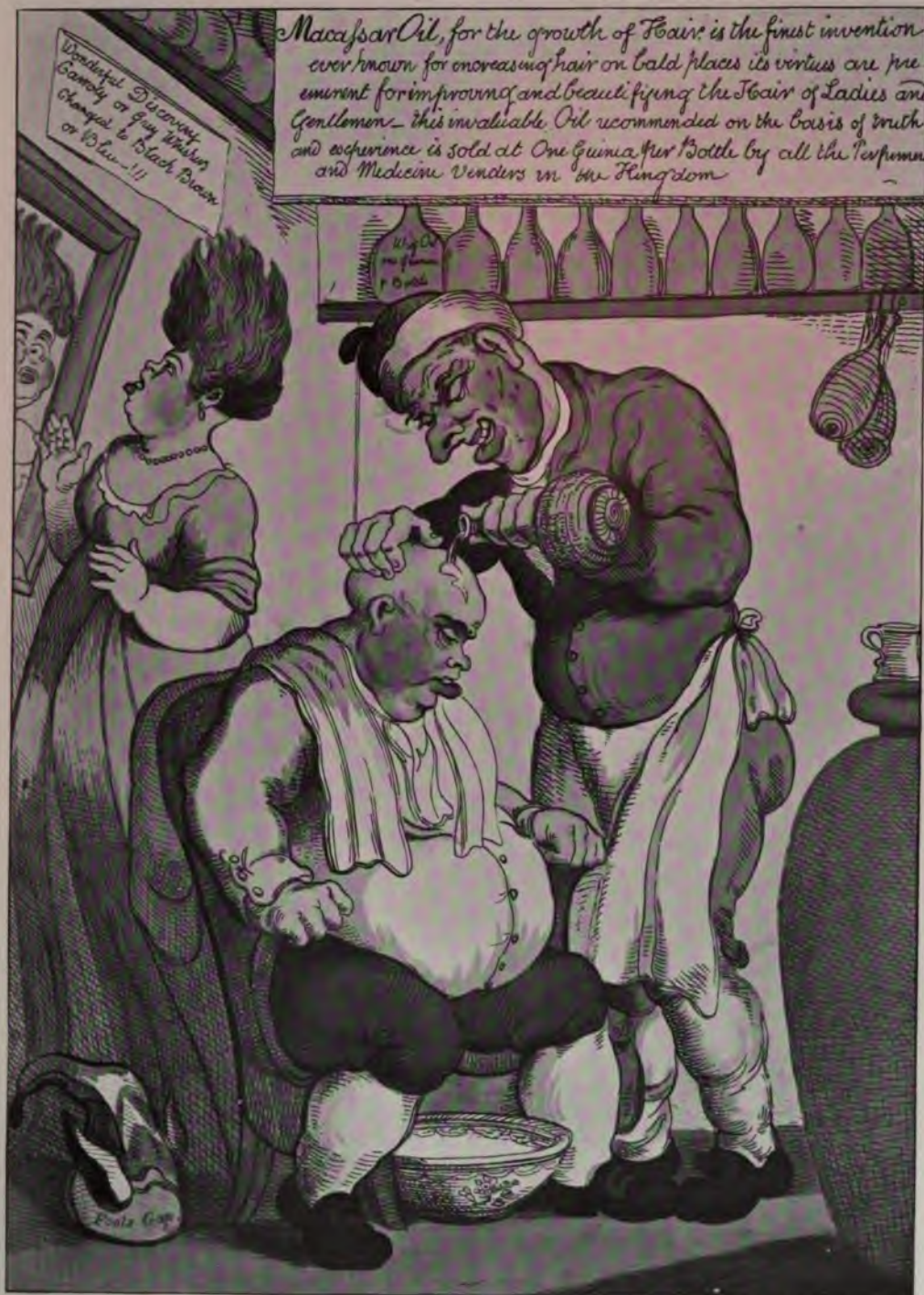


Fig. 149. The Patent Stomach Reliever for extracting superfluities, excesses and all sorts of Poisons, Karikatur auf Dr. Jukes' Erfindung der Magenpumpe.



schäftsbegeisterung für dasselbe hervor. Übrigens wurde dem Mittel noch zugeschrieben, rote Haare, die bekanntlich in England höchst unbeliebt sind, in braune zu verwandeln.

Das öffentliche Interesse an Erfindungen und Entdeckungen war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein großes. Die Karikatur Gillrays »Scientific Researches«! — »New Discoveries in Pneumatics«! will die Schöpfung der Graf Rumfordschen Royal Institution lächerlich machen. Der Name dieses Mannes war auf allen Lippen wegen seiner vielen Verdienste; die größte Anerkennung fanden die sogenannten Rumfordschen Suppen und überhaupt seine kochwissenschaftlichen Bestrebungen, seine Erfindung der Dampfheizung, seine Roste und Öfen etc. Zu seinen chemischen Untersuchungen gründete er im Sinne einer modernen Urania durch Subskription das Institut, das ganz im Rumfordschen Sinne erbaut, geheizt und verwaltet wurde. Als Vortragender wurde Doktor Garnett berufen, den aber Rumford bald wieder entließ. Das Institut wurde schnell Modesache und bekam einen enormen Zulauf. Gillray unterlegte nun seiner Karikatur gegen das Institut eine tatsächliche Begebenheit, über die seinerzeit viel in der englischen Gesellschaft gelacht wurde. In einer zeitgenössischen Beschreibung der Karikatur steht anzüglich genug: »die seinerzeit viel Staub aufwirbelte und von dem Künstler zum Libretto seiner komischen Musik angenommen war«. Die Geschichte passierte zwar dem ersten Leiter Garnett, aber Gillray konterfeite seinen Nachfolger Doktor Joung. Einer der eifrigsten Förderer des Instituts und gleichzeitig einer der ersten Hofleute John Coxes Hipsley ließ sich einmal eine offenbar zu starke Dosis des oxydierten Stickgases durch die Nase einflößen, so daß statt der erwarteten, von den Pneumatikern seinerzeit begeistert gepriesenen Wirkung eine posteriore Explosion stattfand. Gillray »pflückte diese Pimpernelle und legte sie bis zu ihrer Stunde in das Herbarium vivum seiner Karikaturstudien«. Und weshalb läßt der feine Hofmann an sich den Experimentalvortrag ausführen? Nicht nur Wißbegierde war die einzige Ursache, kannte man doch allgemein die Wunder der sogenannten Lebensluft, die mit Priestleys dephlogistisiertem Salpetergas



Buntdruck zirka 1800.

Fig. 150. Macassar Oil!! An Oily Puff for Soft Heads.  
 Karikatur auf das Haarerzeugungsmittel Macassaröl.

zur Restauration rasch konsumierter Lebenskräfte Verwendung fanden. Die Wirkung ist, wie man sieht, eine durchschlagende, sogar der Hosenboden leistet keinen Widerstand mehr. Der Experimentator merkt natürlich das fehlgeschlagene Experiment zuallerletzt und gibt immer noch mehr Gas. Der danebenstehende Assistent lächelt, wie nur ein Assistent lächeln kann, souverän, ironisch und mit einem Schuß Mitleid. Schließlich hat er dazu eine gewisse Berechtigung, denn es ist Davy, wie er leibt und lebt, der spätere Entdecker des Lachgases. Die Wirkung, welche die Explosion auf die Zuschauer ausübt, ist eine ganz verschiedene. Betrachten wir zunächst das Publikum im ganzen. Der Zweck der Gründung war Aufklärung der Massen; in das Modelokal gehen aber anscheinend nur Nichtstuer, Damen, Kinder und Tagediebe. Die Zunächstsitzenden werden in eine Wolke von Schwefelwasserstoff eingehüllt. Rette sich, wer kann! Die weiter entfernt Sitzenden beherrschen noch nicht die ganze Tragikomödie. Der Maler hat nun ganz bekannte Stadttypen getroffen. An der Tür steht zum Beispiel der Gründer des Instituts Rumford; selbst hier trennt er sich nicht von seinen Dekorationen; hinter ihm sitzt D'Israeli, der englische Historiker und Vater des Benjamin Earl of Beaconsfield, daneben Graf Stanhope, ein tüchtiger Mechaniker mit seinem Buch über das Unterseeboot. Einem früheren Kollegen des Malers, der aber nichts mehr von seiner Pinseltätigkeit wissen will, steckt Gillray boshaft eine Palette in die Tasche.

### DER TIERISCHE MAGNETISMUS.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren in der politischen Welt die Gegensätze der freiheitlichen Bestrebung und der auf die Spitze getriebenen Regierungsbevormundung im Staate und im Hause derartig allerorts aufeinander gestoßen, daß ein friedlicher Ausgleich ausgeschlossen schien. Raketengleich stieg hier und dort der Kurs der Freiheit und der Bürger hielt allerdings nur für kurze Zeit eine unerhörte Macht in Händen. So ging es auch unserer Wissenschaft in dieser Epoche. Alles brodelte und kochte in dem





Fig. 151. Karikatur auf die pneumatische Behandlung.  
 Von J. Gillray (1802).

gemeinschaftlichen Topfe, in dem die Naturwissenschaft gefördert werden sollte. Einzelercheinungen, an und für sich genial empfunden und beobachtet, paßten noch nicht in das erkannte Gefüge und dienten nur zu kecken Trugschlüssen, Selbsttäuschungen und ganz gemeinen Betrügereien; die Gelehrtenwelt und das interessierte Publikum stand ratlos vor gewissen Phänomenen der Physiologie, die man nicht unterzubringen wußte, und so ist es nicht wunderbar, daß einerseits mit rapider Entwicklung sich bestimmte Ideen und Vertreter solcher zur allgemeinen Aufmerksamkeit und Anerkennung brachten und daß anderseits der bereits stark vorhandene Sinn für das Mystische sich derartig steigerte, daß nach zweijahrhundertjährigem Kampf der Karren der Heilkunde wieder in den religiösen Morast geschoben wurde.

Der wissenschaftliche Streit um diese wilden Schößlinge und Auswüchse am alten Stamm verließ die Grenze der Akademie und im gebildeten Volk, das allmählich angefangen hatte, an dem Fortschritte der Erkenntnis zu partizipieren, entstanden feindliche Lager, die sich in Wort und Schrift heftig befehdeten.

Tierischer Magnetismus, Mesmerismus im weiteren Sinne, Homöopathie und Phrenologie, Somnambulismus waren Losungsworte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wie es heute sind: moderne Richtung in der Kunst und vielleicht die Krebssera und Antisera überhaupt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, eine Kritik dieser Systeme und originellen Anschauungen zu geben, wir wollen hier nur den künstlerischen Niederschlag des Tageswitzes betrachten, der uns ein ungewöhnlich klares Bild von dem ungeheuren Aufsehen, welches diese Dinge gemacht haben, gibt; unzweifelhaft den tiefsten Einschnitt in die Volksseele hatte Gall gemacht und seine Lehre von der Phrenologie mußte für lange Zeit den ironischen Zündstoff für die Kanonen böser Karikaturisten abgeben.

Eines der frühesten Blätter dieser Art »Le doigt magique ou le magnetisme animal« zeigt uns einen Doktor, welcher Perücke und Mantel abgeworfen hat, und wie Zettel im Sommernachtstraum mit



einem Eselskopf bekleidet dasteht. Eine junge schöne Dame liegt bereits in der Positur der willenlosen Hingabe dahingestreckt. In der Luft schweben schon nebelhafte Fabelwesen. Wir sehen hier



*Le doigt Magique ou le magnétisme animal.*  
*Simius Semper Simius.*

Fig. 152.

bereits die Vermischung der Vorstellungen. Auf der einen Seite der hypnotisierende Finger, die streichende Hand, und darunter als passende Parodie auf Hahnemanns *Similia similibus* das Motto: *Simius*



semper simius. Ein Gegenstück dazu, offenbar aber einer späteren Zeitepoche angehörend, ist das Blatt mit den umgetauschten Rollen. Hier versucht der Magnetiseur einen Esel zu magnetisieren. Den Hintergrund nimmt eine magnetische Pharmazie ein. Da liegt ein magnetisierter Kalbskopf neben saturierten Schweinsfüßen. Alles Embleme und Wahrzeichen dafür, daß die tierischen und menschlichen Eigenschaften »en rapport« sind.

Ein französischer Stich, der heute zunächst wie eine Karikatur sich gibt, in Wirklichkeit aber gewissermaßen ein Reklameblatt für den großen Meßmer ist, nennt sich »Le Baquet de Monsieur Meßmer ou Representation fidelle des Operations du Magnetisme Animal«. In der Mitte des Saales steht ein runder niedriger Tisch, der sogenannte magnetische Baquet, ein mit Wasser und Eisenfeilen gefüllter gläserner oder hölzerner Bottich, den der rechts stehende Meßmer soeben mit dem Stabe magnetisiert. Mit diesem Baquet setzen sich die Kranken in Verbindung teils durch direktes Anfassen der aus dem Innern kommenden Stäbe, teils dadurch, daß sie sich Seile um den Leib schlingen. Die Unterschrift lautet:

»Mr. Meßmer, Docteur en Médecine de la faculté de Vienne en Autriche, est le seul inventeur du Magnetisme animal, cette Methode de guerir une multitude de maux entr'autres l'Hidropsie, la Paralyisie, la Goutte, le Scorbut, la Cecité, la Surdité accidentelle consiste dans l'application d'un fluide ou agent que Mr. Meßmer dirige tantôt avec un de ses doigts tantôt avec une baguette de fer qu'un autre dirige a son gré sur ceux qui recourent a lui. Il sert aussi d'un baquet, auquel sont attachez les Cordes que les malades nouent au tour deux et des fers recourbez qu'il approchent du creux de l'Estomach ou du fois ou de la Ratte et en général de la partie de leur Corps dans la quelle ils souffrent, les Malades surtout les Femmes éprouvent des convulsions ou crises, qui amenant leur guérison; les Magnetiseurs (ce sont ceux   qui Mr. Meßmer a r lev  son s cr t et ils sont plus de cent parmi les quelles compte les premiers Seigneurs de la cour) appuient leurs mains sur la partie malade et la frottent pendant quelque temps, cette operation hate l'effet des cordes et des

fers. Il y a un baquet pour les pauvres, tout les deux jours des Musiciens jouent dans l'antichambre des aires propres a éxiter la gaité chez les Malades. On voit arriver une foule chez ce celebre



Nos facultés sont en rapport!!

Fig. 153. Les Magnétiseurs.

Medecin des hommes et des femmes de tout âge et de toute condition: Le militaire décoré, l'Avocat, le Religieux, l'Homme de Lettres, le Cordon bleu, l'Artisan, le Medecin, le Chirurgien. C'est un spec-

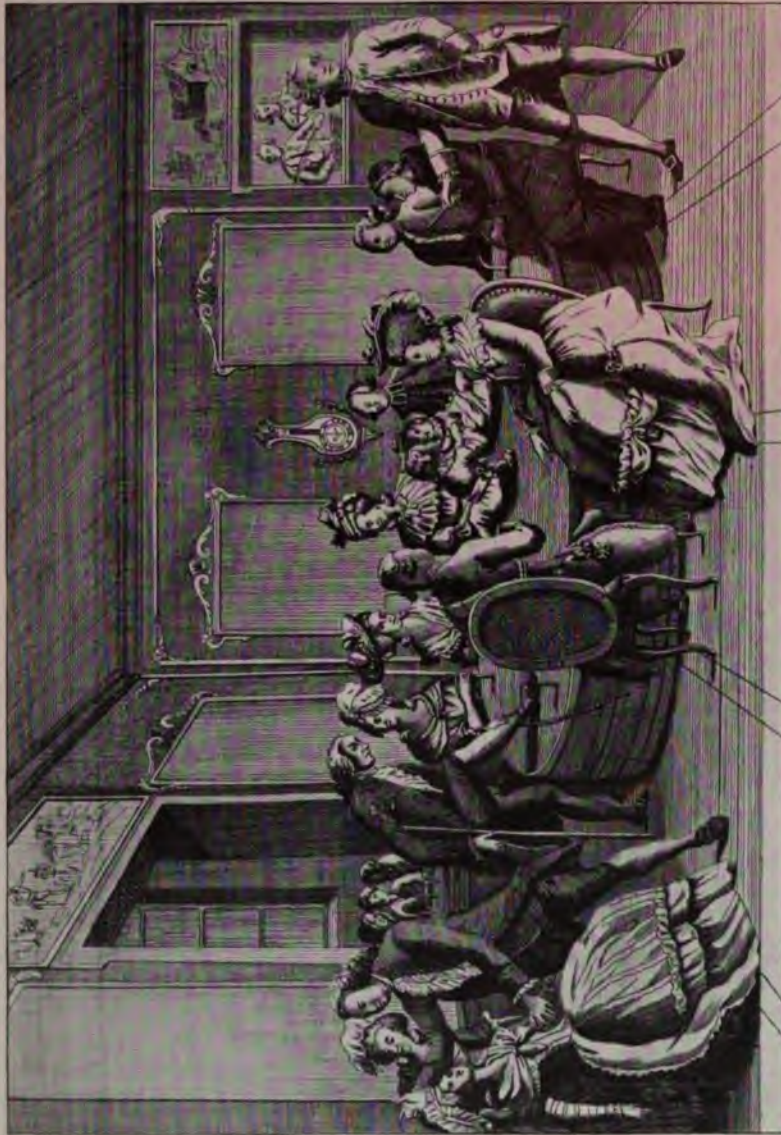
tacle vraiment digne des âmes sensible de voir des hommes distingué par leur naissances ou par leur rang dans la société magnétiser avec une douce inquiétude, des Enfants des Vieillades et surtout des indigens. Quant à Mr. Meßmer la bienfaisance respire dans son air et dans tout ses discours, il est servieux parle peu sa tête en tout temps paroît chargée de grandes pensées.»

Dieses Blatt muß um das Jahr 1787 erschienen sein, nachdem es Meßmer durch die Bemühungen eines gewissen Bergasse trotz des Zerwürfnisses mit seinem ersten Pariser Freunde und Anhänger Charles d'Eslon (Leibarztes des Grafen von Artois) geglückt war, eine magnetische Gesellschaft »Harmonie« zu gründen. Hebt das Blatt hervor, daß sich Vertreter jeden Standes herablassen, an demselben Tisch Heilung zu suchen, so fegte gar bald die Revolution solche Ideen hinweg und Meßmer verlor in Paris mit einem Teil seines großen Vermögens die geeignete Unterlage einer Wirksamkeit.

Die weitere Geschichte des tierischen Magnetismus ist bekannt genug. Die Lehre erfuhr noch die berühmte Steigerung durch die Brüder Marquis Puysegur, die den magnetischen Somnambulismus und den Zustand der Clairvoyance etablierten. Eine Parodie des Kupfers stellt das Blatt *Le Mesmerisme a tous les Diables* vor. Wir sehen auf demselben das Baquet geöffnet, in das die wütenden Musikanten ihre Instrumente hineinwerfen. Meßmer selbst wird vom Teufel geholt; er schwebt schon in den Lüften und versucht, allerdings vergebens, den Satan zu magnetisieren; aus seinen Taschen fallen Golddukaten. Andere Teufel sind dabei, seine Adepten abzuwürgen und durchzuprügeln. Vorne sitzt der Narr Harlekin, der die Moralpredigt hält. Diese seltene Karikatur ist nebst zirka zehn anderen in der »Nouvelle Iconographie de la Salpêtrière von Gilles de la Tourette« aus der Sammlung Charcots wiedergegeben (1889, 91. 92). Wir verweisen Interessenten auf diese umfassende Studie, die eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über den Magnetschwindel enthält. Wir hören da, daß man sogar in Paris um 1784 ein Stück spielte, welches »Docteurs modernes« genannt und mit allem Aufgebot von Witz Meßmer verspottete. Auf einem anderen Blatte



sehen wir »Le Baquet Magique und seine Folgen«. Bei allen Personen hat die magnetisch-hypnotische Behandlung hysterische Krisen hervorgerufen, die sich auf das Unzweideutigste äußern in Konvul-



LE BAQUET DE M<sup>re</sup> MESMER

[illegible]

Fig. 154.

sionen, Brechkrämpfen und demjenigen Zustand d'attraction passionelle, der in dem Gutachten der Pariser Fakultät vom Jahre 1784 folgendermaßen näher bezeichnet wird:

»Le traitement magnétique ne peut-être que dangereux pour les mœurs. En se proposant de guérir des maladies, qui demandent un long traitement, on excite des émotions agréables et chères, des émotions que l'on regrette, que l'on cherche à retrouver parce qu'elles ont un charme naturel . . . Exposées à ce danger les femmes fortes s'en éloignent, les faibles peuvent y perdre leurs mœurs et leur santé.«

Lügen haben natürlich kurze Beine, und so passierte Meßmer das Pech, daß gerade einige bekannte Persönlichkeiten, die in der Öffentlichkeit soeben erst erklärt hatten, von dem Magnetiseur geheilt zu sein, an ihren Affektionen starben. Gilles de la Tourette erwähnt die Begleitumstände des Todes eines berühmten Gelehrten Court de Gebélin, der kurz vorher urbi et orbi seine Heilung von der Hydropsie durch Meßmer verkündet hatte. Eine Zeitung verkündete den Todesfall lakonisch wie folgt: »M. Court de G. starb soeben geheilt durch den tierischen Magnetismus«. Ein anderer Witzbold machte folgendes Epitaph:

Ci git ce pauvre Gebélin,  
Admirez tous son héroïsme,  
Qui savait grec hebreu latin  
Il fut martyr du magnétisme.

Zwei Worte der Erklärung zu unseren Karikaturen.

Les effets du Magnetisme . . . animal.

L'homme est un chien; dies brutale Wort Beaudélaires ist hier wörtlich genommen. Eine Jagdmeute wird gerade von zwei Piqueuren durch die Straßen geführt, da passieren sie den Hund Meßmer, der braucht nur die Pfote zu heben und bei allen Hunden treten die berühmten Konvulsionen und hysterischen Zustände auf. Auch der Esel des lieben Milchmädchens wird magnetisch gereizt, allerdings mit üblen Folgen für die Ärmste. An derselben Stelle, an der der Theaterzettel für die oben erwähnte Operette »Les Docteurs modernes« angeschlagen ist, hängen auch Angebote von Baquetverkäufen. Es scheint beinahe, als ob sich diese französische Karikatur an eine bereits 1787 erschienene kleine deutsche Satire des Schweizer Mar-



quard Woher anlehne. Die Komposition ist eine ähnliche. Meister Langohr ist offenbar stark geladen. Elmsfeuer entfleuchen Ohren



Fig. 155. Le Magnétisme. Farbige Lithographie.

und Schwanz. Dabei wehrt er sich energisch gegen den himmlischen Rapport.



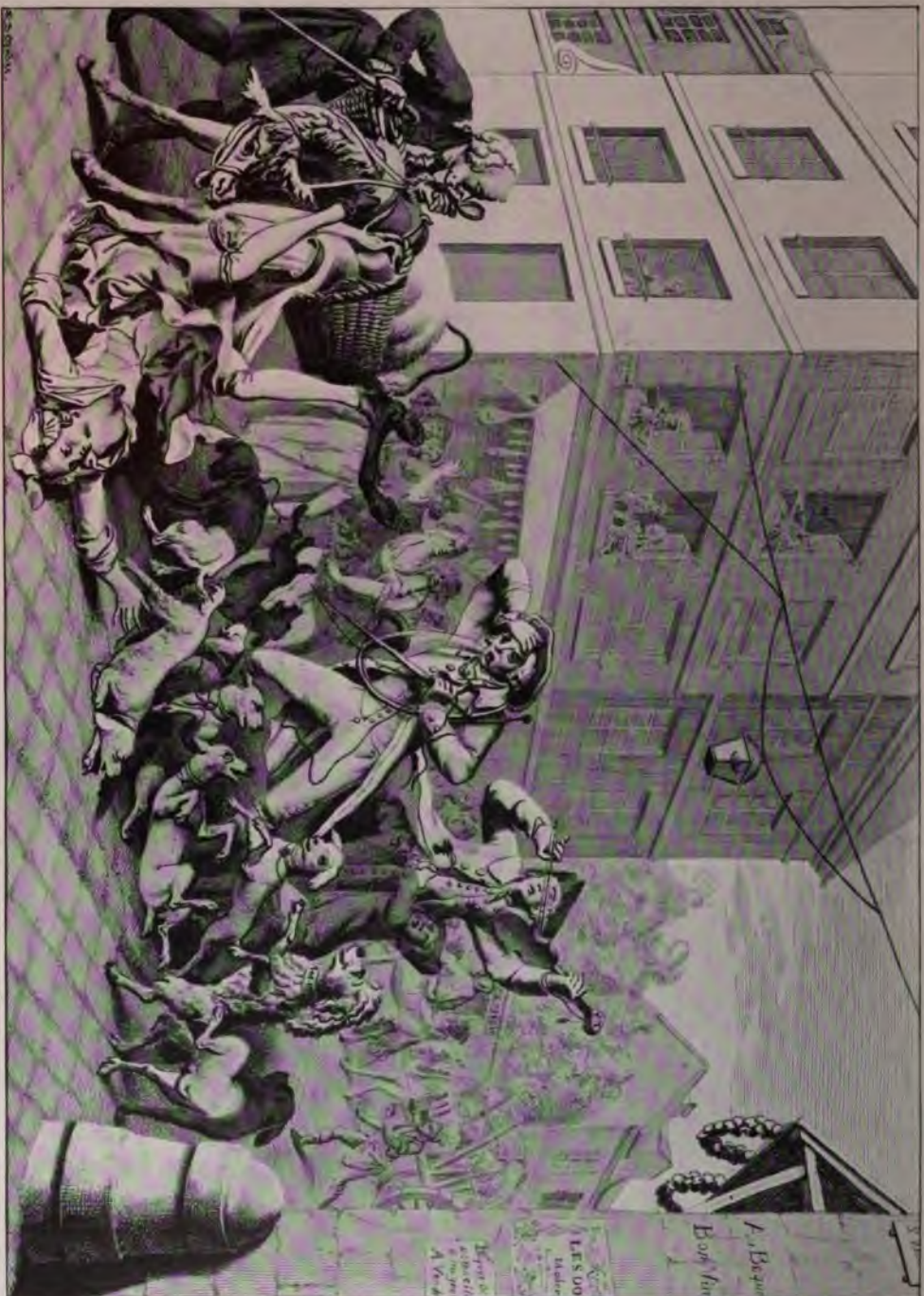


Fig. 156. Les effets du Magnétisme . . . animal.  
Karikatur auf Mesmer.



Tragischer kommt uns der Maler des »Mesmerisme confundu«. Aus dem Baquet steigt unter Donner und Wolken Äskulap. Seiner Schlange entfahren Blitze, vor denen entsetzt Meßmer mit seinen Adepten zurückweicht. Die schwach gewordene Wissenschaft, die eben noch von dem animalischen Doktor magnetisiert war, wird von zwei Akademikern in vollem Ornat schützend in die Arme genommen. Im Hintergrund erhebt sich ein Grabmal mit den Namen der bekannten Persönlichkeiten, die durch Meßmer geheilt starben.

Wie weit es in den Köpfen sonst einwandsfreier Gelehrter



*Musq. Wöckel. 1787. 12. 10. 1787.*

Fig. 157.

Deutsche Karikatur auf den tierischen Magnetismus. 1787.

spukte, lehrt die Geschichte des Weinsberger Arztes Justinus Kerner, der am liebsten wieder frühmittelalterliche Zustände geschaffen hätte. »Die unheimlichen Kräfte des Nachtgebietes der Natur«, »Geschichten Besessener neuerer Zeit«, »Vorkommen des Besessenseins, eines dämonisch magnetischen Leidens und seiner schon im Altertume bekannten Heilung durch magisch magnetische Einwirkung, Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde« und vor allem »Die Seherin von Prevost« entstammen nicht dem Bedürfnisse eines Dienstmädchens nach Kolportageromanen, sondern dem Kopfe eines Dichterarztes aus den Jahren 1836 bis 1846.

Allzuschade ist es, daß diesem Manne nicht statt eines Rezeptes des Oberamtsarztes Doktor Uhland ein Kirchenzettel zugeflogen war, als er, unschlüssig, was er eigentlich studieren sollte, vor Tübingens Toren angekommen und eingeschlafen war. So hat ihm sein Hang zur Mystik die Karriere verdorben, bevor er sie angefangen hatte. Es wurde aus dem seelenguten Manne, dem idealen Gatten und dem besorgten Hirten einer dankbaren Gemeinde das Muster eines Pastoralmedicus. Aber wehe einem solchen, wenn er, der Kritiklose, wissenschaftlich produktiv wird. Glauben und Forschen sind zwei Plätze auf einer Wippe. Setzt man sich auf den bequemen Glaubenssessel, so schnellt die harte Bank der Forschung unerreichbar in die Höhe. Hielten Kerners Zeitgenossen vielfach die mystische Seite seines Wesens für pathologisch, so ironisierte der sonst so Liebenswerte sich selbst durch die Worte:

Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,  
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig,  
Nur wenn man von Geistern spricht  
Denkt man mein noch und ... schimpft tüchtig.

Zwei Münchener Professoren, Schubert und Baader, wirkten nach derselben Richtung und das Ganze krönte die Lehre vom Ursprung aller Krankheit aus der Sünde und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit einer rein christlichen Heilkunde. Der Autor dieser Lehre, der allerdings vierhundert Jahre zu spät auf die Welt kam, war Windischmann: »Ueber etwas was der Heilkunst Not thut«, Leipzig 1824. »Die Krankheit hat ihren eigentlichsten und innersten Sitz in der durch Lust und Begierde entzündeten und wild gewordenen Seele, und der Arzt, der das Wesen und die Kräfte des Exorzismus nicht kennt, entbehrt das wichtigste Heilmittel.« Da haben wir die Bescherung. Der *Malleus maleficarum* recidivus.

Gegenüber dieser bodenlosen Verirrung spekulativ philosophischer Köpfe, entsprang die Lehre der Phrenologie zunächst objektiver, wenn auch falscher Beobachtung. Obgleich das Unkraut dieser Vor-





CONFONDU .



LE MESMERISME

Fig. 158. Karikatur auf Mesmer.

stellung auf demselben Miste kritikloser Leichtgläubigkeit wucherte und Anhänger des Magnetismus auch Anhänger der Schädellehre waren, wie zum Beispiel Layater, so handelte es sich doch eigentlich um zwei miteinander ringende Weltanschauungen: das mystisch religiöse Unfaßbare und die Lehre des Gebundenseins auch der feinsten



Fig. 159.  
Vignette von Daumier.

Seelenerscheinungen an somatisch greifbare Dinge. Der ewige Kampf zwischen Monismus und Dualismus. Es ist das Verdienst Galls, den visionären Religionsanatomien ein Paroli geboten zu haben.

Franz Joseph Gall (1758 bis 1828) war ein bedeutender Gehirnanatom, der zusammen mit Christoph Spurzheim eine Reihe wichtiger Arbeiten über das Gehirn und seine Physiologie herausgab. Diese positiven Leistungen der Männer werden jedoch meist übersehen und vergessen gegenüber der Verirrung Galls, die als Phrenologie oder Kranioskopie bekannt ist und heute wohlmöglich mit der Cheiromantie und Nekromantie in denselben Scharlatanstopf geworfen wird, in dem schon Homöopathie und Magnetismus schmoren. So einfach liegt die Sache bei Gall doch nicht. In Wien durch Regierungsverbot unmöglich geworden, begab er sich auf Reisen und hielt Wanderpredigten über dasselbe Thema der »Organon«lehre. In England, in Frankreich, in Amerika entstanden Gesellschaften und phrenologische Vereine, die sich mit Begeisterung der Lehre annahmen, und noch in unserer Zeit suchte Karl Gustav Carus der Kranioskopie durch sorgfältige anatomische Studien eine neue Unterlage zu geben. War die Annahme von bestimmten Seelenorganen der Gehirnrinde eine reine Spekulation, so ist heutzutage durch die Eruierung der motorischen Zentren an der Gehirnrinde seine Auffassung weniger utopisch wie früher, und wenn ich nicht irre, hat man in allerneuester Zeit wieder versucht, in dem äußeren Knochenbau der Schädelkapsel die Formation der Hirnwindungen zu diagnostizieren. Gall nahm an der Gehirnrinde siebenundzwanzig Organe an, unter anderen: Fortpflanzungssinn, Kindesliebe, Freundschaftssinn, Verteidigungssinn, Mordsinn, Einsammlungssinn (Diebssinn), Höhsinn





*Bunddruck 1826.*

Calves' Heads and Brains or a Phrenological Lecture.

Fig. 160, Londoner Karikatur auf Doktor Gall.



(Hochmut), Ortssinn, Personensinn, Namensinn, Kunstsinn, Witz, Dichtersinn und so weiter.

Diese Hypothesen waren natürlich ungemein geeignet, ihrerseits den Witz und die Satire herauszufordern, umsomehr als Gall seine Lehre, offenbar um sie möglichst zu verbreiten, immer unwissenschaftlicher und volkstümlicher gestaltete. Zahllos sind daher auch die Karikaturen über und gegen Gall, meistens entstammen dieselben aber dem Ausland, da der Tiefenbrunner seine Werke französisch herausgab und meist auch im Auslande reiste. In Deutschland hatte er durch Asmund Rudolphi (den Lehrer von Johannes Müller) schon frühzeitig seine Abfertigung gefunden.

»Schädellehre«, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph des menschlichen Wissens, heißt ein deutsches Blatt, offenbar ein Pendant zu der Karikatur gegen den Magnetismus. Die Zeichnung bedarf keiner besonderen Erläuterung; möglich, daß die Blätter von Michael Voltz herrühren (Figur 161).

Aus dem Jahre 1795 stammt die Karikatur von Daniel Heß, »Kranioskopische Handgriffe« (Figur 162). Obgleich diese Exkursionen sich nur auf das Denkkorgan beschränken, so schließt diese gegenseitige Abtastung entschieden etwas Frivoles in sich. Die jungen Herren sind da offenbar auf der Suche nach dem Organon des Liebessinnes.

Am wichtigsten ist für uns Rowlandsons Karikatur (Figur 163). Gall doziert vor einem Parterre von Gelehrten, die alle natürlich die tollsten Schädelprotuberanzen an den kompromittierendsten Stellen haben. Die Vorlesung geschieht in Galls berühmter Sammlung. Da sehen wir eine Galerie von Affenschädeln, Philosophen, Mißgeburten, Staatsmänner, Dichter, Schauspieler, Helden, Mörder und Halunken. Der Affenschädel, an dem der Gelehrte gerade demonstriert, korrespondiert nun genau im Profil mit der Gesichtsbildung eines der Zuhörer. Rowlandson ist vielleicht durch diesen Scherz auf seine eigene Spezialität gekommen, der physiognomischen Ähnlichkeit von Tier und Mensch. Es existieren eine große Reihe von Handzeichnungen, die nur teilweise lithographisch seiner Zeit re-

... Namensinn, Kunstsinn, Wi

„...schon allgemein geeignet, ihrerseits  
 ...so sehr, als Gall sich  
 ...fortwährend, immer unwise  
 ...Zufall sind daher au  
 ...entstammen diesel  
 ...ne Werke französ  
 ...In Deutschland  
 ...Johannes Muller)

Jahrhundert-  
isches Blatt.  
Magnetismus  
möglich  
von Dan  
gleich diese  
so schließ  
des in si  
nach dem

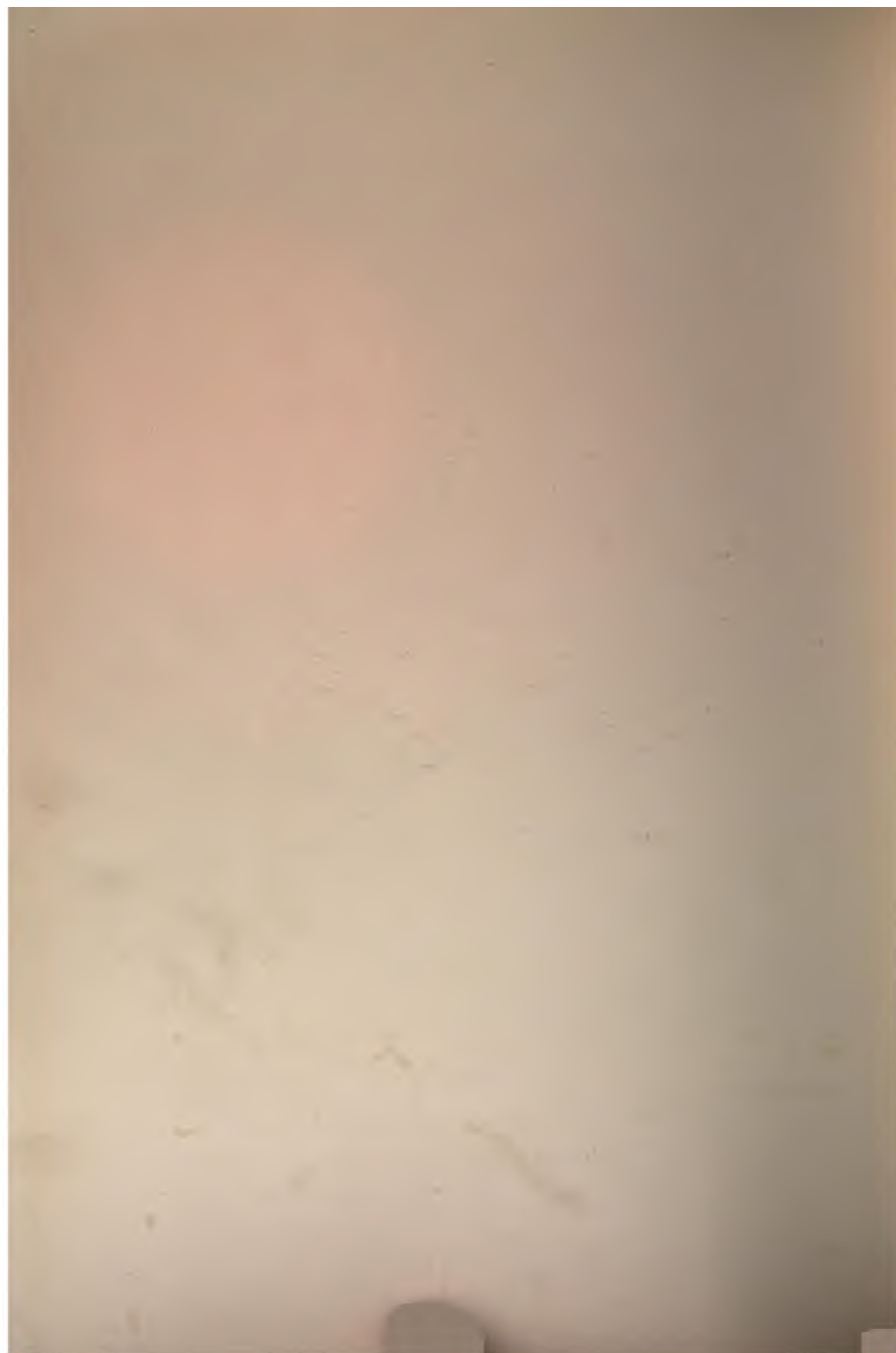
Die Karikatur (1827, 163).  
 die alle natürlich die  
 mittlerendsten Stellen  
 berühmter Sammlung.  
 Philosophen, Miß-  
 Helden, Mörder und  
 Gelehrte gerade demon-  
 mit der Gesichtsbildung  
 durch diesen Scherz  
 physiognomischen Ähn-  
 eine große Reihe von  
 graphisch seiner Zeit re-



Tierischer Magnetismus.

Eine ernste Beschäftigung für tiefe Denker und gläubige Gemüter.  
Karikatur von Michael Voltz (?).





produziert wurden, in denen der Künstler dies Thema erschöpfend und mit vielem Humor behandelte. Da sehen wir grotesker wie



*Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.*

Fig. 161. Schädellehre, die größte Entdeckung des Jahrhunderts, der Triumph des menschlichen Wissens.

Karikatur von Michael Voltz (?).  
(Pendant von Tafel IX.)

bei Lionardo da Vinci Kamel-, Storch-, Kuh-, ja selbst Fischgesichter neben ihren menschlichen Vorbildern (Fig. 47).

Ein anderes Blatt des Meisters ist gewissermaßen als Frontispiz

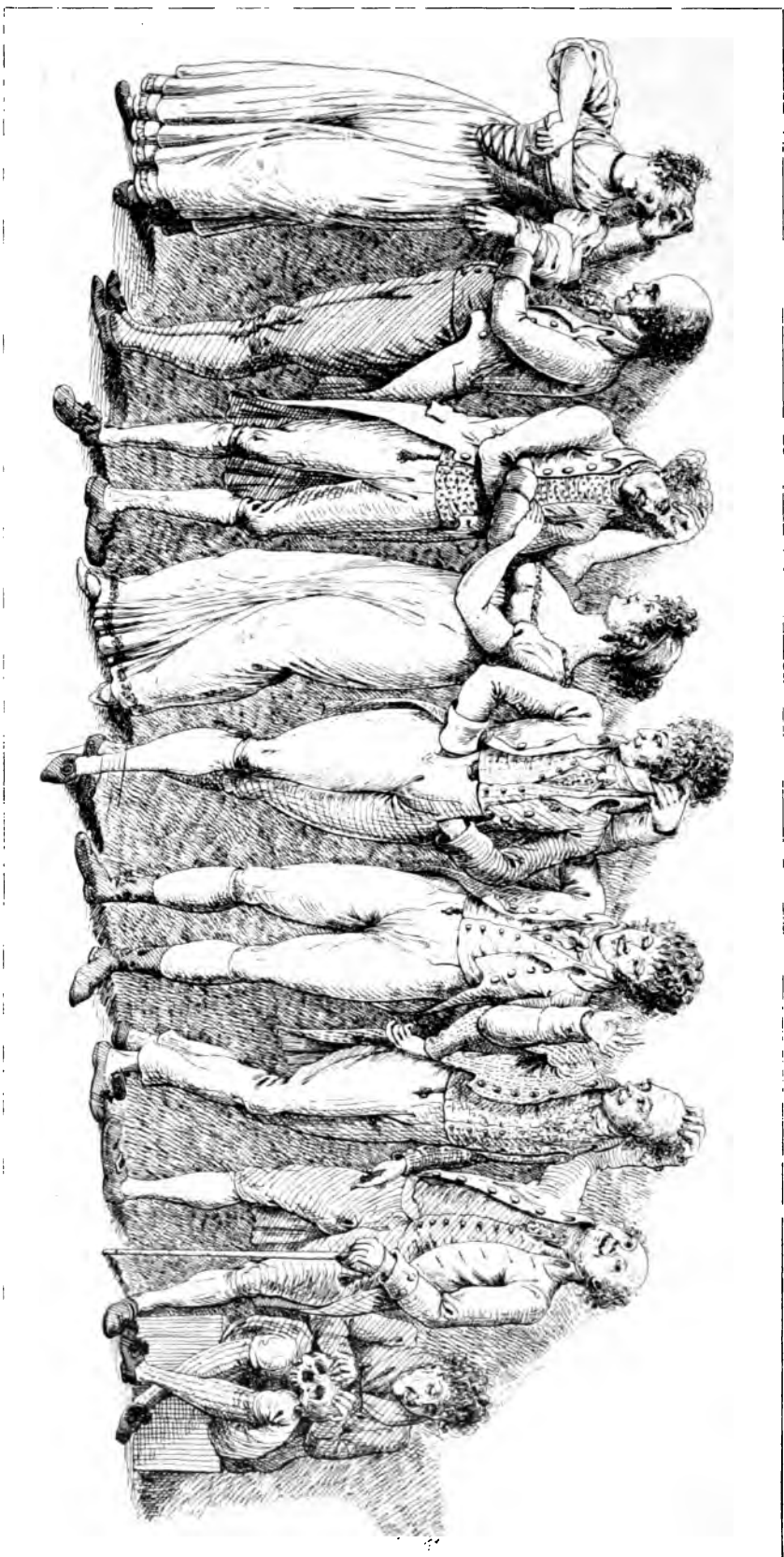
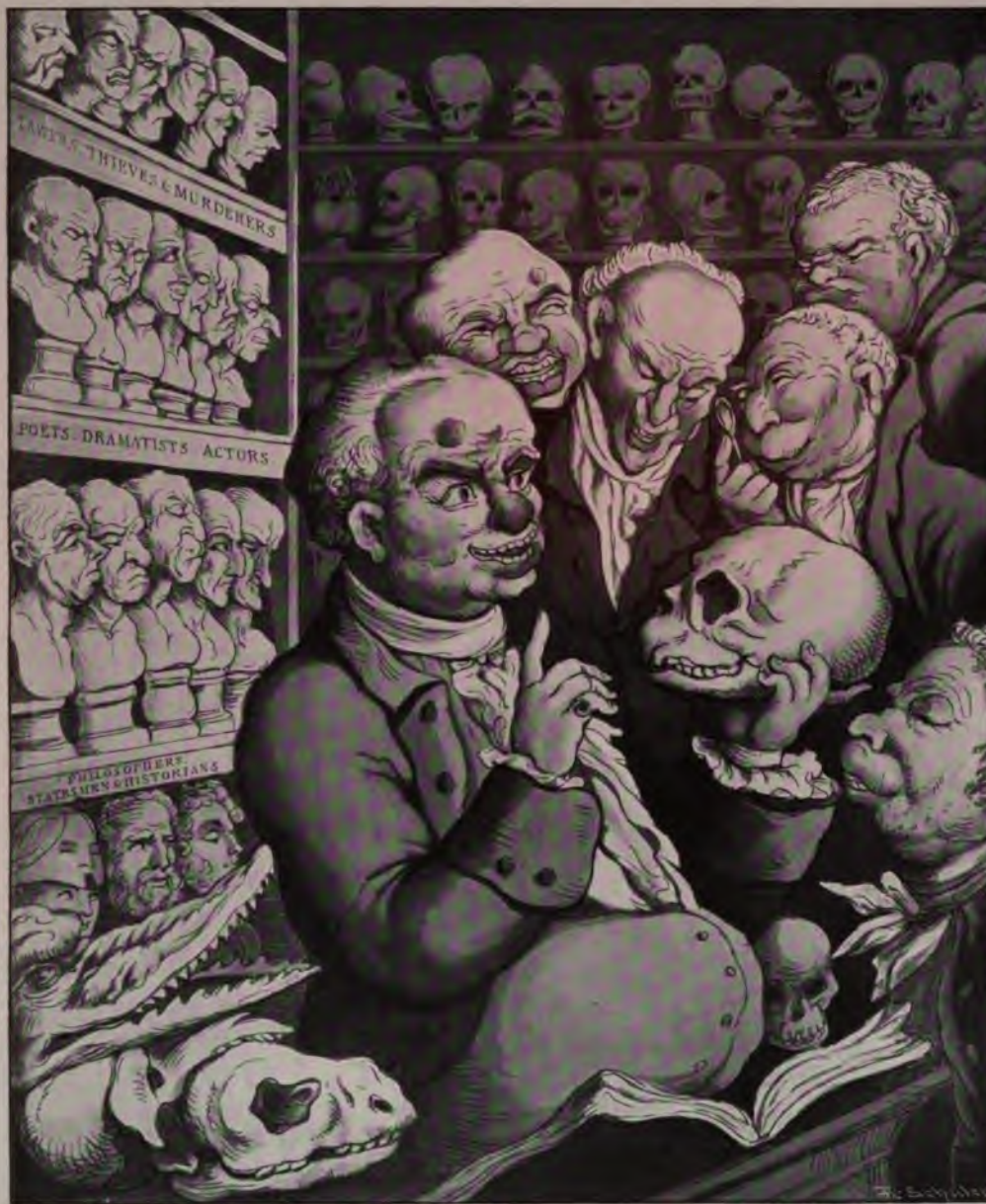


Fig. 162. Kranioskopische Handgriffe.  
Von Daniel Heß (1795).





Englischer Farbendruck.

Fig. 163. Eine Vorlesung des Doktor Gall.  
Von J. Rowlandson.

zu Galls Schrift gedacht und zeigt uns, famos glossiert, das Meßinstrument des Gelehrten »The compression cap«. Da ist plötzlich der Helm eines römischen Gladiators daraus geworden.

Alles war so voll von der neuen Lehre, daß man auch in den Abendgesellschaften das Thema nicht allein diskutierte, sondern auch



praktisch ausführte, genau so wie in unseren Tagen man nach dem Eis hypnotische und spiritistische Versuche anstellte. Da gab es

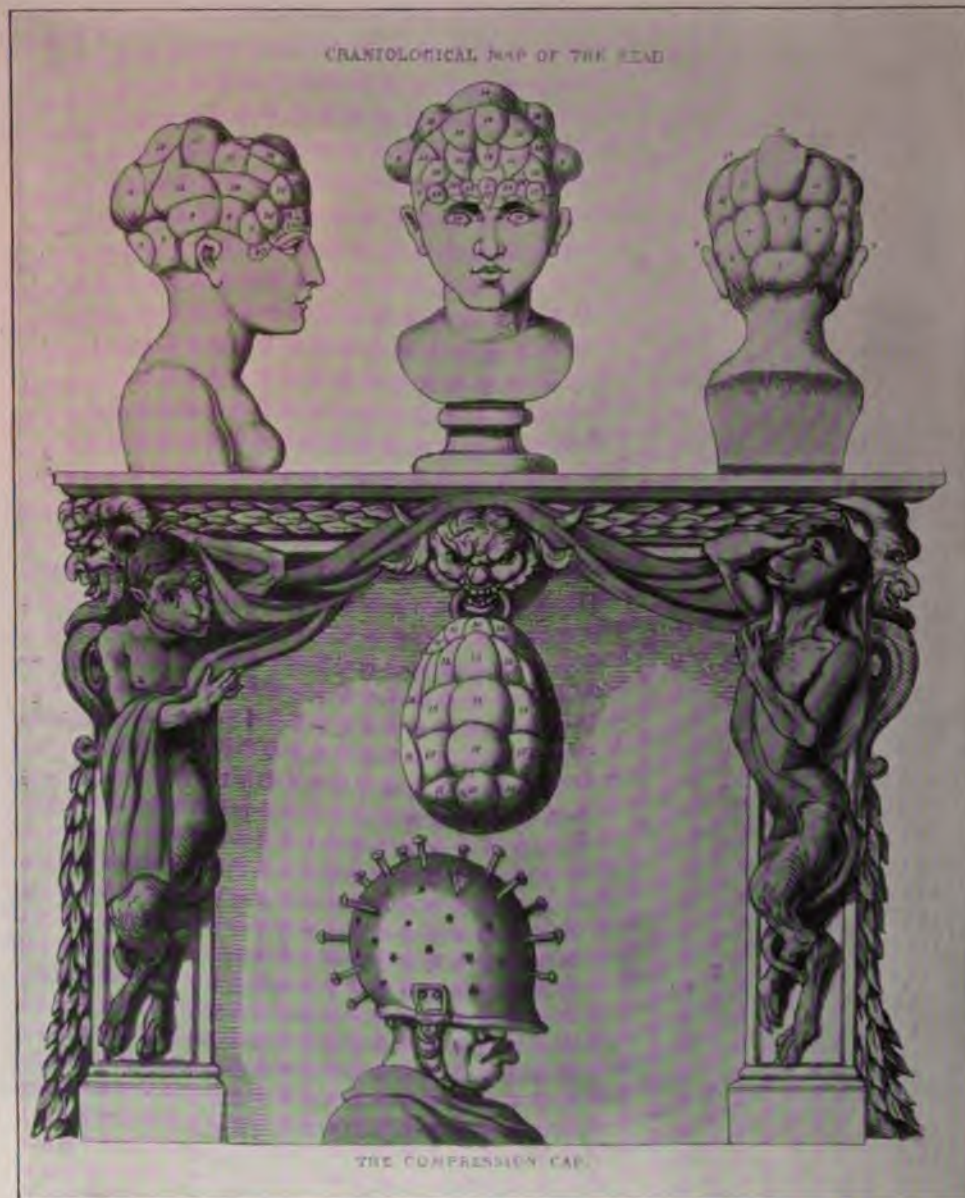


Fig. 164. The compression cap.

Karikatur auf Galls Meßinstrument. Von J. Rowlandson.

auch Anleitungen zu solchen Versuchen für Erwachsene und Kinder, »Cours de Phrénologie amusante« (Figur 165).



Ausschneidebogen für kleine und große Kinder zirkulierten, auf denen die Gallschen Organe deutlich sichtbar waren und zu denen die Gehirnbesitzer karikaturistisch verkleinert so dargestellt waren, daß sich auch in der Physiognomie das Organon widerspiegelte. Sehr ehrenwert, daß das am Scheitelbein befindliche Organ »Prévoyance« sich auf einen Medikus aufgepfropft hat. Doch scheint bei unserem



*Lithogr. von Jannin, Paris.*

Fig. 165. Cours de Phrénologie amusante.

Doktor auch noch das Organ *Amour de la Propriété* oder Habsucht sich recht kräftig entwickelt zu haben, was übrigens der Künstler dadurch noch zur Geltung bringen glaubte, daß der Kollege unter dem Arm Klistierspritze und Geldbeutel trägt (Figur 166). Der Übergang zur Physiognomistik Lavaters, von der wir noch ein Wort sagen müssen, ist dadurch gegeben. Auch in die Musik ging Gall über. Vor mir liegt eine hübsch illustrierte Chansonette »Le Phrénologue, Paroles de Bourget, Musique de Josse«.

Selbstverständlich ist es, daß auch die politische Satire sich des



Gegenstandes bemächtigte. Der Vollständigkeit halber sei hier schon das Blatt »Pitt et le Roi de Suède consultant incognito le Docteur Gall« erwähnt. Der König bekommt die Note »verrückt«, der Staatsmann »Verbrecher jeder Gattung«. Gall thront in seinem Anatomie-saal, umgeben von berühmten Schädeln. Da sehen wir den Kopf



Fig. 166. Phrénologie. Der Mediziner.  
Système de Gall.

des Alexanderrosses Bucephalos, darunter den des trojanischen Pferdes, es fehlt weder die Eselin Balaans noch Goliaths Kopf (Figur 168).

Auch Louis Philipp mußte im Charivari an Doktor Gall glauben. Dieu de Dieu quelles bosses! Vous avez mon vieux la protubérance de la prodigalité, celle de la générosité, celle de la probité, celle de la véracité. Mon système sera désormais une vérité (Figur 169).

»Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe«, das Werk des Pfarrers Lavater, eines schweizerischen Arztsohnes, hat bei seinem Erscheinen 1778 ein unglaubliches Aufsehen, aber im wesentlichen nur bei den ge-

lehrten Zeitgenossen gemacht. Goethes Beziehungen zu dem Autor sind bekannt. Wir bringen nur des Zusammenhangs halber die Karikatur »Les Indiscrétions de Lavater«. Als Erklärung steht darunter, daß die anatomischen und physiologischen Untersuchungen Lavaters ergeben haben, daß die Geburtszeichen im Gesicht sich immer nach bestimmten Gesetzen am Körper wiederholen. Wenn also eine Dame an einer der bezeichneten zwanzig Stellen im Gesicht ein Fleckchen



scheint mir aus den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts zu stammen und muß wohl zu dieser Zeit in Frankreich diese alt-chinesische Heilmethode floriert haben. Üben wir heute diesen Eingriff eigentlich nur noch als diagnostischen oder in Verbindung mit



Fig. 169. Karikatur auf Doktor Gall und Louis Philipp.

dem elektrischen Strome als Elektropunktur, so sei daran erinnert, daß im siebzehnten Jahrhundert der holländische Arzt Then Rhyne diese alte Heilmethode nach Europa importierte. Namentlich Übel wie Rheumatismus, Gicht, Neuralgien wurden in der Weise behandelt, daß man mit einer vergoldeten Nadel in die Weichteile stieß, sei es freihändig oder mit einem kleinen Hammer. Daß es sich um eine





## LES INDISCRÉTIONS DE LAVATER,

Pluie médite par ce Professeur célèbre.

Lithogr. aptes d'après le Dessin Original de Lavater, qui nous a été communiqué par M<sup>r</sup> Schwitzer, son neveu et son Exécuteur Testamentaire.

### EXPLICATION DES SIGNES.

Les recherches Anatomiques & Physiologiques de Lavater ont démontré que les signes de naissance qui se voyent sur le visage sont toujours répétés sur une partie du corps déterminée. Ainsi, en examinant la place qu'occupe un des 20 signes marqués sur cette figure en consultant ensuite la table ci-dessous on saura positivement sur quelle partie du corps ce signe est répété, et l'on pourra affirmer que telle Dame qui a sur la figure un signe de naissance, doit avoir le même signe au bras, au sein, &c.

1. A la Poitrine.	6. A l'Epaule.	11. Sur le Bras.	16. Sous la Goutte.
2. Sur le Sein.	7. Au Flanc.	12. A la Fesse.	17. Entre la Poitrine et le Nombrel.
3. Sur le Pied.	8. A la Cuisse.	13. Aux Mains.	18. A la Jambe.
4. Pres de l'Estomac.	9. Au Ventre.	14. Sous l'Epaule vers le Flanc.	19. Pres de la
5. Pres du Nombrel.	10. Au bas Ventre.	15. Sur la partie inférieure du Sein.	20. Au Dos.

Fig. 170.





Man könnte nun geneigt sein, die Karikatur aus Göttingen, »Der Scharlatan und sein Sohn«, als auf ähnliche Dinge sich beziehend registrieren. Die verschiedenen Schädel und Tierköpfe könnten diese Vermutung bestärken. Es handelt sich aber in Wirk-



*Lithogr. color. u. farblo.*

Fig. 172. Les grands effets merveilleux de l'Acupuncture.  
Karikatur auf die Akupunktur.

lichkeit um eine recht scharfe Verspottung (offenbar aus akademischen Kreisen herrührend) des Berliner Anatomen Joh. Gottl. Walter, des ordentlichen Professors und Gründers des Anatomischen Museums in Berlin, und seines Sohnes Fr. August, der sich von der



Anatomie der Malerei zuwandte und ein Buch über die Malart der Alten schrieb. Das Renommee des Vaters scheint kein ganz einwandfreies gewesen zu sein. Seine anatomische Präparatensamm-



Fig. 173. Göttinger Karikatur gegen den Berliner Anatomen J. G. Walter.

lung wurde vom preußischen Staate für die damals horrende Summe von hunderttausend Taler angekauft und bildete die Grundlage zu dem jetzigen Anatomischen Museum der Charité. Der Gelbschnabel



Sohn spricht zu seinem Vater: »Bey meiner gelehrten Reise, liebes Väterchen, habe ich aller Orten von Ihrer großen Gelehrsamkeit



Fig. 174. Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie.  
Lithographie von Adolf v. Menzel (zirka 1832).  
Sammlung Koditzer, Frankfurt a. M.

erzählt.« Vater: »Schwerenoth! hast du nicht auch gesagt, daß alles Andre Drek ist?«

Die Karikaturen über die Homöopathie sind nicht so zahlreich in



dem Anfang des Jahrhunderts, wie die wissenschaftlich-polemischen Schriften. Daß es überhaupt zu einer solchen Verbreitung der Irr-

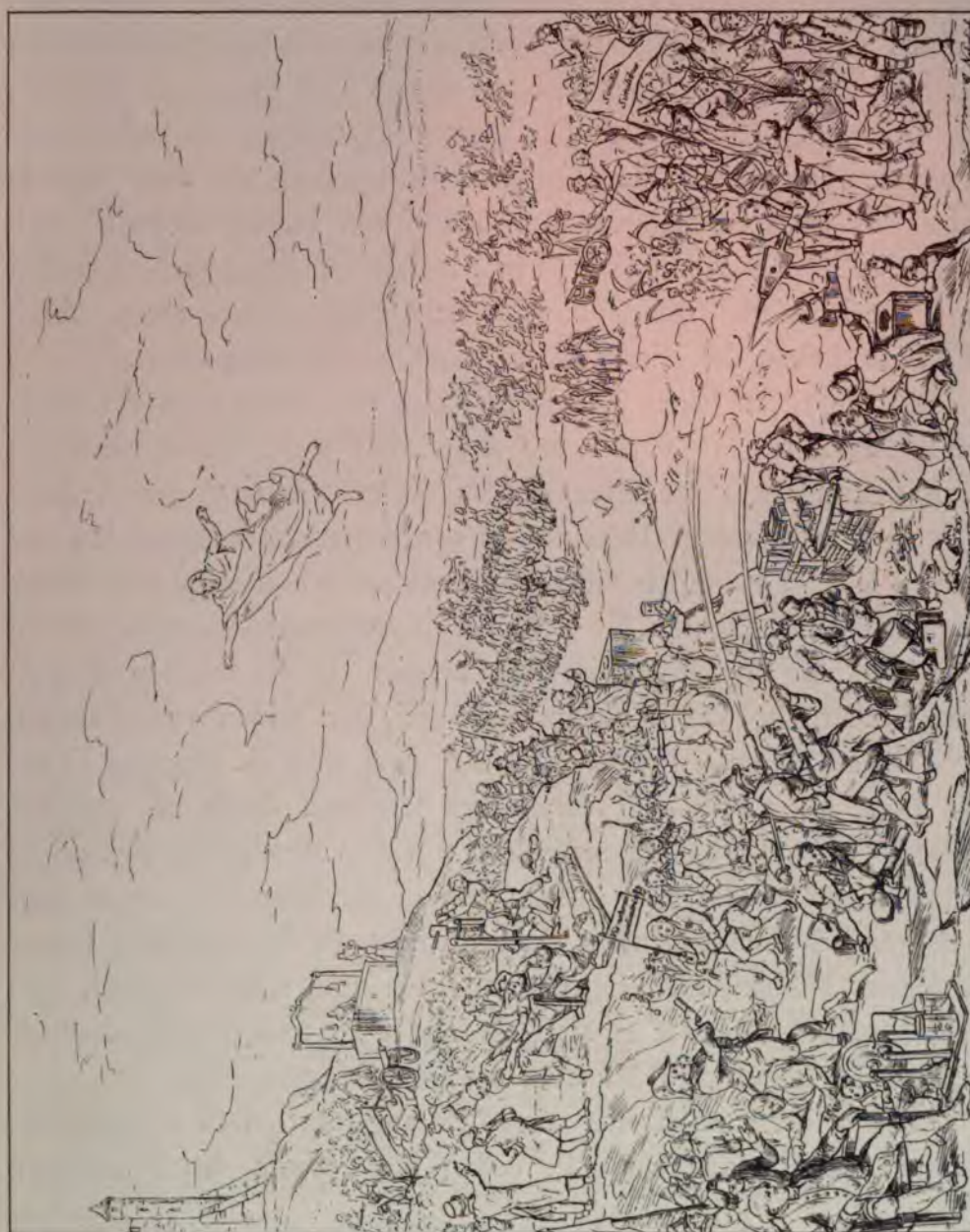


Fig. 175. Der Kampf der Homöopathen und Allopathen.  
Von G. Nehrlich.

lehren Hahnemanns kommen konnte, ist nur aus dem Umstand zu erklären, daß der metaphysische Nährboden zur Aufnahme solcher von Laien unkontrollierbaren Vorstellungen ungemein günstig vorbereitet



war. Anderseits aber war die Keule des Äskulap im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein schwacher Fliegenwedel geworden und allerhand Laien, Pastoren und vor allem die ältere Weiblichkeit zeigten einen unbezähmbaren Trieb der arzneilichen Nächstenliebe, für welche die mysteriösen Potenzierungen sich ungemein eigneten.

Aus dem Anfang der Dreißigerjahre stammt eine selten gewordene Lithographie (koloriert und nicht farbig), die eine Jugendarbeit der späteren Malerexzellenz Adolf von Menzel darstellt, nach einer Zeichnung von Lyser. Hahnemann ist vorzüglich getroffen und gut karikiert. Der Tod ruft: Seid einig, einig, einig. Auch die Einzelheiten der Kirchhofszone sind witzig komponiert.

G. Nehrlichs feines Nadelwerk zeigt uns den Kampf der Allo- und Homöopathen in vollem Gange. Die treue Gefolgschaft des Hahnemann sucht die alte, wohlverteidigte Stellung der Andersgläubigen zu stürmen. Hekatomben von Exkrementen fliegen hin und her. Die Luft ist durch diese Stinkbomben schon verpestet. Doch der Sieg der Leute um die Fahne »Vis naturae medicatrix« scheint gesichert. Ihr Port Arthur ist unerstürmbar. In den Wolken schwebt eine Gestalt, die wohl Hufeland sein soll, der beide Parteien segnet.

Es sei daran erinnert, daß der Arzt Karl A. Kortüm (1745 bis 1824), der sich ein literarisches Denkmal durch die Jobsiade gesetzt hat, noch einmal den schon von dem Redegalopp des ersten Rittes ermüdeten Pegasus sattelte, um in der Smueliade einem grotesk-komisch sein sollenden Heldengedicht die Homöopathie totzuschlagen: »Leben, Meinungen und Taten vom seligen Smuel, dem Homöopathen und wie er als Doktor viel litt und verdarb, doch als Hofrat viel Ruhm und Moneten erwarb«, Münster 1860.

Einige der Knüttelverse seien hier angeführt. Daß »Smuel« der Samuel Hahnemann sein soll, bedarf wohl kaum des besonderen Hinweises.

In Pleiß Athen wurde der status quo nun besser  
Und sein Ruhm von Tag zu Tage größer,  
Denn viele Studios kamen herbei  
Zu lernen von ihm die Homöopathie . . .

Und Smuel zog hoch oben vom Katheder  
Wie auch mit der Feder gewaltig vom Leder  
Und sagte frei, daß die gemeine Arztkunst  
Nichts sei als Qualm, Nebel und Dunst.  
Seine Collegen nannte er elende Receptenschmierer,  
Schalt sie Allöopathen und gemeine Kurirer,  
Flunkernde Quacksalber und dergleichen mehr,  
Alles zum größeren Ruhme der neuen Lehr.  
Und bald formierten die Schüler und Freunde  
Eine solide homöopathische Gemeinde,  
Welche im ganzen Lande dann frei  
Übte die erlernte Homöopathiei.  
Insonderheit Juristen, Schulmeister und Pastöre  
Thaten Buße und schworen zur neuen Lehre,  
Alles nach dem hergebrachten Schluß  
Similia similibus etc.

### JENNER UND DIE KUHIMPfung.

Betrachtet man Monteverdes schöne Marmorskulptur in Genua, so freut man sich über den glücklichen Ausdruck, den der Künstler für das Widerstreben des Knaben und die zarte Gewalt des Vaters gefunden hat. Dies lallende Kind fügt sich nur ungern dem Eingriff und der Einfügung des Krankheitsstoffes und der liebende Vater muß es zart und doch mit Kraft unter seinen Willen drücken. Ein Teil des unmündigen Volkes verharret noch heute in der Pose des Widerstandes und von einzelnen Gegnern aufgestachelt, empört es sich gegen die väterliche Autorität des Staates. Wie begreiflich ist es da, wenn die Einfuhr der Vakzination vor hundert Jahren auf Widerstand stieß und die Volksseele in ihrer Tiefe aufrüttelte und erregte! Die Wogen der Debatte über diesen Gegenstand überauschten stellenweise die hohe politische Brandung jener Tage. In diesem Kampf der Meinungen über die Impffrage ergriff natürlich die sich im Zenithe ihrer Bedeutung fühlende Karikatur Partei und wie immer warf sie sich auf die Seite des gesunden Menschenverstandes, der diesmal antijennerianisch war und sich diesmal auch gründlich blamierte. Weniger durch die Lektüre irgend welcher

Impfberichte, als durch die Betrachtung gerade dieser Karikaturen kann man sich eine Vorstellung von der Aktualität jener Frage machen und von der Leidenschaftlichkeit, mit der gekämpft wurde. Die Impfkarikaturen stehen in dieser Beziehung weder hinter den religiösen noch politischen Zerrbildern jener Zeit zurück.

Als Jenner die Kuhpockenimpfung statt der Inokulation empfahl, hatte dies Prinzip sich gerade zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen. 1764 hatte das Gutachten der Pariser medizinischen Fakultät noch unentschieden gelaute: sechs Stimmen der Kommission für, sechs gegen. Doch La Condamines und d'Alemberts Bemühungen in Frankreich, Suttons und Dimsdales in England, der Fürsprache eines Haller und Peter Camper in Holland ist zu verdanken, daß der Boden allseitig genügend zur Aufnahme Jenners Verbesserung vorbereitet war. Noch ein politisches Ereignis gab der Wertschätzung eines sicheren Blatterschutzes die geeignete Folie. 1774 war Ludwig XV. an den Blattern gestorben, ein Jahr bevor Jenner in den Meiereien von Gloucestershire seine Untersuchungen begann. In England selbst erfaßte man bald den Wert der Vakzination. De Caro war der erste, der in Wien 1799 seine Kinder vakzinierte. Diese erste kontinentale Impfung belohnte Jenner durch Übersendung einer silbernen Dose mit einer eigenen Haarlocke, die sich noch im Prager Museum befinden soll. Während nun schon Heim 1800 in Berlin eine Impfanstalt gründete, stieß die Einführung der Methode gerade in Frankreich auf Schwierigkeiten. Erst nachdem der menschenfreundliche Herzog von Liancourt die Sache in die Hand genommen, gingen täglich Tausende in Jenners Lager über. Die Sache wurde, und das ist ja für Paris charakteristisch, Mode. »Statt getüpfelter Bänder verkaufte die Modehändlerin vakzinierte. Das Wort selbst wurde auf mancherlei Weise gemißbraucht und die Sache erhielt dadurch einen etwas lächerlichen Anstrich.« Hören wir einen zeitgenössischen Bericht vom Jahre 1801: »Natürlich gab dies ganze Gebaren manchem alt- und steifgläubigen Äskulap, dem diese fatale Neuerung auch aus ökonomischen Gründen schon längst die Galle rege gemacht hatte, die erwünschte Veranlassung, die Lächerlichkeiten





Fig. 176. Jenner.

Marmorplastik von Monteverde.

der marktschreierischen Vakzinisten der Schutz- und Milchblättern der Sache selbst entgelten zu lassen. Sie hauchten ihren Verdruß in Vaudevilles und Karikaturen aus und der lachlustige Pariser klatschte

dem lächerlichen Hahnenkampf umso lieber seinen Beifall zu, als schon das bloße Wort die seltsamsten Nebenbegriffe in ihm erweckte. So wurde die Vakzination für den Pariser Bilderkrämer eine Art von Gemeintrift und alle Läden hingen voll von Spottbildern auf die Vakzination.«

Es werden nun »In London und Paris, Weimar 1801 bis 1802«, eine ganze Anzahl solcher Karikaturen signalisiert, mehrere sogar reproduziert. Es kann natürlich an dieser Stelle nicht Wert darauf



Fig. 177. Sept contre un, ou la comité de la Vaccine.

gelegt werden, sämtliche Impfkarikaturen zu besprechen. Erstens fehlt wohl manches Blatt in meiner Sammlung und dann sind andere geist- und witzlos und ohne jedes mediko-historische Interesse.

Rochefoucauld-Liancourt hatte in Paris ein Komitee zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung gegründet. »Sieben gegen einen« nennt sich nun eine der frühesten französischen Karikaturen. Hier die Beschreibung des Blattes aus »London und Paris«: »Nennen wir den einstürmenden Antagonisten Doktor Götz. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß gerade dieser Arzt nebst einigen seiner Freunde





Fig. 178. La Vaccine en voyage.



sich bis jetzt in Paris als den erklärtesten Feind der Kuhpocken bewiesen hat. Er ließ sich von zärtlichen und reichen Eltern oft zwanzig Louisdor für eine gewöhnliche Inokulation bezahlen. Für ihn hatten also die verhaßten Kuhpocken das häßlichste Beutelfeger- und Spitzbubengesicht, das je unter den Galgen geführt worden ist. Der Karikaturist hat übrigens gute Gründe, ihn als Bürger Tapp ins Muß zu bekomplimentieren. In kurzen und runden Worten ruft er dem Synedrium der Kuhasklepiaden seine Beichte zu: »Ihr seid Marktschreier.« Wo eine solche Bombe hinfliegt, gerät natürlich alles in Alarm, alles springt auf, alles spricht zu gleicher Zeit: »Es ist Zeit, daß du dich packst.« Der struppige Widderkopf schwingt sogar seinen kategorischen Imperativ und ruft: »Das sollt Ihr uns teuer bezahlen, Bürger Tapp.« Hinter ihm bricht ein mageres Gesicht in lauter Ausrufungssyllaben aus. Nur der eine Herr neben dem Präsidenten, dessen wohlgenährtes Äußere überhaupt auf eine große Seelenruhe und Gelassenheit schließen läßt, wirft sein: »Er hat vielleicht doch recht« dazwischen. Der Präsident setzt sich den Hut auf. . . . Auf dem Boden liegen mehrere Dokumente der Kuhpockenpropaganda und ein Blatt der ‚Gazette de France‘, der Hauptgönnerin der Bewegung.« Daß diese Karikatur nicht die erste ist, ersehen wir aus der Tatsache, daß sich der Eindringling bereits mit einer Satire gegen die Hygieia aus dem Kuhstall bewaffnet hat (L’origine de la Vaccine). Eine zweite Karikatur hängt als Wandschmuck im Sitzungssaal (Figur 177).

Die nächsten Karikaturen schießen schon schärfere Ladung. Das Blatt »La Vaccine en voyage« beschäftigt sich mit der Dindonnade. Ein Pariser Witzling hatte am 15. Floreal IX in dem »Journal des sciences et arts« einen Brief veröffentlicht, der in »London und Paris« in extenso abgedruckt ist. Der Inhalt desselben ist eine Parodie auf die Vakzination. Er ruft den französischen Nationalstolz an und behauptet, was englische Kühe könnten, das könnten französische Truthühner schon lange. Die sekretorische Tätigkeit der Steißdrüsen dieser wohlschmeckenden Tiere als Lymphe entdeckte Joujou, der Autor des Briefes, als er in der Küche einer Freundin den fetten



Buntrock 1800.

Fig. 179. Gare la Vaccine. Triomphe de la petite Vérole.

Leichnam dieses Geschöpfes liegen sah. Daraufhin überschwemmte die »Dindonnade« Paris und zwar gleich in verschiedenster Form. Ein Ausrufer zeigt uns ein zweites Blatt »La rivale de la Vaccine«. Gleichsam als Warnung vor der Vakzine führt er in der Hand noch ein Blatt »Admirable effet de la Vaccine«. Dem vakzinierten Ehemann wachsen allerliebste Hörner aus der Stirn. Diese Verkuhungs-idee nahm Gillray später auf als Leitmotiv zu seiner famosen Karikatur. Der wie ein Husarengeneral gekleidete Charlatan ist ein aufdringlicher Marktschreier, der nach zeitgenössischer Aussage so genau porträtiert ist, daß ihn jedermann erkannte. Er macht alles; unter Trompetengeschmetter annonciert er: »Nous vaccinons, nous dindonnons, nous rajeunissons, nous embellissons« etc. etc.

»Gare la Vaccine« hat demagogischere Bedeutung. Hier appelliert man nicht mehr an das Lachbedürfnis, sondern man will den Degout hervorrufen. Das Scheusal »La petite Vérole« sitzt in seiner ganzen Schlangennacktheit auf dem Triumphatorwagen. Kuh und Esel ziehen den Wagen und als Vorreiter fungieren Arzt und Chirurg. Mit heillosem Schrecken flüchtigt die Kinderschar. Das kolorierte Blatt vergißt man nicht, wenn man es einmal gesehen und es ist leicht verständlich, wenn das niedere Volk und die absolute Majorität der Ignoranten sich von solchen Eindrücken blenden ließ.

»Les Malheurs de la Vaccine« nennt sich ein Tendenzblatt, welches sich offenbar gegen einen bestimmten Kollegen, vielleicht wider den Doktor Götz-Tapp richtet. Durch die Vakzination ist der Mann ruiniert, da seine goldene Erwerbsquelle: die Inokulation von der Vakzine melkenden Kuh getrübt ist. Er muß nun seine Bude zumachen. Maison d'Inoculation propre à faire une Manufacture à vendre. Gleich daneben ist die Apotheke auch zu verkaufen.

Eine deutsche Karikatur aus Ehrmanns Kuhpockenschwindel vom Jahr 1801 reiht sich an. Die Unterschrift lautet: »Die ersten Spuren der Pocken finden sich bereits in der Zirbeldrüse der Kuh, sonst ist das Hirn dem Ochsenhirn gleich. Geht durch Zufall die Geburt glücklich von statten, so erhalte ich superfeines Gift von dem noch ungeborenen Kalbe.«





Farbendruck.

Fig. 180. Les Malheurs de la Vaccine. — Traurige Folgen der Impfung.

Die französischen Jennerkarikaturen flogen über den Kanal und ließen den Ruhm des größten Karikaturisten der Zeit, J. Gillray, nicht schlafen. Natürlich durfte er nicht nach französischem Geschmack kochen, und da er wohl kaum ein prinzipieller Impfgegner war, so faßte er die Kuh bei den Hörnern und ironisierte weniger die Methode als die blamierte Menschheit, die in ihrem Menschheitsgefühl bedrohte Rassenreinheit. Die Veröffentlichung des Blattes fällt gerade in die Zeit, in der das Parlament Jenner auf sein Bittgesuch die ersten zehntausend Pfund Sterling als Nationalgeschenk bewilligt hatte. Kaum als kalter Wasserstrahl sollte diese Karikatur gelten. Dazu brannte das Öl der Begeisterung in jenem Moment zu lichterloh und derselbe Sturm, der eine unpopuläre Karikatur wie eine Kerze verlöscht, kann aus einer populären Flamme entfachen. Das Blatt zeichnet die Idee von der Brutalisierung, von der Verkuhung der Menschheit durch die Kuhimpfe, vor der Hofrat Markus Herz in Berlin, übrigens der Gatte der berühmten Henriette, schon gewarnt hatte. Man stelle sich diese Befürchtung so vor, wie heute noch törichte Frauen an den Übergang von Charaktereigenheiten und Eigenschaften durch die Milch der Amme glauben. Diese Annäherung an die Tierheit, die Verkuhung, war das Rebus, das Gillray meisterhaft löste. Er verstieg sich zu diesem Zweck nicht in die klassischen Gefilde zu den Töchtern des Proteus, die sich ja in Kühe verwandelt wähnten, noch lehnte er sich an die homerischen Metamorphosen und die der schönen Jo an, sondern er führt uns einfach in ein Impfdispensarium einer Londoner kleinen Gasse, wo jedermann geimpft werden konnte (siehe farbige Tafel Nr. I).

Es befindet sich diese Impfpoliklinik in einer Vorstadt, denn lauter Verbrechertypen zeigt uns der Satiriker: Schlächter, Straßenkehrer, Austernweiber und so weiter. Der einzige Schmuck dieses Tempels der Kuhverehrung konnte natürlich nur eine Darstellung der um das goldene Kalb tanzenden Juden sein. Die Menge drängt sich zur Lymphkrippe. An ihr steht der gute Hirte der Menschheit Jenner in Porträtstreue, soeben Britannia impfend. Bei allen Impfungen bricht nun aus den Impfgeschwüren und aus den ver-



schiedensten Stellen der menschlichen Schwäche die Kuhmaterie heraus. Parturiunt montes nascitur ridiculus bovis. Am deutlichsten zeigt das der Mann, der als Fleischer charakterisiert ist. Doch es ist kein gewöhnlicher Metzgerbursche, es ist John Bull in eigener Person. »Seine Bullenschaft war uns allen schon bekannt, aber bisher lief er ohne die sichtbare Zierde des Stieres herum.« Die Assimilierung zum Quadrupeden geht bei den verschiedenen Personen verschieden vor sich, je nach Ort und Talent. Als Nachhilfe werden



*Sammlung Roediger, Frankfurt a. M.*

Fig. 181.

Aus Ehrmann: Kuhpockenschwindel, 1801.

die Säfte noch in den richtigen Schwung gebracht durch die »öffnende Mixtur«, die der Assistent gleich aus dem Suppenlöffel kredenzt: eine Allusion auf den Mißbrauch der damals in Pockenepidemien fässerweise verzapften Purganz.

Nach zeitgenössischem Urteil ist das Porträt Jenners vollendet und gehört diese Karikatur mit demselben Recht in ein Jennerarchiv und Museum wie die vielen Schau- und Denkmünzen, die auf diesen Kulturhelden geprägt wurden.

Es ist klar, daß eine Maßnahme wie die Impfung ihr letztes Ziel, die Verstaatlichung, nicht ohne die bittersten Kämpfe erreichen konnte. Selbst in England wechselten die Strömungen und mehrfach



wurde die Impfbill abgelehnt: »The Cowpox Tragedy Scene the last« zeigt uns den Abschluß, wenn auch nicht unwiderruflichen, eines solchen Parlamentskampfes. Die National Vaccine Institution wird zu Grabe getragen, mit ihr das goldene Kalb. Die Sonne der Vernunft, Wahrheit und Religion bescheint verklärt die Szene und darüber ist recht drastisch geschildert, wie Chronos mit der Sense der Pockenkuh den Hals abschneidet. Das Ganze ist eingefaßt mit deutlichen Bildern, die alle Impfkatastrophen darstellen (Figur 182).

Bei uns dauerte der Kampf, und zwar ein Kampf bis aufs Messer, offiziell bis 1874, in welchem Jahre der obligatorische Impfwang eingeführt wurde. Aber hinter der Gardine wird immer noch zum Sturm geblasen: Alle Fäden der Antivakzinationsbewegung hielt damals der Stuttgarter Doktor Nittinger in Händen und in den Fünfziger- und Sechzigerjahren führte er den Kampf voller Wut und Begeisterung. Man muß es diesem Brausekopf zu gute halten, er zeigte dabei eine gewisse Originalität und seinen Angriffen gegenüber nahm man sich doppelt in acht. So wurden der Methode die noch anhaftenden Schlacken genommen und die Parole ausgegeben: die Vakzinierung erfolgt frisch von der Kuh. Die Handgranaten des Nittinger waren gespickt mit allerhand Gelehrsamkeit und wirkten komisch durch Gedankenflucht und Wortschwall. Anbei einige Proben:

Zum Beispiel: Der Titel eines Buches: »Die Impfregie mit Blut und Eisen, der Raub am Mutterrecht, der Flügelschnitt der Nation und als Strafe dafür: die innere Abhäutung diphthera statt deren äußeren dera.« Eine andere Kapitelüberschrift: »Mutter Natur und die Kebserin Vakzine. Stolz heilig und hehr hebt sich die Mutter Natur empor, die Sprache erlischt ihr auf der Zunge, ihre Augen grollen, ihre Wangen flammen vor Scham, daß die im Herzen schwarze Vakzine par force ihre Tochter sein soll. Nur die keusche Natur und Gott in der Natur dürfen vom Arzt als heilig, heilig, heilig angebetet werden. Der geringe Mensch, welcher, obwohl mit akademischem Diplom versehen, dennoch fröhlich im Kainswagen fährt, die legitime Mutter Natur und ihre Kinder quält, in den Harem, zur Vaccina publica geht und dort um ein Linsengericht seine Pflichten als be-

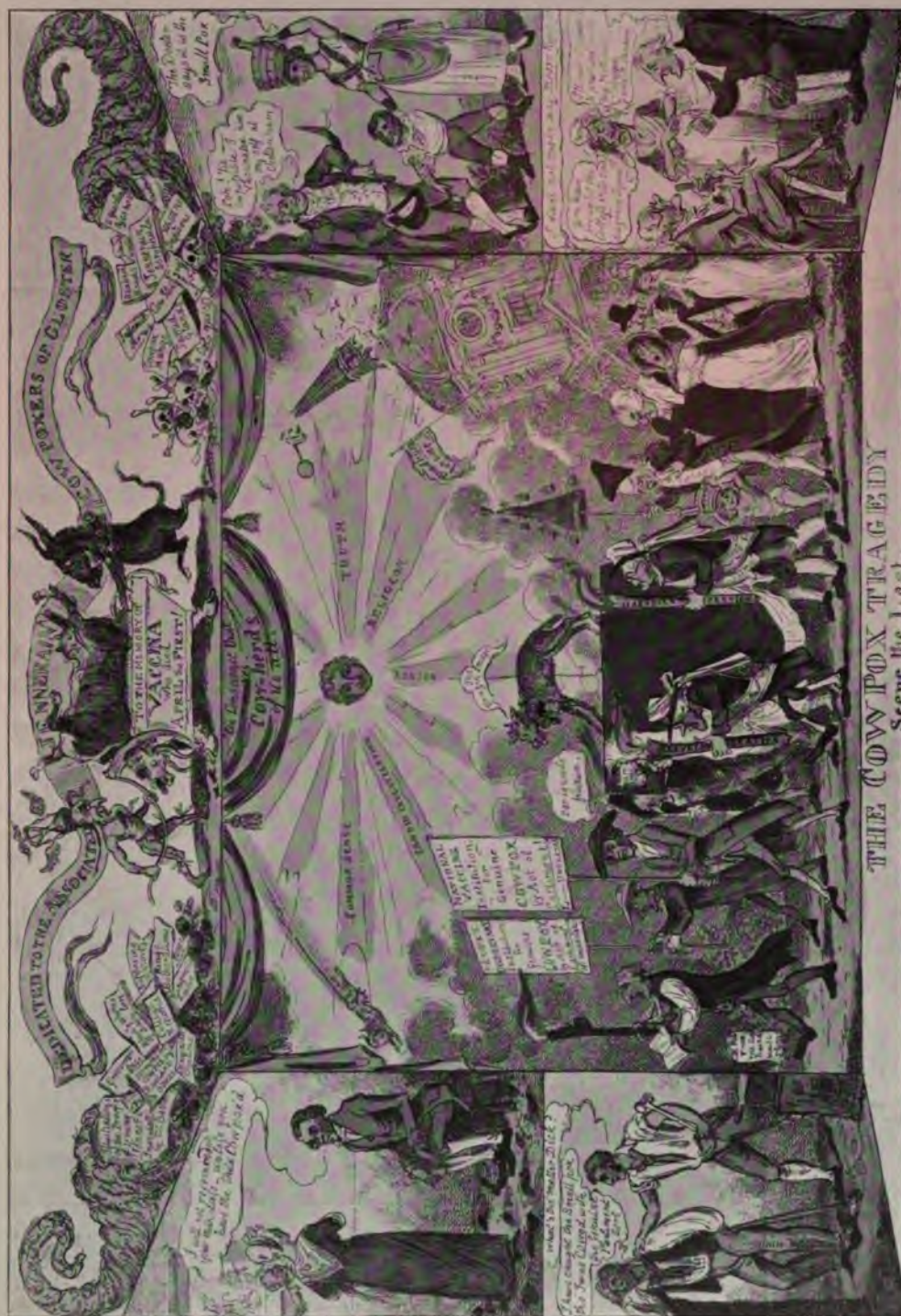


Fig. 182.

eidigter Arzt mit den medianistischen Kebsweibern Vace, Revace, Retrovakzination leichtsinnig verkauft, ist zwar schlecht, doch noch lange nicht so schlecht als eine Mutter, die ihr eigenes Kind zum Vergiften herbeischleppt, die es fast nicht erwarten kann, bis es beschnitten, besudelt und laut Impfschein in die Gemeinschaft der Prostituierten eingeschrieben ist. Während im Liebesdienst der Natur das echte Weib die Glückseligkeit pflanzt, führt das unechte Weib Vaccina mit ihrem Gift, mit ihrer herrschsüchtigen Willkür immer tiefer hinab zur Qual Blut und Eisen.«

In diesem Tenor geht es durch das ganze Buch und durch alle anderen. Man faßt sich ob des kühnen Bilderstürmers an den Kopf und es wird einem ganz schwindelig bei den *Salti mortali* dieses Kraftmenschen. Nachdem der Autor alle von ihm herausgegebenen Schriften mit ihren herausfordernden Titeln angegeben, finden wir auf der letzten Seite als Krone des Ganzen folgende Notiz:

Dr. Luthers Bibelübersetzung enthält 1522 Seiten,  
Dr. Nittingers Composition der Bibel der Natur 2812 Seiten.

Ein besonderes Interesse müssen wir diesem Württemberger Arzte deshalb entgegenbringen, weil er mitten in seinen Werken Karikaturen einfügte. So sehen wir in der Impfregie den Doktor Jenner als wütende Kuh dargestellt, die mit ihren Hörnern Kinder aufspießt; auf dem Leib der Kuh steht geschrieben: zweihundert-fünzigtausend Pfund per annum; neben dem wütenden Tier läuft ein Policeman her; also unter dem Schutze der Obrigkeit.

Auf einem anderen Bilde sucht eine wütende Mutter mit Gewalt das Kind einem Impfler zu entreißen. Wieder eine andere Karikatur aus Nittingers Kampf gegen die Impfung in England nennt sich der Hexenhammer des württembergischen Parlaments. Doch alles das ist zusammengefaßt in dem Tendenzblatt »Germanias Not und Klage über die Vergiftung ihrer Kinder« aus der Impfregie. Die Unterschrift zu diesem Bilde: »Unter der deutschen Eiche sitzt trauernd Germania, zu ihren Füßen liegt ihre Tochter, die edle Libertas, getötet von den drei Impfstichen, wodurch die Staatsgewalt jedem



Deutschen die freie Verfügung über seinen Leib genommen. Die Staatsmedizin träumt wohlgefällig auf dem Faulbett der Impfspraxis.



Fig. 183. Germanias Not und Klage über die Vergiftung ihrer Kinder,  
Virusation nach Doktor Nittinger.

Die Wissenschaft muß sich beschämt abwenden vor dem Vorwurf der Lüge, den ihr die akademische Jugend zuwirft. Die Kirche zählt



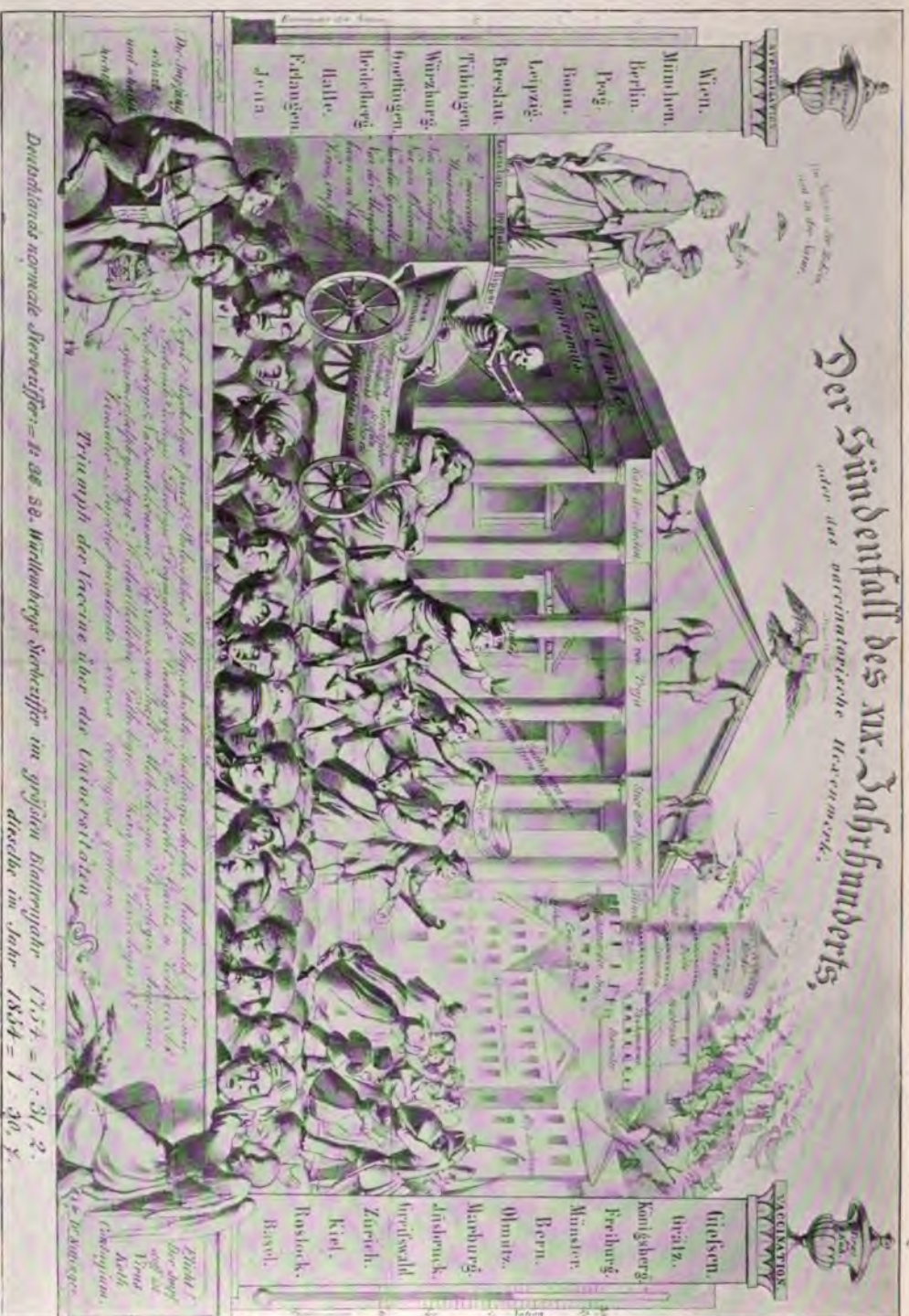


Fig. 184. Doktor Nittingers Impfkarikatur.



die Geborenen und Gestorbenen und verbirgt das Defizit in ihren Büchern. Auf der pockenkranken Kuh sitzt der Landsknecht des Impfgesetzes, der moderne Don Quixote, die Rasierschüssel auf dem Haupte, die Lanzette in der Hand, um dem Moloch der Vakzination ein neues Opfer zu bringen, deren einige in ihrem Siechtum vor ihm liegen, während eine Mutter ihr letztes Kind begrabt, das die Impfgichter gemordet. Deutschlands Garten — ein Leichenfeld.«

Eine weitere Karikatur: »Die Universität und die Imptindustrie« lehnt sich an die bereits beschriebene französische Karikatur an. Im Mittelpunkt der Triumphwagen der Variola. Alles übrige ergibt die Inschrift auf dem Bilde selbst.

Man sieht zur Genüge aus dieser Blütenlese: Keine Spur von Witz, keine humorvolle Verspottung, sondern ein grenzenloses Wutgeheul und Gezeter, in die Welt posaunt mit einer geistreich sein sollenden Schlachtmelodie. Doch dieser Ruf findet noch heute sein Echo. Die Imptgegner tun sich zusammen mit den Feinden der Vivisektion und laden zu Protestversammlungen. *Par nobile fratrum.*



Fig. 185. Allegorie auf die Therapie.

J. W. Weil inv. et fec. 1768.





## DIE PARASITEN DER HEILKUNDE.

Eigentlich ist es unrecht, von medizinischen Schmarotzern zu reden. Was war der trennende Punkt, wo fing der ärztliche Francireur an und wo hörte der zünftige Arzt auf? Das Diplom

### Der Balbierer.



Ich bin beruffen allenthalbn/  
 Kan machen viel heilsamer Salbn/  
 Frisch Wunden zu heyln mit Gnaden/  
 Dergleich Weinbrüch vnd alt Schaden/  
 Frankosen heyln/den Staren stechn/  
 Den Brandt leschen vnd Zän aufbrechn/  
 Dergleich Balbiern / Zwagen vnd Schern/  
 Auch Aderlassen thu ich gern.

D iij Der

Fig. 186. Jost Ammans Beschreibung aller Stände.  
 (Originalgröße.) Text von Hans Sachs. Frankfurt 1568.

und die Venia besaßen gar manche oft aus den Händen eines dankbaren Landesfürsten, ohne daß der Doktorhut das Galgengesicht krönte. Auf der anderen Seite hausierte mit seiner diplomierten Kunst manch einer von den Zünftigen. Noch mehr verschwimmt der Begriff bei den Schnittärzten. Noch in der Reformationszeit und später lag die praktische Ausübung der Chirurgie vielfach in den Händen von Handwerkern ohne jede akademische Bildung; ja Koryphäen dieser Kunst und wissenschaftlich Arbeitende gin-

gen aus der Baderstube, die die chirurgische Werkstatt jener Zeit sans frase darstellte, hervor. Der Autor des Augendienstes, Georg Bartisch, erzählt von seinem Bildungsgang: »Und weil ich unvermögens-

halber auf hohe Schulen und zu der Fakultät nicht habe befördert werden können, so habe ich mich zu der Chirurgie halten müssen. Zu der habe ich alle Lust und Neigung stets gehabt und getragen. Und ich habe diese Kunst von wohlgelehrten, viel erfahrenen und lange geübten Chirurgen, Okulisten und Schnittärzten mit treu angewandtem Fleiß ordentlich, ehrlich und gebühlich, recht richtig und wohl gelernt, erforscht und erfahren.« Was solch Baderchirurg in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt wissen mußte und was die Kunst solcher Barbierstube in sich schloß, erfahren wir mit den knappen Worten Hans Sachsens aus Jost Ammans »Beschreibung aller Stände«, Frankfurt 1568 (Abbildung Figur 186).

Der Balbierer.

Ich bin beruffen allenthalbn /  
 Kan machen viel heilsamer Salbn /  
 Frisch Wunden zu heyln mit Gnaden / (Gottes)  
 Dergleich Beinbrüch vnd alt Schaden /  
 Frantzosen heyln / den Staren stechn /  
 Den Brandt leschen vnd Zän ausbrechn /  
 Dergleich Balbiern / Zwagen vnd Schern /  
 Auch Aderlassen thu ich gern.

Von diesem niederen Heilpersonal besitzen wir eine ganze Reihe von Darstellungen, die fast alle einen humoristisch-satirischen Charakter tragen. Entweder machte der Künstler sich über das fahrende Volk selbst lustig oder über ihre dummen Opfer. Das tatsächlich Geleistete wird jederzeit vergessen und die Nebenumstände: das Betrügerische, das Marktschreierische, in den Vordergrund gestellt. Auf der kleinen Radierung Lukas' von Leyden vom Jahre 1523 sehen wir einen solchen reisenden Wund- und Schnittarzt bei der Arbeit: vorne werden dem schwertgegürteten Bauern die Zähne gezogen und hinten erleichtert die züchtige Gattin dem Burschen den Geldsack. Auf dem ein Jahr jüngeren Pendant sitzt der Chirurg wie ein Vornehmer auf dem Stuhl, ihm zu Füßen der Klient. Die humoristische Auffassung auch dieses Bildchens geht schon daraus hervor, daß an dem Messer die Narrenschellen hängen (Figur 187/188).

Ein seltenes und schönes Blatt vom Jahre zirka 1620 zeigt uns mit feinem Humor den reisenden Pflasterkasten, wie er auf dem Markte seine Kunst feilhält. Malten die niederländischen Meister



Fig. 187.

Zahnbrecher und Bader-Chirurg.  
Lukas von Leyden (1523/24).



Fig. 188.

des großen Pinsels sonst mit Vorliebe allerlei Bettelvolk, so zeigt uns J. v. Velde noble Bürgersleute im Sonntagsstaat. Jedenfalls nährt sich der Wandergalen nicht schlecht, und seine Devise »Populus vult decipi« scheint kein mageres Geschäftsprinzip zu sein.



Grotesker und ganz in der Manier einer starken Bauernkomik wirkt das Cornelis Dusartsche Pendant Kopster und Heelmeester.

Auch die Rasierszene desselben Meisters, von Jan Gole (1660 bis 1737) in Schwarzkunst nachgearbeitet, ist originell in der Auf-



Fig. 189. *Populus vult decipi.*

Von J. v. Velde (etwa 1620).

fassung, während Dietericys (1767) Zahnbrecher eine Reminiszenz aus der guten alten holländischen Zeit darstellt.

Ein weitaus bewegteres Bild einer solchen Jahrmarktszene führt uns der schöne Kupfer des Wiener Anton Maulpersch (1785) vor. Dieser fahrende Kollege arbeitet mit dem vollen Apparate. Der Hanswurst oder ein Trompeter tut es nicht mehr. Die Reklame-





## HEILMEESTER

*De duyvel, Meester Hans, is dat myn arm verbinden /  
Riep Louwes, of die schreeu trok Griet een schere hek*

*Je praat zo wat, zei Hans, ik moet het kwaad eerst rinden /  
Zal ik 't geneesen wel hoe haastje, ben je gek!*

Fig. 190. Der Heilmeister \*).

Von Cornelius Dusart.

trommel mußte anderweitig in Bewegung gesetzt werden. Aus Theodor Hampes »Fahrende Leute« bekommen wir Kenntniss von einer Memminger Chronik vom Jahre 1724; aus ihr ersehen wir die

\*) Pendant in »Die Medizin in der klassischen Malerei«, Seite 186.



hatte höfische Leute und proper in Kleidern; er hatte vierzehn Tage Erlaubnis und spielte alle Tage und zwar recht methodice.« Doch



Fig. 192. Der fahrende Chirurg.  
Von Anton Mauperssch (1785).

das zog auch nicht lange; man  bertrumpfte sich in wahnsinnigen Reklamemitteln. Allerlei Gauklerk nste lernten diese fahrenden Ärzte, sogar Seiltanzen, und das Germanische Museum besitzt einen



Kupferstich, auf dem dargestellt ist, wie der fahrende Arzt und Bruchschneider Karl Bernardin auf einem schräggespannten Seil, in



Der Jungfern Doctor.

Der Jungfern Pufferfuch, bin ich gar bald curiren.  
 Wie schon dergleichen, hoch aufgeblühn sein.  
 Ist es mir in dem Leben, was menschliches zu seyn.  
 So geh ich ihnen gleich von neuen Pillen ein;  
 Das werden sie wie vor, im schmerzlichen Lab bekenn.  
 Wie nach neun Monat hat die Krankheit abgelauff.

Le Medicin des Filles.

Quand une pucelle dans la fleur de son age  
 Pord, comme il arrive souvent, son pucelage.  
 Et quand elle est grosse, u prise avec plaisir  
 Par une pilule, sa grossesse bien guérir.  
 Et après tout cela, comme chacun verra  
 Elle sera saine, benoit infanteria.

Fig. 193.

brennendes Werg gehüllt, hinunterfuhr und dabei verunglückte (reproduziert in Hampes »Fahrende Leute«).

Eine niederträchtige Spezies eines solchen medicus vagans stellt »Der Jungfern Doktor« vor. Der widerliche Kunde braucht nur einen kleinen Kasten, daher sein Name Schachtelträger, und als Reklame zeigt er ein Uringlas mit einem Fötus.

Der Jungfern Wassersucht kan ich gar bald curiren,  
 Wann schon dieselbigen hoch aufgeschwollen seyn,  
 Und wann in dem Urin was menschliches zu spüren,  
 So geb ich ihnen gleich von meinen Pillen ein;  
 Dann werden sie wie vor ein schlancken Leib bekommen,  
 Wann nach neun Monath hat die Kranckheit abgenommen.

Es wäre ein bitteres Unrecht, wenn wir an dieser Stelle nicht eines Mannes gedächten, der bei uns als Prototyp eines reisenden Scharlatans zu einer stehenden Figur geworden ist. Wer kennt nicht



Fig. 194.

Aus dem Weltspiegel.

ALHIER RUHET IN GOTT  
 DER WEILAND HOCHEDLE HOCHERFAHRNE  
 WELTBERÜHMTE  
 HERR . HERR .  
 JOH. ANDREAS EISENBART  
 KÖNIGL. GROSBRTANNISCHER UND  
 CHURFÜRSTL. BRAUNSCHW. LÜNEB.  
 BRIVILEGIRTE LANDARTZT  
 WIE AUCH KÖNIGL. BREUSSISCHER RAHT  
 UND HOFOCULISTE VON MAGDEBORG  
 GEBOHRN ANNO 1661  
 GESTORBEN 1725 D. II. NOVEMB.  
 AETATIS 66 JAHR.

den Doktor Eisenbart und sein Lied? Nach den Untersuchungen P. Mitzschkes verdankt dieser 1661 im Niederbayrischen geborene Chirurg, der sein Leben und seinen Ruf machte wie viele andere seiner Zeit, seine ungewöhnliche Popularität einem Göttinger Studentenliede, welches lustige Bierreisende offenbar nach einem Bummel in Hannöverisch-Münden zirka 1800 dichteten. In Münden nämlich liegt der große Mann begraben, und wie er lebte, so starb er auch. Sein Leichenstein umfaßt die letzte Reklame, die er machen konnte, und die war wirksam jahrhundertlang.

Namentlich die Sache mit »aetatis 66 Jahre« ist famos. Im

übrigen hat es auch seine Gründe, daß der preußische Titel so nachhinkt. Friedrich Wilhelm I. ließ von ihm einen Oberstleutnant von Graevenitz behandeln, verweigerte ihm aber nach glücklich gelungener Kur den nachgesuchten Titel eines Landarztes. Mit großem Gefolge von Akrobaten, Seiltänzern und Musikanten zog Eisenbart von Markt zu Markt und verteilte Zettel, von denen einer im »Weltspiegel« auszugsweise mitgeteilt war.

»Es ist zum Trost deren Patienten allhier angelanget der hochberühmte Medicus Joh. Andreas Eysenbarth, kommt aus Stargardt, allwo er abermahl große Wunderkuren an allerhand Kranken glücklich verrichtet, in specie hat er viel Stockblinde und noch kürzlich den fünften September eine Frau von Landsberg, welche fünfzehn Jahre stockblind gewesen, wiederum sehend gemacht, andere innerlichen und äußeren Krankheiten, die er in Abundance curiret, zu geschweigen. Und weilen dessen Nahme und gute renomé weltkündig ist, als er von vielen hohen Häuptern als Ihro Kayserliche Majestät, in specie Ihre königliche Majestät von Pohlen und churfürstliche Durchlaucht zu Braunschweig Lüneburg mit trefflichen privilegiis begnädigt und als wirklicher Landarzt auf und angenommen. Ferner er von Seiner churfürstlichen Gnaden zu Mayntz auch allen durchlauchtigen sächsischen Fürsten, Fürstlichen Durchlauchten von Hessen Kassel mit verschiedenen Medicinschen Facultäten und vielen berühmten Städten herrlich Attesta produciren kann, woraus zu ersehen, daß er im ganzen römischen Reiche vortreffliche Proben seiner Künste und Wissenschaften an den Tag gelegt, auch nur ein Eisenbarth ist, solange ihm Gott sein Leben gönnen wird; er hat schon einunddreißig Jahre practicirt und von Gott sonderliche Gnade, vielen verlassenen Patienten zu dienen.

Damit aber der Leser seine Wissenschaft und Kunst wissen möge, als werden nur etliche Krankheiten, die er nächst Gott vielfältig curiret hat, hier mitangeführet: Als die mit langwierigen Hauptschmerzen, Schwindel und Schlagflüssen behaffet, auch wirklich am Schläge gerühret, Item die des Gehörs beraubet, blöde Augen, schwaches Gedächtnis haben, hilft er durch Gott und seine Medicin



gar glücklich, Stock und Stahr oder die mit allerhand Flüssen incommodiret gewesen, hat er unzählig zum Gesicht verholffen, darunter verschiedene, die Starblind vom Mutterleibe geboren. Die Melancholisch traurig seyn mit schwermütig bösen Gedanken gequälet oder gar unsinnig und närrisch gewesen, sind durch dessen hochberühmte Wissenschaft vieler Orten gesund geworden. Ingleichen Schwindel und Lungensüchtigen, die ganz ausgezähret von allen Kräften kommen. Item Wassersüchtige, so oft incurable gehalten, hat er wunderbahrlich vielfach curiret, ingleichen allerhand gefährliche, langwierige Fieber. Was Manual Operationen betrifft, so muß sich deren kein Arzt in Teutschland rühmen, sonderlich in Stein schneiden, deren er etliche hundert geschnitten, Steine von zehn bis vierzehn Loth schwer aus menschlichen Blasen bei Alten und Jungen« etc. etc. etc.

Aber auch mit Kleinigkeiten gibt der Mann sich ab: »Runtzeln, Röthigkeit, Sommersprossen, Leberflecke entfernt er, setzt emäillirte Augen ein (wo eines manqvirt natürlich nur) und Zähne in den Mund wie gewachsen ohne Incommodität.«

Als ehrlicher Makler setzt er auf seine Musterkarte auch die Preisnotierung.

»Er offerirt sich allen und Jeden nach Vermögen aufrichtig zu dienen, auch denen gar armen Blinden und Gebrechlichen umb Gottes willen zu helffen, wenn sie sich gleich anfangs melden. Er recommodirt auch anbey seinen vortrefflichen Haupt, Augen und Gedächtniß Spiritus, welcher nicht besser auf der Welt zu finden ist, das Loth für einen halben Reichsthaler. Ingleichen seine approbirte Stein Tinctur, so vor allen Steinschmertzen, Glieder Reißen das Loth vor acht Groschen.

Unterzeichnet: Joh. Andreas Eysenbarth auf Fichtag wohnhafft zu Magdeburg im güldenen Apfel. Vor itzo zu Stetin logirt auf dem Raths Wein Keller am Kohlenmarkt.«

Vor einem muß man sich nun hüten. Man dart etwa nicht glauben, daß alles dies gemeiner Schwindel. Im Gegenteil, man kann ruhig annehmen, daß solch chirurgischer Handlanger technisch ziem-

lich das leistete, was er versprach. Allerdings waren die Eingriffe, bei denen er sich erst göttliche Assistenz sicherte, lebensgefährlich. Darum finden wir auch im Posaunenschall aller ähnlichen An-



Fig. 195. Der Barbier.

Schwarzkunstblatt von Jan Gole (1660—1737).

Nach Cornelius Dusart.

preisungen stets eine besonders scheinheilig fromme Note. Ein anderer Irrtum wäre, wenn man glaubte, daß sich der ganze Gewerbebestand in solch reisende Scharlatangesellschaft aufgelöst habe. Es

gab auch seßhafte Leute von guter bürgerlicher Gesellschaftstellung, die ihr Haus führten, wie andere auch, und den Verfall des Standes bedauerten. Eine wichtige Zeit- und Sittenschilderung finden wir in Georg Bartischs Kunstbuch, welches kürzlich von Mankiewicz zirka dreihundertdreißig Jahre nach seiner handschriftlichen Fassung durch den Schnittarzt und Okulisten zum ersten Male gedruckt und herausgegeben ist.

»In dem dritten Theil wirdt angetzeigt vonn dem großen mißbrauch und schendlichenn betrugk, so itziger zeith inn dieser Kunst sehr im schwangk gehet. Dadurch diese viel nützliche Kunst inn große vorachtung kömpt.« Der tüchtige Meister erzählt da, wie es früher anders gewesen. Man habe die Chirurgen früher für Künstler gehalten und ihre Taten für ritterliche, sie selbst für rittermäßig und mit hohen Titeln begabt und gewappnet. Diese hohe Kunst gehöre jetzt den Balbierern und Wundärzten, und wiederum soll keiner Schnittarzt sein, der nicht Wundarzt, »denn es muß beides beisammen sein als wir essen und trinken auf einem Tisch«. Heutzutage aber gäbe sich ein jeder als Wundarzt aus, »Schuster und Schneider, Schmiede, Kürschner, Leineweber etc., Pfaffen, verdorbene Krämer, Landsknechte, Bettler, Henker, Schinder, Säuschneider, Büttel, Schelmen und Diebe und was sonstn zur Staubpenn gehauen, vortrieben vnnd vorweist ist worden. Unter den zwei bis dreihundert Schnittärzten findet man itzige Zeit keine zehn, die ihre Kunst redlich gelernt haben. Man solle die seßhaften Chirurgen in den vornehmsten Städten legitimieren und bestellen, damit sie sich samt Weib und Kind erhalten, ihre Steuer, Zins und Gerechtigkeit bezahlen können und solle die fremden Landläufer Tiriaks-Kremer, Schachteltrager, Hausirer und Dorffdoctoren aus dem Lande schaffen und wegk thun.«







## DIE POLITISCH-MEDIZINISCHE KARIKATUR UND SATIRE.

**Z**u allen Zeiten war das medizinische Gleichnis populär, weil es auch für den niederen Mann verständlich und naheliegend war. So ist es begreiflich, daß die bösen Meister der Rede und des Pinsels oft zum Volke im Ornate des medizinischen Doktormantels predigten. Das Hinüberspielen politisch-religiöser Dinge und ihre Beziehung auf krankhaft körperliche Zustände war so beliebt, wie der Vergleich des Staatskörpers mit dem lebendig pulsierenden der Kreatur.

Die Verfassung beider war oft verbesserungsfähig und mancher Staatskörper ging an der fehlerhaften Konstitution zu Grunde, wenn ihm nicht ein radikaler Ministerarzt zu Hilfe kam.

Schon in dem Reformationszeitalter aßen alle Parteien von dieser medizinischen Schüssel. Ein Beispiel für viele: Ein Pasquill des Dichtermalers Manuel Deutsch (1528): »Ein klegliche Botschaft an den Babst, die Selmeß betreffend, welche krank ligt und wil sterben.«

Papst und Kardinal überlegen, wie der Messe zu helfen sei, um sie wieder auf die Beine zu bringen, sie war nämlich »für und für kretzig und reudig und folter Blattern außgeschlagen«.

Babst: Ich wil sie dem weitleuftigen arzt doctor Franzen Nirnfest bevehlen und im doctor Worst zugeben den apoteker: die sollen ir bald helfen.

Doctor Franz Nirnfest (besahe ir den Harn, begreif ir die bulsader und sprach): »Warlich die meß ist ser schwach, si ist etwan unter den weißgerbern gewest, die haben ir die rippen zustoßen und ist ir auch ein groß tötlich geschwür am Canon gewachsen«.



Fig. 196. Französische Karikatur in der Manier der alten holländischen Doktorbilder auf die französischen Niederlagen des zweiten Koalitionskrieges.

Doktor Worst (Apotheker): Es ist ein alter Schade. Sie hat das Gebrechen mit auf die Welt gebracht und ist anfangs ihrer Geburt inwendig nie recht gesund gewesen, wie schön sie auch von außen gegleißt hat. Es sind viel berühmte Ärzte an ihr zu Schanden geworden, deshalb müssen wir guten Rat geben und Fleiß anwenden. Könnten wir sie bessern, so wäre unsere Sau feist und unser Säckel voll. Darum, Herr Doktor, eilet schnell mit Eurer Kunst. Auch ich habe hier allerlei Konfekt, römische Gewürz und geweihte Kräuter, die ihr wohl kennet, mitgebracht, weltweiser Klugheit zu temperieren nach aristotelischer Weise und sophistischer Art. Sputet Euch, ich will mich auch nicht sparen. Mir ist neulich Schmeer von Rom geschickt worden, damit will ich sie salben und es muß gehen, und wäre sie so rauh wie ein Igel.

Doctor Nirnfest: Nun wohl, wir wollen beraten. Erstlich scheint mir, die Messe sei in einem bösen Zeichen, dem Skorpion nämlich, empfangen, im Krebs und im schweinenden Monat geboren, es regiert sie auch der böse wankelmütige Planet Mars, und zwar hat sie über achtzehn Väter gehabt, die an ihr gemacht haben. Das zeigt ihr Harn, Gestalt und Wesen an. Darum werden wir Not haben und große Sorgfältigkeit anwenden müssen, denn sie ist aus mancherlei Naturen, Spezien und Qualitäten zusammengesetzt, ist warm, dann kalt, feucht und trocken, und womit man einerseits hilft, schadet man anderwärts.

Doktor Worst: Ja, Herr Doktor, Ihr redet recht von der Wurzel dieser Sache. Es haben viele ihre Kunst unnützlich daran vergeudet. Ich besorge, wir gewinnen nicht viel Ehre bei dieser Arbeit, und der Lohn sind beschissene Hände.

Doktor Nirnfest: Nun sind wir im Bade; Gott gebe, wir schwitzen oder nicht. Darum erfordert die Not einen guten Rat. Denn dieser Messe Tod ist unser und aller Pfaffen Pestilenz, ja ein verzehrend Feuer, welches den Bronnen trocken legt, aus dem da fließt unser feistes und überflüssiges Leben.

Die Holzschnitte, welche diese Flugblätter schmückten, bezogen sich meist auf den Inhalt. Dies besprochene Blatt zeigt nach Oskar





### *La Crise salutaire.*

Buonaparte. Docteur voyez dans quel état je me trouve j'ai pris des bains de sang, j'ai fait des levées en masse et rien ne m'a réussi ..... quel régime suivre ? ..... toujours le régime actuel n'est-ce pas ?  
 Le Docteur. Non ..... non il faut revenir à l'ancien régime. B. ... De grace donnez moi quelque prise de conscience pour me sauver. Le D. Vous vous sauvez sans cela, vous en avez trop pris ... Evacuez c'est votre dernière ressource. B. Ah Docteur ! je n'ai fait qu'évacuer depuis Moscou jusqu'à Paris ! Le D. tant mieux il faut tout rendre .

Fig. 197. Karikatur auf Napoleon I.



Schade (Satiren und Pasquille der Reformationszeit, 1856) nur den Papst und Kardinal, ein anderes Blatt, »Die Totenfresser«, zeigt zum Beispiel den Papst, wie er einen Leichnam zerschneidet, so eine Art von Karikatur auf die Leichenzergliederung (siehe Seite 19).

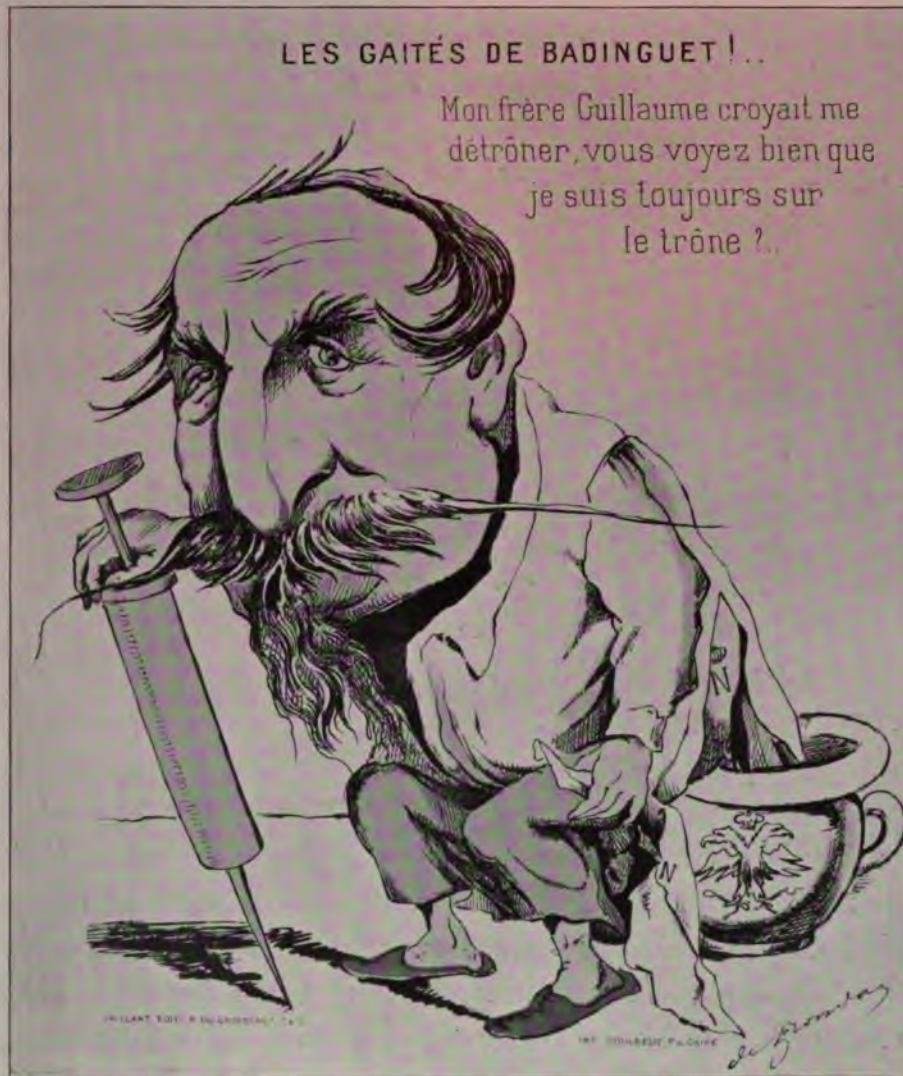


Fig. 198. Französische Karikatur auf Napoleon III.

Eine geistreiche und witzige Karikatur auf die altholländischen Doktorbilder finden wir in dem englischen Blatt vom Jahre 1799, welches eine scharfe Verspottung des Direktoriums, des Triumvirats und der französischen Niederlagen des sogenannten zweiten Koalitions-

krieges enthält: Lareveillère-Lepeaux sitzt im Doktorstuhl, der zugleich ein Sorgenstuhl ist, und diagnostiziert aus der Flasche. Im Glase selbst stürmischste Reaktion: Bomben und Feuerschein. Die sich zur Behandlung drängenden Generale sind in übelster Verfassung. Der eine leidet an Diabetes, der andere, vielleicht Joubert, klagt mit bezeichnender Geste: *L'ennemi inquiétait mes derrières*. Hinter dieser Szene sieht man Jourdan, wie er aus der Übergabe gar



Fig. 199. Im Lazarett. Bismarck als Chirurg.  
Aus dem Kladderadatsch, 1864, No. 45.

nicht herauskommt, und einen anderen General auf der Retirade. Der Doktor studierte eben mit Bezug auf die italienischen Vorgänge das Mal de Naples. Vor ihm leuchtet im Glase der Geist Robespierres, durch eine blutige Guillotine verkörpert. Über allen schwebt nach Art der ausgestopften Fliegenfänger in den holländischen Doktorstuben ein Riesenkrokodil als lebenswürdiges Souvenir an den ägyptischen Feldzug. Im Hintergrunde sieht man mumienhaft eingewickelt und kaltgestellt den großen Bonaparte und den kleineren General Kleber (Fig. 196).

Wir sind da gerade bei dem Manne angekommen, dessen



gigantische Persönlichkeit mit dem unleugbaren komödiantenhaften Einschlag so recht zu einer karikaturistischen Betätigung herausforderte. Die ganze Natur dieses imperatorischen Genies, dieses weltgewaltigen Kraftmenschen mit stählernen Nerven läßt schon aprioristisch den Charakter dieser Spottbilder vermuten. Sie werden ihn nicht mit Samtpfoten gekratzt haben. Namentlich die englischen und deutschen Karikaturen sind von massiver Wut beseelt. »Ich bin bestimmt, die Weide der Pamphletisten zu werden,« hat Napoleon auf Helena einmal gesagt, »aber sie werden auf Granit beißen«. Die Karikaturen, die sich im Sonnenschein seiner Weltmacht verstecken mußten, flogen wie ein Mückenschwarm in der schwülen Atmosphäre seines Lebensabends. Der Text der beifolgenden Karikatur (Figur 197) lautet:

Buonaparte: Docteur voyez dans quel état je me trouve j'ai pris des bains de sang, j'ai fait des levées en masse et rien ne m'a réussi ... quel régime suivre? ... toujours le régime actuel n'est-ce pas!

Le Docteur: Non ... non, il faut revenir à l'ancien régime.

Buonaparte: De grace donnez moi quelque prise de conscrits; vous me sauverez.

Le Docteur: Vous vous sauverez sans cela, vous en avez trop pris. Evacuez c'est votre dernière ressource!

Buonaparte: Ah Docteur! je n'ai fait qu'évacuer depuis Moscow jusqu'à Paris!

Le Docteur: Tant mieux il faut tout rendre.

Eine ziemlich ordinäre Karikatur, die aber nur eine Variante des seinerzeit so vielfach komponierten Themas darstellt, betrifft den dritten Napoleon. Die Spritze, die der entthronte Kaiser hält, war ihm ein notwendiges Requisit bei seinem Blasenleiden, dem er erlag.

Sahen wir die beiden Napoleons als Patienten, so wollen wir den großen deutschen Mann Bismarck als Arzt vorführen. Eine Zeichnung des Kladderadatsch vom 31. Juli 1864 führt uns den Diplomaten als Operateur vor. Der Patient ist diesmal der Herzog von Schleswig-Holstein, und da dieser sein Bein nicht opfern wollte, erging es ihm wie anderen mehr, er opferte das Ganze.





Gleich auf derselben Seite des berühmtesten deutschen politischen Witzblattes sehen wir noch einmal von dem medizinischen Gleichnis Gebrauch gemacht. König Leopold von Belgien und Napoleon treffen sich als Kranke in Vichy an der Quelle.



*Arlequin Deodat, & Pamirge Hypochondriaques.*

*Wen riep den Doctor, sull' gespuys  
Allet na het Dol en gecken bugs!*

*Gedrag f. d. van Gerven.*

*Ik heb noch vry wat te genezen  
Ger alles op sijn stel sal wesen.*

De Duytse Doctor, en de vreemde Patienten.

Fig. 202.

Aus der Reihe ähnlicher Karikaturen wollen wir noch »L'Indisposition de Gilles (komische Person) ou la consultation des Docteurs« erwähnen. Der Hanswurst-Staat liegt auf dem Sterbebette. Um das Krankenlager herum befinden sich die Vertreter der verschiedenen Stände in der Haltung von Konsulenten. Der famos karikierte



junge Napoleon wird schon helfen; das Staatsstreichlavement liegt auf alle Fälle schon in Bereitschaft.

Das ganze Arsenal der mediko-historischen Karikatur erschöpfte schon einer der ersten politischen Karikaturenzeichner, Romein de Hooghe. Das Blatt »Arlequin Deodat et Pamirge Hypochondriaques«, ganz in seiner Manier von Gisling gestochen, führt uns in eine ganze Klinik von Potentaten, denen der »duytse Doctor« helfen soll. Da das fliegende Blatt aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt, so kann es sich nur um eine Phase des spanischen Erbfolgekrieges gehandelt haben und wir wollen es gern den Geschichtskundigen überlassen, die einzelnen Figuren richtig zu deuten, was übrigens selbst mit Benützung des langen Textes ziemlich schwierig ist.

Diese wenigen Stichproben sollen als Ausschnitte aus einer medico-historischen Weltgeschichte genügen. Nur noch die schöne Lithographie des J. Grandville »Naissance du juste milieu« soll erwähnt werden, weil wir unter anderen auf dem Blatte auch die Karikatur des berühmten Chirurgen Dupuytren finden.





## DIE MODERNE MEDIZINISCHE KARIKATUR.



Fig. 203.

Die Ernte, welche die mediko-historische Forschung von diesem Brachfelde heimtrug, schien mir durch ihre Eigenart der Beachtung wert. Wenn auch im einzelnen unvollkommen und lückenhaft, so bietet doch das Gesamtgebiet sich als begrenzt und abgeschlossen. Die Trennungsmarke der modernen Zeit ergibt sich nicht nur durch die neue Jahrhundertzahl, sondern durch die voll-

kommen veränderten Verhältnisse, die der Karikatur und dem ärztlichen Stande eine moderne Prägung geben. Die moderne Zeit beginnt eigentlich für die Karikatur mit dem Tage der Kasernierung des Witzes in periodische Wochenblätter humoristisch-satirischer Färbung. Das vagierende Blatt, der Eindruck mit dem Werte der Individualität, erlag der Massenproduktion, wie ja auch in gewissem Sinne die Photographie und die Autotypie den Holzschnitt und die Radierung erdrückte. Das Zeitalter des maschinellen Betriebes forderte auch dieses Opfer des Kunsthandwerkes.

Den Beginn der modernen Zeit für den Heilstand finden wir für unsere Zwecke nicht in der einen oder anderen Entwicklungsphase der Wissenschaft, sondern in der Neuordnung des Standes. Auch bei ihm verlor sich der Wert des einzelnen in der Gesamtheit einer Standesorganisation und neue, nie dagewesene Begriffe gaben dem Stand das neue Kleid.

In der Entwicklung dieser Gegensätze von heute und vorgestern gibt es natürlich Übergangslinien. Gelehrte ausländische und deutsche

Körperschaften boten schon frühzeitig Vororte für Standesangelegenheiten allgemeinerer Art, und vereinzelte Witzblätter konnten fünfzig-, ja hundertjährige Jubiläen feiern.

Bei den gleichen Zielen der Satire und der Konstanz wahrer Künstlerschaft ist das Wesen der Karikatur natürlich innerlich immer dasselbe geblieben, nur in der veränderten Angriffsfläche liegt für



Fig. 204. Wie es in der Wohnung eines beliebten Frauenarztes nach Weihnachten aussieht.

Aus den Fliegenden Blättern, 1893.

uns die Abwechslung. Die widerhakenden Pfeile des Koboldes sitzen nicht mehr dicht gehäuft in der alten Achillesverse; der locus minoris resistentiae des Heilkörpers hat seinen Sitz gewechselt. Das alte Lied, das Petrarca komponierte, und das seitdem so melodienreich bearbeitet war, ist beinahe ausgeklungen; der Arzt an sich als Witzobjekt hat seinen Reiz verloren, das Thema paßt nicht mehr in unsere Zeit und dient nur noch hie und da als dürftiger Lückenbüßer



wie der Sonntagsjäger und der krummbeinige Dackel. Das originelle Können des Künstlers allein läßt noch über den alten Witz



Fig. 205. Les femmes médecins.

Une Médecine qu'on prendrait avec plaisir. Aus »Frou-Frou«.

lächeln, aber dies Lächeln ist anders geworden, innerlicher, überlegener, philosophischer.

Man kann nicht sagen, daß die moderne Karikatur im allgemeinen gegen früher feinere Umgangsformen angenommen habe. Im Gegenteil. Gerade eine gewisse Brutalität des Spottes und Hohns ist besonders wirkungsvoll in einer Zeit, in der oft unsaubere Hände die weißesten Glacés tragen. War früher das satirische Einzelblatt



Das ist der ganze Unterschied; Bei der Homöopathie stirbt man an der Krankheit,  
bei der Allopathie stirbt man an der Kur.

Fig. 206. Heilkunst.

Von Th. Th. Heine. Aus dem *Simplicissimus*.

doch mehr die Tat eines Künstlers, so stellt heute die Karikatur einen Teil der zur Großmacht gewordenen Presse vor; und nicht den unwesentlichsten.

Da ist es nun wieder interessant zu beobachten, daß im ganzen genommen das internationale Taktgefühl den um seine Existenz ringenden Stand schonst oder sich gar auf seine Seite schlägt, treu dem alten Prinzip der Satire, ein Bundesgenosse der Schwachen zu



Fig. 207. Allegorie auf eine Schwitzkur durch Fliedertee.  
Von Adolf v. Menzel. Holzschnitt.

sein. Denn das Leitmotiv der modernen Standesliteratur ist ein Leidmotiv; überall Mollakkorde über die Notlage in gesellschaftlicher und ökonomischer Beziehung. Im schrillsten Gegensatz dazu ein Hochstand der ärztlichen Kunst, ein unvergleichlich schnelles Anwachsen und Erstarken der medizinischen Wissenschaft, deren hygienischen Forderungen die Regierungen der Welt sich unterwerfen. Die Entdeckungen des letzten Menschenalters haben der Welt ein anderes Ansehen gegeben und ein medizinisches öffentliches Gewissen wacht über den kulturellen Fortschritt der Menschheit.





Fig. 208. Ich glaube der Mensch ist eingeschlafen.  
Von F. v. Reznicek. Aus dem Simplicissimus.

Das Wort des Mazedonierkönigs Philippos, daß mit alleiniger Ausnahme der Ärzte niemand dümmer sei wie die Lehrer (*exceptis medicis nil est grammaticis stultius*) hatte nie wirklichere Bedeutung wie heute. Denn beide Berufsarten übertrieben unter der Betonung ihrer humanen Pflichten die Verleugnung ihrer persönlichen



Fig. 209.

Aus den Lustigen Blättern.

Interessen, so daß sie sich heute am Rande des gesellschaftlichen und ökonomischen Ruins befinden. Doch wehe dem Staat, in dem sich eine akute Krise gerade dieser Berufe in eine chronische, unheilbare Bedrängnis auflöst.

Die Hoffnung auf staatliche Hilfe, so berechtigt sie war, da ein großer Teil der Not der modernen Gesetzgebung auf die Rechnung zu setzen ist, erwies sich als trügerisch. Da war es denn nicht zu verwundern,

wenn der alte Ruf »*Medice cura te ipsum*« eine neue Klangfarbe bekam. Das Heraustreten aus der vornehmen Reserve wurde zur zwingenden Notwendigkeit, wollte man nicht das Schicksal eines verschämten Armen, und so begann das laute Treiben der Ärztekoalition. Den seltsamen und für Fernerstehende unbegreiflichen Höhepunkt fand diese Bewegung in dem Streik der Ärzte. In breiter Öffentlichkeit vollzogen sich nun die Kämpfe zwischen den Krankenkassen und den Ärzten. Die Tageszeitungen waren gefüllt mit Berichten über turbulente Versammlungen, ein Ärztetag folgte dem anderen. Öffentlicher Kampf gegen die Frantireure der Heilkunst, die Pfücher und ihre Abarten, öffentliche Warnungen vor Niederlassungen in gewissen Kommunen, Ehrengerichtssitzungen, ärztliches Unterstützungswesen, der Kampf um die freie Arztwahl, öffentliche Agitation für bestimmte Verbände, Standespresse und so weiter. Das sind Lösungsworte und Schlagworte einer modernen Zeit.

Wenn eines Tages hoffentlich diese Krise überwunden ist und





*Farbiger Steindruck.*

Fig. 210. Karikatur von Guillaume.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers F. Champenois, Paris.

die Öffentlichkeit sich weniger um das Standesleben ihrer ärztlichen Berater zu kümmern braucht, wird man sich vielleicht darüber



wundern, daß die öffentliche Satire und Kritik aus diesen ungewöhnlichen Ereignissen kein Kapital geschlagen hat. »Ärztestreik«, »Die Jagd nach dem Patienten als Ausdruck des Medizinerüberflusses und der verringerten ärztlichen Nachfrage«. »Der Tod, nachdenklich nicht vor Geheimmittelpaketen stehend, wie dies wirkungsvoll W. Simmler im Schalk illustrierte, sondern vor fünf Spezialistenschildern an einem Hause!« Welch billiges Material für witzige Preßpiraten!

Daß nicht eine Flut von derartigen Bildern die Witzblätter füllt, davor bewahrt wohl in erster Linie das imponierende Können der



Fig. 211.

Aus den Lustigen Blättern.

heutigen medizinischen Wissenschaft. Wir stopfen heute nicht mehr den Spöttern den Mund mit Erde, sondern mit dem Nachweis, daß wir nicht an dem Rückgang der Gesellschaftsklasse Arzt schuldig sind und mit der Überzeugung, daß dieser Existenzkampf notwendig ist.

Ja, Bundesgenossen sind uns oft die, die uns jahrhundertlang auf die Spitze ihrer satirischen Nadel nahmen. Das öffentliche Gewissen wird so auch von dieser Seite aufgerüttelt und ein Blatt des Simplicissimus tut da oft mehr, als spaltenlange Klagen in Vereinsblättern über zunehmendes ärztliches Proletariat (Fig. 212).

Die neue Zeit brachte als neues Ereignis die Kongresse zu Tage,

welche schon frühzeitig bei uns in Form der wandernden Naturforscherversammlungen neben der wissenschaftlichen Förderung die Vorarbeit für den Koalitionsgedanken taten. Wurden schon in der



Meine ärztliche Hilfe haben Sie nicht länger nötig; darf ich Sie vielleicht von jetzt ab rasieren?

Fig. 212. Zur Lage der deutschen Ärzte.

Von Wilh. Schulz. Aus dem Simplicissimus, 1903.

ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts solche Versammlungen witzig apostrophiert, so liegt es heute allzu nahe, daß die jüngste Hochflut von Kongressen und Kongreßchen nationaler und internationaler Färbung mit allen ihren Unterarten einen etwas komischen Eindruck



in ihrer Massenhaftigkeit macht. Da ist es denn ein ganz hübscher Gedanke, daß man sich auch einmal zu einem ridikülen



Als Gegengewicht zu den vielen internationalen Ärztekongressen haben ein paar rührige Kranke ihre Kollegen in Schildburg zu einem I. Internationalen Patientenkongreß zusammenberufen. Erster Punkt der Tagesordnung: Abschaffung der ärztlichen Honorare. Zusatzantrag Abschaffung der Ärzte überhaupt.

Fig. 213. I. Internationaler Patientenkongreß.  
Aus den Lustigen Blättern.

Patientenkongreß in den Spalten der Lustigen Blätter zusammentat, als Gegengewicht zu der ärztlichen Kongreßwut.

Der mehr philosophisch allgemeinere Charakter der Karikatur





*Sammlung Prof. G. Meyer, Berlin.*

Fig. 214. Wie die Naturforscher naturforschen (zirka 1840).



älter Zeit verlor sich allmählich zu Gunsten einer mehr referierenden historischen Richtung, so daß man in der Tat an der Hand dieses satirischen Aktenmaterials die Tagesgeschichte der Medizin schreiben könnte. Einen ganzen Strauß medizinischer Blütenlesen aus früheren Jahrgängen gab die Redaktion der Fliegenden Blätter heraus; das medizinische Thema erschien auch anderwärts aktuell genug zu



Heilserum direkt vom Pferd! Frisch angestochen.

Fig. 215. Eine Zukunftsapotheke.

Aus den Lustigen Blättern, 1894.

einem lustigen Sammelreferat; ich erinnere an das Heft der L'Assiette au beurre »Les médecins«, welches, vor Jahren erschienen, auf den Boulevards noch heute ausgerufen wird und gern Abnehmer findet. Abel Faivre hat da manch guten Einfall gehabt, der witzig und originell genug ist, um arge Frivolitäten zu übersehen.

Am treffendsten ist noch die Operationsszene, die sich gegen die moderne Operationswut wendet, karikiert. Der Chirurg hat





Prof. Karnickulus: Nur keine falsche Sentimentalität. Das Prinzip der freien Forschung verlangt es, daß ich diesen Menschen viviseziere zum Heile der gesamten Tierwelt.

Fig. 216. Die Vivisektion der Menschen.  
Aus den Lustigen Blättern.





(Vivat academia — Vivant Professores.)

Fig. 217.

Aus den Lustigen Blättern. (209, 211, 217—219. Bei Gelegenheit des internationalen Kongresses in Berlin.)

bei dem Bauchschnitt den Trauring im Bauch verloren und taucht nun nach diesem in der Tiefe des Abdomens unter.

An Brutalität übertrifft derselbe Satiriker noch den Deutschen Wilh. Schulz in seiner Schilderung der materiellen Lage des Arztes mit der Unterschrift: »Docteur ou puis je cracher? Si c'est de l'argent ... dans ma main«.

Die Beliebtheit dieses Genres und die Nachfrage ergibt sich aus der Tatsache, daß die jüngste Nummer der Assiette die Mitteilung macht, daß diese Zeichnungen (les dessins si cruels et si extraordinairement cocasses) als Ansichtspostkarten eine Neuauflage erleben sollen, und mit Sicherheit darf man annehmen, daß diese bunten Invektiven in vielen Tausenden von Exemplaren frankiert durch die Welt gehen werden.

Die moderne Reproduktionskunst hat eine solche Fülle auch künstlerisch bedeutender Karikaturen unseres Interessenkreises gezeitigt, daß ein stattlicher Band herauskäme, wollten wir auch nur das Bedeutendste und medizinisch Wichtigste zusammenstellen. Diesen kompulatorischen Sinn betätigen neuerdings einige Ärzte, welche alle auf Medizin bezüglichen Bonmots der Tagespresse ausschneiden und dicke Bände damit füllten, eine wenig glückliche Fortsetzung der ärztlichen Unterhaltungsblätter der Dreißigerjahre

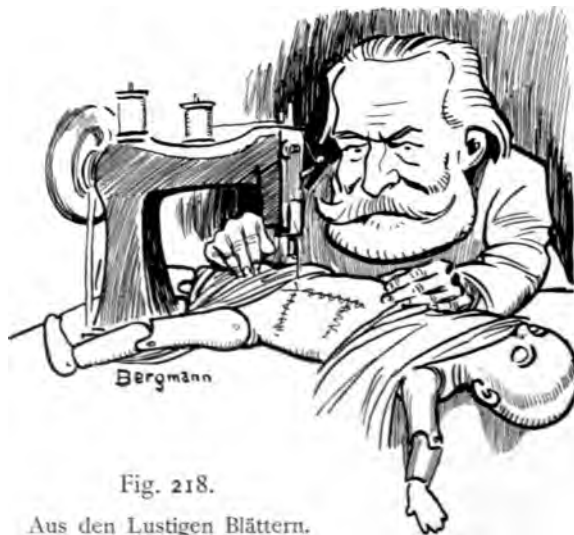


Fig. 218.

Aus den Lustigen Blättern.

des vorigen Jahrhunderts. — Aus der langen Perlenschnur medizinischer Karikaturen, die sich zwar nicht alle durch Farbenpracht und Formenschönheit auszeichnen, wollen wir nur einige wenige herausnehmen. Ohne Zweifel ist da die französische Untersuchung von Guillaume (Figur 210) namentlich mit ihren zarten Farben und dem feinen innerlichen Humor der deutschen Arbeit von Reznicek (Figur 208), welche eigentlich erst durch die Unterschrift komisch wirkt, überlegen. Das bekannte massive Titelblatt der *L'Assiette au beurre* mit demselben Sujet wirkt gegen diese beiden geistreichen Aperçus aber wie eine Zote.

Charakteristisch für den Fortschritt der Aufklärung und die Ziele der modernen Volkserziehung ist die erfreuliche Tatsache, daß man aufgehört hat, gewisse Krankheiten als geheime zu bezeichnen und dadurch deren Weiterkriechen im Dunkel der Unwissenheit zu begünstigen. Der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind da wirksame Helfershelfer entstanden in Literatur und Kunst. Schade, jammerschade, daß Brioux' Stück »Les Avariés« nicht die Zugkraft der »Roten Robe« bewiesen. Das Stück ist nicht dramatisch genug behandelt, das Lehrhafte steht zu sehr im Vordergrund, und als schlimmster Zuschauer sitzt die Langeweile mit im Parkett. Vielleicht wählt auch ein deutscher Dramatiker in kühner Begeisterung das Schreckgespenst der Syphilis als Vorwurf und trägt mit demselben Erfolge, wie es Ibsen mit der Vererbungsidee tat, die nützliche Kenntnis dieser Dinge in die gebildeten Volkskreise.

Wie die Antialkoholbewegung durch bildliche Warnungstafeln, auf denen die Folgen des übertriebenen Alkoholgenusses markant zum Ausdruck kommen, zu wirken sucht, so könnte sich die genannte Gesellschaft die demagogische Kraft des Plakats zu nutze



Fig. 219.

Aus den Lustigen Blättern.

machen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Karikatur es wagen konnte, sich des heiklen Themas der Syphilis zu bemächtigen. Mit kühnem Griff hat Frankreich nach dem Pionierdienst des



Fig. 220. Titelblatt: Der hereditär-syphilitische Amor.

Dichters Brioux auch für die graphische Kunst dies schwierige Terrain erobert!

Nach einigen schüchternen Versuchen von anderen Stellen aus bemächtigte sich wiederum die L'Assiette au beurre des aktuellen Stoffes



und erschien auf dem Plan mit einem ganzen Hefte: »Les Avariés«. Hinter der satirischen Maske grinst ungeschminkt das graue Gespenst. Das Titelblatt mit dem hereditär-syphilitischen Amor mit zerrupften Flügeln, dessen widerhakende Pfeile vom geflickten Bogen jeder betroffenen Menschenblume allmähliches Verdorren bringen — selbst



Fig. 221. Le Plaisir.

Cambacérès, Erzkanzler Napoleons I. und der syphilitische Kupido.

Farbige Karikatur von Gaudissart (1815).

den weißesten Lilien —, ist eine imponierende Leistung. Wir fanden nur ein Gegenstück, welches vielleicht ebenbürtig der modernen Schöpfung an die Seite zu setzen ist: der Kupido aus der Empirezeit, der dem Kanzler des großen Napoleon so übel mitspielt. Die zerzausten Flügel des Cochon-Amor, die gelben Merkuraltüten mit den Bienen darauf, die Injektionsspritze und, last not least, die durchlochten Pantalons geben die Pointe witzig und zutreffend (Figur 221).



Aus der Sammelfolge bringen wir noch die Abbildung Nr. 222. Fordern auch diese Rotunden mit ihren skandalösen Affichen — gleichsam moderne Tempel des Kurpfuschertums — in ihrem jetzigen Äußern die erbitterte Gegnerschaft des Volkshygienikers

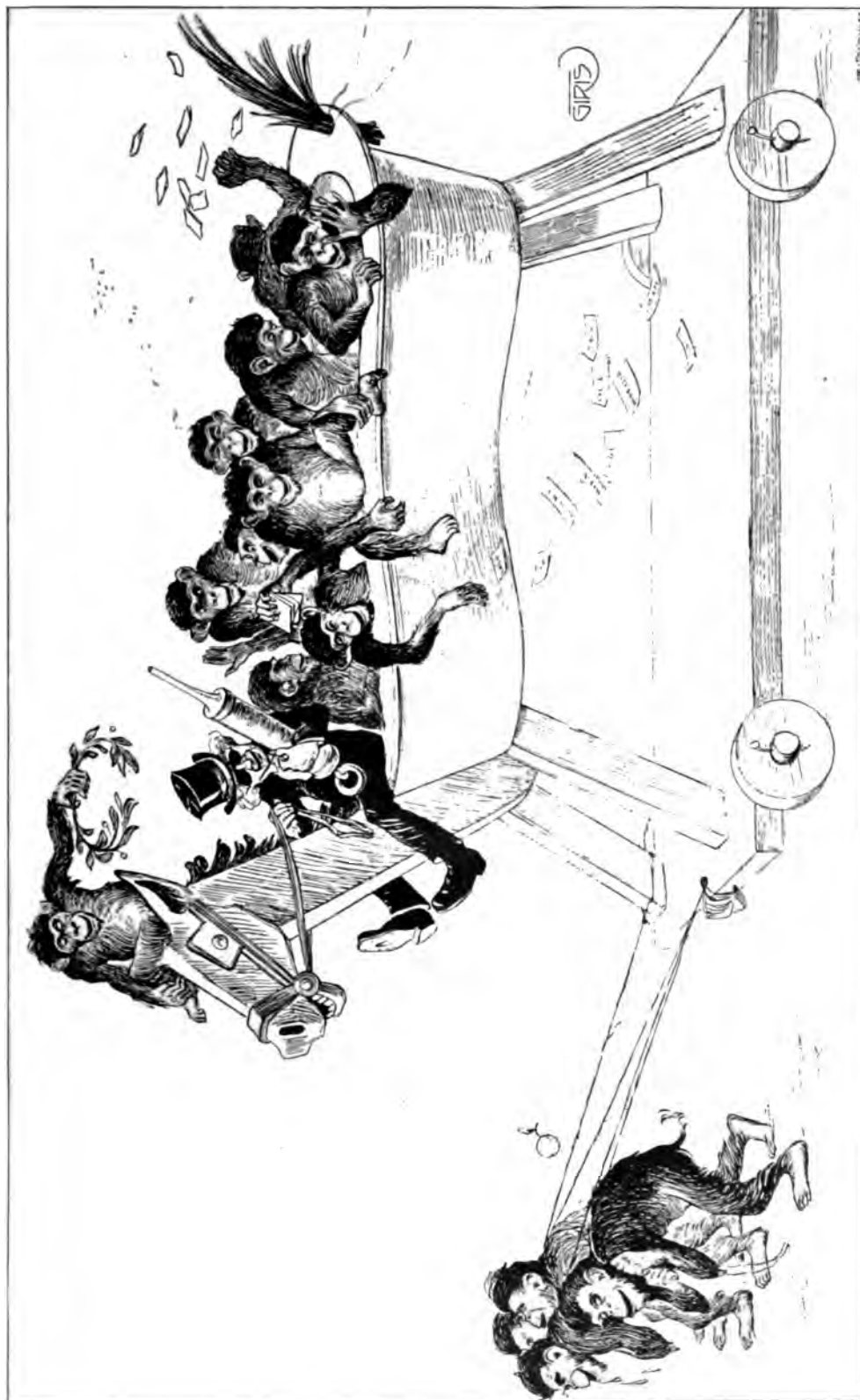


Fig. 222. L'Assiette au beurre: Les Avariés.

Un moyen pratique de renseigner les dames („Il faut apprendre aux femmes ce que c'est que la syphilis“, Brieux).

heraus, so scheint mir die vorlängst gegebene Anregung, diese Stellen in den Dienst sowohl der Massenaufklärung als auch des medizinischen Rettungswesens zu stellen, erneuter Beachtung wert.

Das früher totgeschwiegene böse Kind der Pathologie, die Lues,

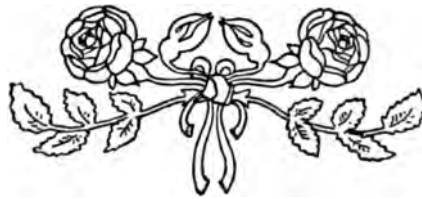


Les Singes: Grâce à Metschnikoff nous aussi sommes syphilitiques.  
 Fig. 223. Le char des Avariés de l'Institut Pasteur. Aus L'Assiette au beurre.



dessen Namen sich nur Eingeweihte im Flüstertone zuraunten, beschäftigt mit einem Male die breite Öffentlichkeit. Die Überzeugung hat sich durchgedrungen, daß geheimer Beichtstuhlrat hier die Tragödie der Menschheit nicht aufzuhalten vermag, und daß das Heil nur in öffentlicher Predigt zu suchen ist.

Der Kampf gegen das Syphilisgift und das Interesse an der Forschung ist so allgemein geworden, daß jede Phase öffentlich diskutiert und in einer Zeit der Blüte satirischer Kunst natürlich auch karikiert wird. Aus der Unzahl solcher Tageserzeugnisse nehmen wir aus der Sammelmappe den Wagen Metschnikoffs (Figur 223) mit seinen infizierten Affen heraus, weil er uns in eine neue Phase der Forschung hineinführt.





Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# Die Medizin in der klassischen Malerei.

Von

Dr. Eugen Holländer,

Chirurg in Berlin.

Mit 165 in den Text gedruckten Abbildungen. Hoch 4°. 1903.

Geheftet M. 16.—; elegant in Leinwand gebunden M. 18.—

INHALT: Vorwort. — Einleitung. — Die Anatomiegemälde. — Medizinische Gruppenbilder. — Krankheitsdarstellungen. — Innere Medizin. — Chirurgie. — Allegorien, Hospitäler und Wochenstuben. Heiligenbehandlung. — Schlußwort.



## Urteile der Presse.

Der Verfasser bespricht die in sehr guten Autotypen vorgeführten Darstellungen medizinischen Inhalts, die er als Kunstfreund in den Galerien der Alten Welt aufgefunden und gesammelt hat, in anziehender Weise, und zwar gruppiert die Anatomiegemälde, Krankheitsdarstellungen (Aussatz, Syphilis, Pest etc.), Innere Medizin, Chirurgie, Allegorien, Hospitäler und Wochenstuben und Heiligenbehandlung. „Ein frohes Werk außerberuflicher Tätigkeit“ nennt der Verfasser selbst sein Buch, und die Freude, die ihm die Arbeit bereitet haben mag, teilt sich sofort dem Leser mit. Künstlerischer und historischer Sinn, unterstützt durch alle Hilfsmittel der modernen Technik, haben hier ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes geschaffen.

Münchener medizinische Wochenschrift 1903, Nr. 50.

... Wie sehr hat der Autor die an sein Werk geknüpften Hoffnungen und Erwartungen zu übertrumpfen verstanden! Denn ebenso glänzend wie die äußere Ausstattung, Auswahl, photographische Reproduktion der Gemälde und die sonstige typographische Technik hervortritt, ebenso, ja noch glänzender, ist der die Bilder begleitende Text.

Prof. Pagel-Berlin. Deutsche Ärzte-Zeitung 1904, Nr. 1.

... Bevor wir auf den Inhalt dieses hochinteressanten Werkes etwas eingehen, können wir es uns nicht versagen, auf die geradezu mustergültige Ausstattung dieses Werkes die Aufmerksamkeit zu lenken. Selten wohl hat eine Verlagsbuchhandlung in derartig splendorreicher Weise ein Werk ausgestattet wie das vorliegende. Die Vervielfältigungen sind teils in Autotypie, teils auch in anderen Reproduktionsmethoden ausgeführt und geben die Originale in einer Natürlichkeit und Klarheit wieder, die selbst dem Künstler das Studium der Technik ermöglicht. Holländer ist ein Kunstfreund im besten Sinne des Wortes. Er treibt zielbewußt seine Studien und hat es, was Beurteilung anlangt, zu einer Vollendung gebracht, die ihn über den gewöhnlichen Dilettantismus erhebt. Als begeisterter Verehrer der holländischen und flämischen Schule hat er es sich zur Aufgabe gemacht, in mühevollen und an künstlerischen Genüssen reichen Studien alle die Werke der klassischen Malerei aufzusuchen, die in Beziehung zur Medizin stehen. Er bietet uns in seinem Werk an der Hand klassischer Bilder einen Teil der Geschichte der Medizin. Daß naturgemäß ein so in das Leben der einzelnen eingreifendes Gebiet wie das der Medizin seinen Einfluß auf die Kunst ausüben würde und ausgeübt hat, ist ganz selbstverständlich, und wie die Maler aller Zeiten, wenigstens teilweise, in ihren Bildern die Zeit, in der sie lebten, wiedergaben, so finden wir in diesen Werken der holländischen Sammlung treue Bilder vom Stand der Medizin, von der Stellung der Ärzte, von Epidemien, hygienischen Einrichtungen und anderem jener Zeit. In klarer und der Bedeutung der Einzelheiten voll Rechnung tragender Darstellung hat Holländer den verbindenden Text für seine 165 Tafeln gegeben. Es muß eine schwere Aufgabe gewesen sein, diese große Zahl von klassischen Bildwerken der Reproduktion zugänglich zu machen, und jeder, der das Buch in die Hand nimmt, wird von seinem Inhalt gefesselt werden und wird es mit dem Bewußtsein fortlegen, in der erfreulichsten und angenehmsten Weise ein Teil der Geschichte der Medizin durchlaufen zu haben. Wohl dem, welcher in so nützlicher und für die Mitmenschen erfreulicher Weise außerberuflich tätig sein kann wie der Verfasser: P. M.

Der Tag 1904, Nr. 116.



Neuer Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# Die Wochenstube in der Kunst.

Eine kulturhistorische Studie von Dr. med. ROBERT MÜLLERHEIM.

Mit 138 Abbildungen. Hoch 4°. 1904. Kartoniert M. 16.—; elegant in Leinw. gebunden M. 18.—

INHALT: Vorwort. — Einführung. — Die Wochenstube. — Das Bett. — Geburtsstuhl. — Pflege der Wöchnerin. — Pflege des Kindes. — Kleidung des Kindes. — Ernährung des Kindes. — Bett des Kindes. — Glaube und Aberglaube in der Wochenstube. — Volkstümliche und gelehrte Anschauungen. — Kultus der Wöchnerin. — Ende des Wochenbetts. — Anhang. — Quellen und Anmerkungen.

## Urteile der Presse:

Die Beziehungen der Medizin zur Kunst im allgemeinen sind vielfache und enge. Wird ja die Medizin von ihrem größten Altmeister Hippokrates als „Kunst“ bezeichnet. „Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz.“ Wird ja „Arzt“ von Einigen von „artista“ hergeleitet. Die Arbeit des Arztes sowohl in der Erforschung der Krankheiten als auch in der Krankenbehandlung ist zum großen Teil eine künstlerische; dort hat er Krankheitsbilder aufzustellen, hier hat er in der Anwendung der Heilmittel zu individualisieren. Der wissenschaftlich arbeitende Arzt muß den Künstler, der schaffende Künstler den Arzt vielfach in Anspruch nehmen. Der größte Anatom seiner Zeit, A. Vesal, hat seinem epochemachenden Werke besonderen Wert und Schmuck durch Zeichnungen großer Meister verliehen; die größten Maler, Raphael, Lionardo, haben anatomischen Studien wesentliche Vorzüge ihrer Kunstschöpfungen zu verdanken. Der Lehrer der Medizin macht seine Lehren den Schülern durch Heranziehung von Zeichnungen und plastischen Darstellungen ganz besonders eindringlich. Dem vielbeschäftigten Arzte ist die Kunst eine wirksame Remedur seiner Mühseligkeiten; er flüchtet aus der Unharmonie des ärztlichen Lebens in die Harmonie der Künste schaffend oder reproduzierend oder genießend; von jeder dieser Qualitäten findet man unter den Ärzten aller Zeiten reichlich Repräsentanten; endlich begegnet man häufig Ärzten, die als kunstverständige Sammler sich um die Kunstgeschichte Dienste erworben haben. An das rühmlichst bekannte Werk unseres Kollegen Eugen Holländer reiht sich nun das vorliegende des Kollegen Robert Müllerheim würdig an. Umfaßt jenes die Medizin im allgemeinen, so beschränkt sich dieses auf ein eng umschriebenes intimes Gebiet. Die Wochenstube, das Bett, der Geburtsstuhl, Pflege der Wöchnerin, Pflege des Kindes, Kleidung des Kindes, Ernährung des Kindes, Bett des Kindes, Glaube und Aberglaube in der Wochenstube, volkstümliche und gelehrte Anschauungen, Kultus der Wöchnerin, Ende des Wochenbetts werden in höchst anschaulichen Bildern aus den Kunstwerken aller Zeiten und in ungemein klaren Erläuterungen zur Anschauung gebracht und damit ein wichtiger, sehr erwünschter Beitrag, nicht nur zur Kulturgeschichte der Medizin, sondern auch der Sitten und Gebräuche verschiedener Zeitalter und Völker geliefert. Wie ersprießlich, um nur ein prägnantes Beispiel hervorzuheben, die Zusammenarbeit von Arzt und Künstler sein kann, zeigt die Fig. 109, welche der Verfasser auf Seite 162 durchaus zutreffend erläutert. Gerade der Arzt bemerkt und bewundert die große Meisterschaft Brueghels, vermöge deren in Haltung und Gesicht der Frau die Mischung von Trunkenheit und Wehenschmerz ausgedrückt ist. Ich bin der Überzeugung, daß der Beifall, den Holländers Werk allseitig gefunden hat, auch dem Müllerheim'schen gezollt werden wird, und daß dieser Beifall Befähigte zur Ausführung ähnlicher Arbeiten in sehr erwünschter Weise anfeuern wird. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. W. A. Freund-Berlin. *Deutsch-Mediz. Wochenschrift* 1904, Nr. 48.



Das Buch ist ein schönes Zeugnis, daß unsere Kunst nicht ganz in dem handwerksmäßigen Broterwerbe aufgeht. Wir müssen dem Verfasser für seine mühevollen Arbeit sehr dankbar sein. Gerade der Arzt, der bei Tag und Nacht seine Kräfte zu erschöpfen gezwungen ist, findet selten die Zeit, etwas anderes zu denken und zu tun, als was die Not des alltäglichen Lebens verlangt. Umso freudiger begrüßen wir ein Werk wie das vorliegende, und umso herzlicher danken wir dem Autor für die mühevollen, von tiefem Verständnis für die Kunst und die Wissenschaft zeugende Sammlung des einschlägigen Materiales. Der Autor hat ganz recht, wenn er sagt, daß gerade die bildlichen Darstellungen früherer Sitten und Gebräuche uns am besten in das Familienleben vergangener Zeiten einführen. Wie fleißig der Verfasser gesammelt hat, beweist am besten das Verzeichnis der Literatur, das 103 Nummern umfaßt. Nicht nur die zahlreichen — 138 — Abbildungen wird jeder Geburtshelfer voll Interesse betrachten, auch der Text ist außerordentlich interessant und lesenswert. So möchten wir das schöne Buch allen denen, die nicht ganz in der prosaischen Ausübung der Praxis aufgehen, aufs wärmste empfehlen.

Fritsch-Bonn. *Zentralblatt für Gynäkologie* 1905, Nr. 2.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# Handbuch der Praktischen Chirurgie.

In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten bearbeitet  
und herausgegeben von

Prof. Dr. E. von Bergmann      Prof. Dr. P. von Bruns

und

Prof. Dr. J. von Mikulicz.

Zweite umgearbeitete Auflage. \* Vier Bände.

gr. 8°. 1902—1903. Mit 1174 Textfiguren.

Geheftet M. 95.60; Elegant in Halbfranz gebunden M. 107.60.

## I. Band. Chirurgie des Kopfes und der Speiseröhre.

Bearbeitet von Prof. Dr. v. Bergmann in Berlin, Prof. Dr. v. Hacker in Graz, Prof. Dr. Krause in Berlin, Prof. Dr. Krönlein in Zürich, Prof. Dr. Kümmel in Heidelberg, Prof. Dr. Küttner in Schöneberg bei Berlin, Prof. Dr. Lexer in Berlin, Primararzt Dr. Lotheissen in Wien, Prof. Dr. Schlatter in Zürich, Oberarzt Dr. Wiesmann in Herisau.

Mit 163 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8° 1903. geh. M. 22.60. In Halbfranz gebunden M. 25.60.

## II. Band. Chirurgie des Halses, der Brust, der Wirbelsäule und des Beckens. Lehre von den Hernien.

Bearbeitet von Prof. Dr. v. Angerer in München, Prof. Dr. v. Bruns in Tübingen, Prof. Dr. v. Eiselsberg in Wien, Prof. Dr. Graser in Erlangen, Prof. Dr. Henle in Breslau, Prof. Dr. Hofmeister in Stuttgart, Prof. Dr. Jordan in Heidelberg, Oberarzt Dr. Kümmel in Hamburg, Prof. Dr. Riedinger in Würzburg, Prof. Dr. Steinthal in Stuttgart.

Mit 268 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8°. 1902. geh. M. 23.— In Halbfranz gebunden M. 26.—

## III. Band. Chirurgie des Unterleibes.

Bearbeitet von Prof. Dr. v. Bramann in Halle, Prof. Dr. Kausch in Breslau, Prof. Dr. Kehr in Halberstadt, Prof. Dr. Körte in Berlin, Prof. Dr. v. Mikulicz in Breslau, Prof. Dr. Nitze in Berlin, Oberarzt Dr. Rammstedt in Münster i. W., Prof. Dr. Rotter in Berlin, Prof. Dr. Schede in Bonn, Prof. Dr. Schlang in Hannover, Prof. Dr. Sonnenburg in Berlin, Prof. Dr. Steinthal in Stuttgart.

Mit 236 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8°. 1903. geh. M. 27.— In Halbfranz gebunden M. 30.—

## IV. Band. Chirurgie der Extremitäten.

Bearbeitet von Privatdozent Dr. Borchardt in Berlin, Prof. Dr. Friedrich in Greifswald, Prof. Dr. Hoffa in Berlin, Prof. Dr. Hofmeister in Stuttgart, Oberarzt Dr. Reichel in Chemnitz, Oberarzt Dr. Schreiber in Augsburg, Prof. Dr. Wilms in Marburg.

Mit 507 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8°. 1903. geh. M. 23.— In Halbfranz gebunden M. 26.—

Einbanddecken à M. 1.60.

Die erste Auflage unseres Handbuches der Chirurgie ist so schnell vergriffen gewesen, daß in dem Augenblicke, in welchem ihre letzte Lieferung ausgegeben wurde, schon die erste der zweiten Auflage unter die Presse kam. Die Übersetzungen ins Italienische, Spanische und ins Englische zeigen, daß der Leserkreis des Buches immer größer wird, während die günstigen Beurteilungen in der Presse hoffen lassen, daß er uns treu bleibt.

Das Werk soll dem angehenden wie dem beschäftigten praktischen Arzte, nicht bloß dem Spezialarzt für Chirurgie dienen. Es soll ihnen leicht machen, sich auf jedem Gebiet der Chirurgie, wie es die Arbeit am Krankenbette oder das Studium fordert, schnell und ausreichend zu orientieren. Ein genaues alphabetisches Register zu jedem Bande wird für ein müheloses Nachschlagen sorgen. Die Angaben der betreffenden Literatur am Schlusse jedes Abschnittes haben vorzugsweise die Arbeiten aufgeführt, welche Zusammenstellungen, Sammelreferate und ausführliche Literaturverzeichnisse bringen. Aus ihnen wird der Leser erfahren, wo er sich eingehend unterrichten kann. Endlich sind noch den bezüglichen Kapiteln Hinweise für die gerichtsärztliche Beurteilung der einschlägigen Fälle, sowie ihre Begutachtung vor den Versicherungs- und berufsgenossenschaftlichen Behörden angehängt.

 **Neuester Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.** 

Soeben beginnt zu erscheinen:

# Handbuch der Praktischen Medizin.

Bearbeitet von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Brieger in Berlin, Prof. Dr. Damsch in Göttingen, Prof. Dr. Dehio in Dorpat, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ebslein in Göttingen, Prof. Dr. Edinger in Frankfurt a. M., Prof. Dr. Epstein in Prag, Dr. Fleury in Havanna, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Fürbringer in Berlin, Prof. Dr. E. Grawitz in Charlottenburg, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Harnack in Halle a. S., Prof. Dr. Jadassohn in Bern, I. Oberarzt Dr. Kummell in Hamburg, Prof. Dr. Lascho in Christiania, Prof. Dr. Lenhartz in Hamburg-Eppendorf, Prof. Dr. Lorenz in Graz, Stabsarzt Prof. Dr. Marx in Frankfurt a. M., Prof. Dr. Mendel in Berlin, Prof. Dr. Nicolaier in Berlin, Prof. Dr. Obersteiner in Wien, Hofrat Prof. Dr. Pfibram in Prag, Prof. Dr. Redlich in Wien, Oberarzt Dr. Reiche in Hamburg-Eppendorf, Prof. Dr. Romberg in Tübingen, Prof. Dr. Reckenstein in Leiden, Prof. Dr. Rumpf in Bonn, Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin, Prof. Dr. Sticker in Gießen, Prof. Dr. Strübing in Greifswald, Medizinalrat Prof. Dr. Unverricht in Magdeburg, Prof. Dr. Wassermann in Berlin, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ziehen in Berlin.

Unter Redaktion von

**Dr. W. EBSTEIN**

und

**Prof. Dr. J. SCHWALBE**

Geheimer Medizinalrat, o. Professor in Göttingen

Herausgeber der Deutschen med. Wochenschrift

herausgegeben von

**W. EBSTEIN.**

***Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. \* Vier Bände.***

*Mit zahlreichen Textabbildungen.*

Erschienen sind:

**Erster Band. Krankheiten der Atmungs-, der Kreislaufsorgane, des Blutes und der Blutdrüsen.**

Mit 75 Textabbildungen. gr. 8°. 1905. Geheftet M. 22.—, in Leinwand gebunden M. 24.—

**Zweiter Band. Krankheiten der Verdauungs-, der Harnorgane und des männlichen Geschlechtsapparates. Venerische Krankheiten.**

Mit 54 Abbildungen. gr. 8°. 1905. Geheftet M. 20.—, in Leinwand gebunden M. 22.—

(Dritter Band, I. Hälfte erscheint demnächst.)

Die einmütige Anerkennung, die das Handbuch in der Fachpresse des In- und Auslandes gefunden hat, seine Übersetzung ins Italienische, Spanische und Russische, vor allem aber der trotz der hohen Auflage schnelle Absatz des Werkes im Laufe von wenigen Jahren gewährt die befriedigende Überzeugung, daß das Programm, das wir unserem Handbuch zu Grunde gelegt, und die Art seiner Durchführung sich bewährt haben.

Um die neue Auflage des „Handbuches der praktischen Medizin“ den praktischen Bedürfnissen weitester ärztlicher Kreise noch mehr als bisher anzupassen, wurde der Umfang derselben auf vier Bände beschränkt. Diese Beschränkung des Umfanges wurde vornehmlich erreicht durch Ausscheidung der (mit der inneren Medizin nur lose zusammenhängenden) Hautkrankheiten und der spezialistischen Beschreibung der Chirurgie innerer Krankheiten, sowie der otologischen und ophthalmologischen Kapitel.

Damit aber die letztgenannten Abschnitte, deren Nutzen für das Werk nach wie vor hoch angeschlagen werden muß, ihm nicht ganz verloren gehen, wird dem eigentlichen Handbuch ein Supplementband angefügt werden, der die Chirurgie des praktischen Arztes mit Einschluß der Augen- und Ohrenkrankheiten enthalten soll.

Das „Handbuch“ wird in seiner zweiten Auflage nur in Bänden bzw. Halbbänden ausgegeben. Die beiden ersten Bände sind bereits erschienen, der dritte Band ist der Vollendung nahe, der vierte Band befindet sich im Druck und wird im Frühjahr 1906 zur Ausgabe gelangen, so daß die Vollendung der neuen Auflage innerhalb Jahresfrist völlig gesichert ist.

Das „Handbuch“ wird nach seiner Vollendung unter ähnlichen Werken früherer und jetziger Zeit eines der gedrängtesten und billigsten Sammelwerke über das Gesamtgebiet der inneren Medizin bilden und vermöge seiner letzteren Eigenschaft jedem Arzte zugänglich sein. Das rasche Erscheinen bürgt zugleich für eine gleichmäßige Berücksichtigung der neuesten Forschung.



Neuester Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien in siebzehnter Auflage:

# *Die Schönheit des weiblichen Körpers.*

Den Müttern, Ärzten und Künstlern gewidmet.

Von *Dr. C. H. Stratz.*

Mit 270 teils farbigen Abbildungen im Text,  
6 Tafeln in Duplex-Autotypie und 1 Tafel in Farbendruck.

gr. 8°. 1905. Geheftet 15 Mark 60 Pf. Elegant in Leinwand gebunden 17 Mark 60 Pf.

---

## Inhalt:

---

Einleitung. — I. Der moderne Schönheitsbegriff. — II. Darstellung weiblicher Schönheit durch die bildende Kunst. — III. Weibliche Schönheit in der Literatur. — IV. Proportionslehre und Kanon. — V. Einfluß der Entwicklung und Vererbung auf den Körper. — VI. Einfluß von Geschlecht und Lebensalter. — VII. Einfluß von Ernährung und Lebensweise. — VIII. Einfluß von Krankheiten auf die Körperform. — IX. Einfluß der Kleider auf die Körperform. — X. Beurteilung des Körpers im allgemeinen. — XI. Kopf und Hals. — XII. Rumpf. Schulter, Brust, Bauch, Rücken, Hüften und Gesäß. — XIII. Obere Gliedmaßen. — XIV. Untere Gliedmaßen. — XV. Schönheit der Farbe. — XVI. Schönheit der Bewegung. Stellungen des ruhenden Körpers. Stellungen des bewegten Körpers. — XVII. Überblick der gegebenen Zeichen normaler Körperbildung. — XVIII. Verwertung in der Kunst und Kunstkritik. Modelle. — XIX. Vorschriften zur Erhaltung und Förderung weiblicher Schönheit. — Sachverzeichnis. — Namenverzeichnis.

---

## Aus der Einleitung.

*Des Weibes Leib ist ein Gedicht,  
Das Gott der Herr geschrieben  
Ins große Stammbuch der Natur,  
Als ihn der Geist getrieben.*  
(Heine.)



Seit Menschengedenken haben Tausende von Dichtern, von Malern und Bildhauern die Schönheit des Weibes in Wort und Bild verherrlicht, selbst ernste Gelehrte haben sich nicht gescheut, Theorien über das weibliche Schönheitsideal zusammenzustellen; und die Menge bewundert ihre Werke und betet ihnen nach. Dabei vergißt sie aber, daß die allmächtige Natur in ihrer unerschöpflichen Kraft täglich weibliche Wesen erstehen läßt, die weit schöner sind als alles, was Kunst und Wissenschaft je hervorgebracht, an denen die meisten achtungslos vorübergehen, weil kein Kundiger ihnen zuruft: Seht hier die lebende Schönheit in Fleisch und Blut!

Dank der Photographie und der Verbesserung in der Technik der anderen vervielfältigenden Künste sind wir heute in der Lage, wenigstens die äußeren Formen lebender Schönheit mit wissenschaftlicher Genauigkeit festzuhalten.

Brücke war der erste, der sich dieses Mittels bediente, ihm folgte Thomson. Richer, der künstlerische, selbst gefertigte Zeichnungen nach dem lebenden Modell gibt, hat dieselben ebenfalls durch photographische Aufnahmen wissenschaftlich sichergestellt. Bei diesen und allen ähnlichen älteren und neueren Werken, die sich in mehr wissenschaftlicher Weise mit der weiblichen Schönheit beschäftigen, sind mir indessen zwei Tatsachen oder, wenn man will, Mängel aufgefallen. Zunächst beschäftigen dieselben sich nicht mit dem schönen Körper an und für sich, sondern nur in Beziehung zu den Nachbildungen desselben durch die Kunst; dann aber werden wohl sehr sorgfältig alle anatomischen Tatsachen behandelt, die pathologischen Tatsachen jedoch, die durch Krankheiten und unrichtige Lebensweise bedingten Veränderungen des Körpers, werden nur sehr flüchtig gestreift.

Ich habe einen neuen Weg zur Beurteilung menschlicher Schönheit einzuschlagen versucht, indem ich neben den Standpunkt des Künstlers und des Anatomen den des Arztes stellte, indem ich statt an Bildern und Leichen meine Beobachtungen so viel wie möglich am lebenden Körper machte, und diesen an und für sich als Hauptsache, und nicht nur als Gegenstand künstlerischer Darstellung betrachtete.

Zahlreiche Arbeiten anderer, worunter namentlich die der Anthropologen hervorzuheben sind, kamen mir zu statten bei meinen Untersuchungen, die mich nach fünfzehnjähriger Arbeit zu dem Ergebnis gebracht haben, daß wir nur auf negativem Wege, d. h. durch Ausschluß krankhafter

Einflüsse, aller durch fehlerhafte Kleidung, durch Erblichkeit, unrichtige Ernährung und unzweckmäßige Lebensweise bedingten Verunstaltungen des Körpers zu einer Normalgestalt, zu einem Schönheitsideal gelangen können, das dann allerdings individuell sehr verschieden sein kann, aber doch stets denselben Gesetzen unterworfen ist, da vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit sich decken.

Dadurch allein erhalten wir einen festen, auf Tatsachen beruhenden Maßstab, den wir, unabhängig vom individuellen, unberechenbaren Geschmack, anlegen können.

Außerdem aber liegt, glaube ich, auch ein gewisser praktischer Wert in meinen Untersuchungen, da sich aus ihnen ergibt, daß wir, namentlich bei der heranwachsenden Jugend, sehr wohl im stande sind, mit der Gesundheit zugleich auch die Schönheit des Körpers zu erhöhen und zu veredeln.

*Das Werk hat in der Presse die wärmste Anerkennung gefunden, wie die unten abgedruckte Besprechung, ausgewählt aus der großen Zahl vorliegender Kritiken, genügend dartut. Das Erscheinen von siebzehn Auflagen in wenigen Jahren (die erste Auflage wurde Mitte Oktober 1898 ausgegeben) beweist, wie sehr das Buch die Gunst des Leserkreises, für den es bestimmt ist, im Fluge zu gewinnen verstanden hat. Es kann dasselbe in seinem geschmackvollen Gewande auch zu Geschenken für Künstler, Kunstfreunde, Ärzte und Mütter, für welche Kreise es geschrieben ist, wärmstens empfohlen werden.*



Kopf mit klassischem Gesichtsschnitt.

#### Urteil der Presse.

Die Parole langer Jahre war es, daß man sich naiv und nicht kritisch der Natur gegenüberzustellen habe. Aber alle Bewegungen auf dem Gebiete der Kunst sind zu vergleichen mit Pendelschwingungen. Sie schießen über das Ziel, die Mitte hinaus, um dann von neuem einer Reaktion zu verfallen, immer in dem Bestreben, endlich das richtige Ideal zu erreichen. Vor zehn Jahren hätte man ein Buch wie das obige überflüssiger gefunden, als man es heute tut. In der Tat sind solche Themata für den Künstler wichtiger, als die jüngst verflossene Zeit es meinte. Nicht um ein klassizistisches Programm handelt es sich, sondern um eine erhöhte Kritik der Natur gegenüber. So gut es besonders schön ausgebildete Individuen gibt, gibt es auch das Gegenteil davon, und es ist neben der naiven Nachbildung auch ein Ziel des Künstlers, diese Formen voneinander unterscheiden zu lernen. Dies kann der moderne Künstler jedoch allein mit Hilfe der Wissenschaft. Er kann nicht, wie einst die Griechen, täglich den Anblick von schönen, nackten Körpern genießen; viel natürliches Gefühl ist uns dadurch verloren gegangen, was wir durch anatomisches und physiologisches Studium ersetzen müssen. Da kann denn ein ernstes Buch, welches sich auf dieses Spezialthema des weiblichen Körpers beschränkt, nur willkommen sein. Die Kenntnis der zahllosen Fehler und Verkrüppelungen leichter und schwerer Art, wie durch Korsett, Schuhwerk einerseits und gewisse Krankheiten, wie besonders Rhachitis andererseits, ist leider bei Künstlern sowohl als bei Laien eine noch viel zu geringe, um stets zu der richtigen Kritik gegenüber dem jeweiligen Modell geführt zu haben. Von dem Standpunkte aus ist das Buch als vortrefflich zu bezeichnen.

Kunst für Alle. 14. Jahrgang. 1899. Heft 20.



# Die Rassenschönheit des Weibes.

Von Dr. C. H. Stratz.

**Fünfte Auflage.**

Mit 271 in den Text gedruckten Abbildungen  
und einer Karte in Farbendruck.

gr. 8°. 1904. Geheftet M. 14.—  
Elegant in Leinwand gebunden M. 15.40.



Suahelimädchen.

## INHALT.

Einleitung. — I. Rassen und Rassenmerkmale. — II. Das weibliche Rassenideal. — III. Die protomorphen Rassen. 1. Australierinnen und Negritos. 2. Papuas und Melanesierinnen. 3. Weddas und Dravidas. 4. Ainos. 5. Die Koikoin und Akkas. 6. Die amerikanischen Stämme. — IV. Die mongolische Hauptrasse. Chinesinnen. Japanerinnen. — V. Die nigritische Hauptrasse. Bantunegerinnen. Sudannegerinnen. — VI. Der asiatische Hauptstamm der mittelländischen Rasse. Hindus. Perserinnen und Kurdinnen. Araberinnen. — VII. Die metamorphen Rassen. 1. Die östlichen mittelländisch-mongolischen Mischrasen: Birma, Siam, Anam und Cochinchina. Die Sundainseln. Oceanien — Sandwichinseln, Carolinen, Samoa, Fidschinseln, Admiralitätsinseln, Freundschaftsinseln, Neuseeland (Maoris). 2. Die westlichen Mischrasen: a) Tataren und Turanier. b) Die äthiopische Mischrasse. — VIII. Die drei mittelländischen Unterrassen. 1. Die afrikanische Rasse: Ägypten. Berberische Stämme. Maurische Stämme. 2. Die romanische Rasse: Spanien. Italien. Griechenland. Frankreich. Belgien. 3. Die nordische Rasse: Niederland. Österreich-Ungarn. Rußland. Deutschland. Dänemark. Skandinavien. — Übersicht der wichtigsten weiblichen Rassenmerkmale.

„Die Rassenschönheit des Weibes“ ist eine Ergänzung und weitere Durchführung der in der „Schönheit des weiblichen Körpers“ niedergelegten Gedanken. Während dort ein objektiver Maßstab für weibliche Schönheit im

allgemeinen aufgestellt wird, sind hier die schönsten Vertreterinnen der verschiedenen Menschenrassen untereinander verglichen worden, und namentlich wurden auch die europäischen Stämme sehr viel eingehender berücksichtigt, als dies bisher in ähnlichen Werken der Fall gewesen ist. Soviel möglich, wurde bei kultivierten Völkern der nackte Körper derselben Person der bekleideten Gestalt gegenübergestellt, um auch die künstlich angestrebte Erhöhung der Schönheit würdigen zu können.

Da die Frau, wie sich bei den Vorarbeiten herausstellte, eine sehr viel reinere Form der Rassenmerkmale besitzt, als der individuell stärker ausgeprägte Mann, so wurde ausschließlich die Frau zur Aufstellung der Rasseinteilung herangezogen. — Zur Illustration wurden ausschließlich einwandfreie Photographien benützt, die zugleich als Beweismaterial für einige neue Beobachtungen dienen. Es sind die schönsten aus einer Sammlung von über 6000 Bildern. Dank der freundlichen Mitwirkung zahlreicher Gelehrten und Künstler aus aller Herren Ländern ist die Auswahl eine sehr reichhaltige gewesen. — Abgesehen von den wissenschaftlichen Gesichtspunkten dürfte das Buch auch für weitere Kreise von Wichtigkeit sein, da es erstrebt, das Wahre und Schöne in der Natur vorurteilsfrei zu erforschen und durch Vergleichung höherer und niederer Formen des Menschengeschlechts eine richtige Würdigung künstlerischen und naturwissenschaftlichen Denkens in die gebildeten Kreise zu tragen.



Die  
*Frauenkleidung*  
und ihre natürliche Entwicklung

Von  
Dr. C. H. Stratz.

◡ Dritte völlig umgearbeitete Auflage. ◡

Mit 269 Textabbildungen und 1 farbigen Tafel.

gr. 8°. 1904. Geheftet M. 15.—

In Leinwand gebunden M. 16.40.

INHALT.

Einleitung. — I. Die Nacktheit. — II. Die Körperverzierung. a) Körperschmuck. b) Kleidung. — III. Einfluß der Rassen, der geographischen Lage und der Kultur auf die Körperverzierung. — IV. Der Körperschmuck. a) Bemalung. b) Narbenschmuck und Tätowierung. c) Körperplastik. d) Am Körper befestigte Schmuckstücke. — V. Die primitive Kleidung (Hüftschmuck). — VI. Die tropische Kleidung (Rock). — VII. Die arktische Kleidung (Hose, Jacke). — VIII. Die Volkstracht außereuropäischer Kulturvölker. 1. Chinesische Gruppe. 2. Indische Gruppe. 3. Indochinesische Gruppe. 4. Islamitische Gruppe. — IX. Die Volkstrachten europäischer Kulturvölker. 1. Die eigentliche Volkstracht. 2. Die Standestrachten. 3. Die Hose als weibliche Volkstracht. — X. Die moderne europäische Frauenkleidung. 1. Unterkleider. 2. Oberkleider. — XI. Einfluß der Kleidung auf den weiblichen Körper. — XII. Verbesserung der Frauenkleidung.



Japanerin im Straßenkostüm.

Urteile der Presse.

*Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XXXI, 1901:*

Eine gut geschriebene, vom wissenschaftlichen Geiste durchwehte, ernste Arbeit liegt hier vor, die es ermöglicht, einen Überblick über die Entwicklung der Frauenkleidung bei allen Völkern der Erde zu gewinnen; denn die bisher aus diesem Gebiete vorliegenden Arbeiten haben doch nur mehr oder weniger bestimmte Ländergebiete im Auge gehabt. Sehr gut war es, daß Verfasser gleichzeitig die Anthropologie, Ethnologie und Kulturgeschichte zu seinen Studien heranzog, so daß die sich ergebenden Resultate durchaus auf festem Boden stehen. . . .

*Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1902, Nr. 3:*

. . . . Das Buch ist fesselnd und anregend geschrieben, von der Verlagsbuchhandlung elegant ausgestattet, wobei an prägnanten Bildern nicht gespart wurde, und empfiehlt sich jenen, welche eine Lösung der brennenden Frage der Frauenkleidung unter Berücksichtigung der Ästhetik erstreben.

*Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 354:*

. . . . Diese praktischen Schlußfolgerungen, deren eminente Bedeutung für die Gesundheit der Frauenwelt ärztlich längst anerkannt ist, gewinnen aber erst in ihrer Begründung an eindringlicher Kraft. Daher soll allen Müttern das Werk zur direkten Kenntnisnahme besonders empfohlen sein. Die Sprache entspricht ganz der eminenten Begabung des Verfassers für gemeinverständliche Behandlung der intimsten Frauenfragen. Die ethnographischen Studien werden jedermann interessieren. Hervorragend schön sind die Abbildungen, sowie deren Wahl im Hinblick auf den Text.

Neuer Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# *Der Körper des Kindes.*



Für Eltern, Erzieher,

Ärzte und Künstler

von

**Dr. C. H. Stratz.**

Zweite Auflage.

Mit 187 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Tafeln.

gr. 8<sup>o</sup>. 1904. Geheftet M. 10.—

Elegant in Leinwand gebunden M. 11.40.

**Inhalt:** Einleitung. — I. Die embryonale Entwicklung. — II. Das neugeborene Kind. — III. Der Liebreiz des Kindes. — IV. Wachstum und Proportionen. — V. Hemmende Einflüsse. — VI. Die normale Entwicklung des Kindes im allgemeinen. — VII. Das Säuglingsalter und die erste Fülle. (1—4 Jahre.) — VIII. Die erste Streckung. (5—7 Jahre.) — IX. Die zweite Fülle. (8—10 Jahre.) — X. Die zweite Streckung. (11—15 Jahre.) — XI. Die Reife. (15—20 Jahre.) — XII. Kinder anderer Rassen: a) Fremde Säuglinge; b) Kinder des weißen Rassenkreises; c) Kinder des gelben Rassenkreises; d) Kinder des schwarzen Rassenkreises.

**Vorrede.** Es sind viele Bücher geschrieben worden über das kranke Kind und seine Pflege, über das gesunde Kind kaum eines. In den Werken der Anatomen und Künstler wird der Bau des kindlichen Körpers meist nur nebenbei erwähnt, in keinem einzigen aber seinen äußeren Formen eine eingehendere Beachtung gezollt. Ebenso wenig wie bei dem Weibe ist bisher beim Kinde der Versuch gemacht worden, dessen Fehler und Vorzüge von objektiv-wissenschaftlichem Standpunkt aus zu beleuchten.

Indem ich diesen Versuch wage, hoffe ich damit Fachgenossen und Eltern eine willkommene Gabe zu bieten, und werde jedem dankbar sein, der mir zum weiteren Ausbau meines Werkes und zur Aufdeckung von Irrtümern behilflich ist.

Dem Buche ist die bekannte fesselnde und geistvolle Art der Darstellung eigen, welche alle Bücher dieses Verfassers so vorteilhaft auszeichnen und wodurch sie zu so großer Beliebtheit gelangt sind. Da nun auch das äußere Gewand ein ebenso geschmackvolles wie reiches ist, so dürfte sich diese neue Erscheinung als Geschenk, insbesondere auch für Eltern, wie nur wenige Bücher eignen.

Neuer Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner.



Von

Dr. C. H. Stratz.

Zweite Auflage.

Mit 112 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 farbigen  
Tafeln.

gr. 8°. 1904. geh. M. 8.60.

Elegant in Leinwand gebunden M. 10.—

**INHALT:** Einleitung. — I. Die Körperformen der Japaner. 1. Das Skelett. 2. Maße und Proportionen. 3. Gesichtsbildung. 4. Körperbildung. — II. Japanischer Schönheitsbegriff und Kosmetik. 1. Auffassung der körperlichen Schönheit. 2. Künstliche Erhöhung der Schönheit. — III. Das Nackte im täglichen Leben. 1. In der Öffentlichkeit. 2. Im Hause. — IV. Darstellung des nackten Körpers in der Kunst. 1. Allgemeines. 2. Ideal- und Normalgestalt. 3. Mythologische Darstellungen. 4. Darstellungen aus dem täglichen Leben. a) Straßenleben. Aufgeschürzte Mädchen. Arbeiter. Ringer. b) Häuslichkeit. Déshabillé. Toilette. Bäder. Yoshiwara. Erotik. c) Besondere Ereignisse und Situationen. Überraschung im Bade. Nächtllicher Spuk. Beraubung edler Damen. Awabifischerinnen.

## Urteile der Presse.

Dr. C. H. Stratz hat sich durch seine populärwissenschaftlichen Untersuchungen künstlerisch-anatomischer Art einen klingvollen Namen geschaffen. Sein neuestes Buch behandelt „Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner“. Eine außerordentliche Fülle kulturellen, künstlerischen, ästhetischen, anatomischen Materials ist hier mit großer Übersichtlichkeit, unbedingter Zuverlässigkeit und mit außerordentlich anmutiger Darstellungskunst zu einem einheitlich zweckvollen Werke verarbeitet. Es hält nicht nur, was der Titel verspricht, es ist darüber hinaus eine Kulturgeschichte des interessanten ostasiatischen Volkes, bezüglich seiner Körperpflege, seines intimen, häuslichen Lebens, seiner Kunstideale. Zahlreiche prachtvolle, geschickt ausgewählte Illustrationen, darunter 4 farbige Tafeln, erhöhen noch die Anziehungskraft des überaus vornehm ausgestatteten Werkes.

*Breslauer Morgen-Zeitung 1903, Nr. 591.*

Stratz hat sich durch seine bisherigen Arbeiten („Die Schönheit des weiblichen Körpers“, 17 Auflagen; „Die Rassenähnlichkeit des Weibes“, 5 Auflagen; „Die Frauenkleidung“, 3 Auflagen; „Der Körper des Kindes“, 3 Auflagen; „Die Frauen auf Java“ u. s. w.) den Ruf eines ernsten, wissenschaftlichen Autors erworben; seine neueste Monographie über die Körperformen der Japaner befestigt diesen Ruf. Mit dem Auge des Naturforschers, des Arztes, des Ethnographen und Kunstgelehrten betrachtet er den nackten, von allen Kleidern, Krankheiten und Vorurteilen befreiten menschlichen Körper und zeigt uns daran das Schöne, das von Gott erschaffene Ebenbild. Aber auch vom kulturhistorischen Standpunkt aus gibt der Verfasser interessante Aufschlüsse über das Leben und Treiben des kulturell hochentwickelten Volkes im fernen Osten. Bei dem von Tag zu Tag wachsenden Interesse für japanisches Leben und japanische Kunst wird das Buch für viele eine hochwillkommene Erscheinung sein, für deren vornehme, künstlerisch vollendete Ausstattung der Name der wohlbekannten Verlagsfirma bürgt.

*Deutsche Zeitung 1903, Nr. 11124.*

Der Schlüssel zum Verständnis japanischen Wesens ist die Erkenntnis, daß ein altes Volk weißer Rasse von dem die an russische Bauern erinnernden Ainos der Rest sind, von kultivierten mongolischen Einwanderern aufgesaugt worden ist. Durch diese Mischung ist das eigenartige und lebenswürdige Volk entstanden, dem auch Stratz sehr zugetan ist. Er schildert die Körperform nach eigener Anschauung und nach Photogrammen und bevorzugt hier wieder das Weib, das den Typus besser wiedergebe, weil es weniger individuelle Abweichungen zeige. Der nach vorn gerückte Oberkiefer, der verhältnismäßig große Kopf und die kurzen Beine erregen unser Befremden, aber schöne Hände und Füße, schöne Hals-, Schulter-, Brustbildung erfreuen auch den abendländischen Beschauer, wobei von der kindlichen Lieblichkeit, dem sanften graziösen Wesen ganz abgesehen ist. Mit Balz unterscheidet Stratz den mehr gestreckten aristokratischen (Choshu-) und den unteretzten proletarischen (Satsuma-) Typus. An die Schilderung der Wirklichkeit schließt sich eine Besprechung der Behandlung der Körperformen bei den japanischen Künstlern.

Auch dieses Werk des Verfassers kann aufrichtig empfohlen werden, sowohl der Bilder, wie des Textes wegen.

*Schmidt's Jahrbücher der Medizin 1903.*



Neuer Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Dr. C. H. Stratz:

# Naturgeschichte des Menschen.



Kopf eines Eskimo von vorn.

## Grundriß der somatischen Anthropologie.

Mit 342 teils farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln.

gr. 8°. 1904. Geh. M. 16.—.

Elegant in Leinwand gebunden M. 17.40.

### Vorrede.

Wie der Titel, so ist auch der Zweck dieses Buches ein doppelter — Wissenschaftlich soll es die somatische Anthropologie, die Lehre vom menschlichen Körper, statt wie früher nur über toten Reihen von Messungen und Wägungen, in lebendiger Gestaltung mit reichem photographischem Anschauungsmaterial auf der Grundlage der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte, der Embryologie und der Paläontologie aufbauen. — Allgemeinverständlich soll es auch in weiteren Kreisen die wissenschaftlichen Bestrebungen und Ziele der Menschenkunde fördern helfen, die schließlich doch nur der allgemeinen Weiterentwicklung der Menschheit dienstbar ist und die theoretische Grundlage schafft, von der die praktischen Versuche zur Verbesserung und Veredelung des Menschengeschlechts ausgehen müssen. Von

ganz besonderer Wichtigkeit ist sie für einen kolonialen Staat, zu welchem auch Deutschland in den letzten Jahren mehr und mehr geworden ist.

Die Anthropologie ist eine sehr junge Wissenschaft. Durch die hohe Ausbildung der Photographie hat sie in den letzten Jahrzehnten eine mächtige Stütze erhalten, so daß sie besser als bisher im stande ist, objektives Beobachtungsmaterial zu sammeln. In diesem Buche ist gerade darauf besonderes Gewicht gelegt und so viel wie möglich mit Photographien gearbeitet worden.

Son auf diesem Wege ist dem Leser ein eigenes Urteil ermöglicht.

Den reichen Stoff habe ich seit vielen Jahren gesammelt. Dieses Buch ist gewissermaßen die Grundlage, auf der sich meine früher erschienenen Werke aufbauen; trotzdem aber bildet jedes für sich ein geschlossenes Ganzes. Von den Abbildungen sind nur solche wiederholt verwendet worden, die für mich den Wert von feststehenden Formeln menschlicher Gestaltung angenommen haben.



### Johannes Runke schreibt im Archiv für Anthropologie, III. Band, über das Werk:

Mit wahrem Freude habe ich das neueste Werk des so rasch berühmt gewordenen Autors durchgelesen. Wie in seinen vorausgehenden, überall mit größtem Interesse aufgenommenen Werken: „Die Schönheit des weiblichen Körpers“, „Die Rassenschönheit des Weibes“, „Die Frauenkleidung und ihre natürliche Entwicklung“, „Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner“, und in dem teilweise geradezu idealen Buche „Der Körper des Kindes“ für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler sind die geistvollen und fesselnden Darstellungen des Textes in ihrer Wirkung auch in diesem neuesten Werke in hervorragender und überraschender Weise gesteigert durch das in ihrer ungetrübten Schönheit und Exaktheit zur Anschauung gebrachte Material an Abbildungen nach dem Leben, es sind 342 Figuren, außerdem zwei Tafeln und drei Karten im Text. Ein Lehrbuch mit dieser Ausstattung hat bisher für die somatische Anthropologie noch nicht. Die Wiedergabe der photographischen Abbildungen im Text übertrifft die bisher meist für derartige Werke üblichen Reproduktionsmethoden bei weitem. Hier haben wir gewissermaßen die Natur selbst vor uns — nicht so, wie sie sich in der Übersetzung in die Zeichnung und das Können des Künstlers spiegelt. Eine Anzahl der von Stratz gegebenen Bilder sind gute alte Bekannte aus älteren Publikationen, aber die Art der Wiedergabe läßt sie auch für den Kenner neu erscheinen und machen diese Fälle noch niemals publizierter Aufnahmen. Dieses uneingeschränkte Lob der Ausstattung des Werkes bezieht sich nicht nur auf den Autor, sondern ganz besonders auch auf die verdienstvolle Verlagsgesellschaft, der wir zu diesem neuesten Erfolg auf das herzlichste gratulieren. . . .

Nach dem Inhalt Überblick über den heutigen Stand der anthropologischen Forschung folgen: II. Die phylogenetische Entwicklung der Menschheit; III. Die Ontogenese des Menschen: die embryonale Entwicklung, das Wachstum des Menschen, die geschlechtliche Entwicklung; IV. Die körperlichen Merkmale des Menschen. Kraniologie, Anthropometrie, Proportionen; V. Die Rassenentwicklung; VI. Die menschlichen Rassen: 1. die Australier, 2. die Papuas, 3. die Korkos, 4. Amerikaner und Ozeanier, 5. die melanoderme Hauptrasse, 6. die xanthoderme Hauptrasse, 7. die leukoderme Hauptrasse. Schlußwort. — Diese Rasseneinteilung ist den Lesern des Archivs bekannt; hier wird sie eingehend, freilich nicht sowohl durch anthropometrische Resultate als durch Wort und Bild belegt. Auch die einschließenden Kapitel sind originell und bringen manche, von den bisher in populären Darstellungen meist allein vertretenden, doch eher naturphilosophische Anschauungen. Stratz führt hierbei einen älteren, aber in den letzten Jahren deutlicher hervorgetretenen Gedanken konsequent durch, den er in die Worte faßt: „Zusammenfassend ergibt sich für die phylogenetische Entwicklung des Menschengeschlechts, daß es höchst wahrscheinlich aus nur sehr wenigen Mutationen aus der Wurzel der Ursäuger hervorgegangen ist und eines der besten, wenn nicht das älteste Geschlecht des gesamten Säugetierreiches vertritt, wobei es trotz höchster Entwicklung noch der gemeinschaftlichen Grundform am nächsten geblieben ist.“

Neuer Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.



# Neue Lichtbild-Studien

Vierzig Blätter

von

Alfred Enke.

Folio.

In eleganter Mappe. 12 Mark.

**INHALT:** Das Märchen. Im Frühling. Des Liedes Ende. Mondnacht bei Lindau. Heimkehr vom Feld. Bergpfad in Südtirol. Die Gebieterin. Alte Schloßterre. Das Alter. Gräberstraße bei Pompeji. Bildnis des Professors K. in Berlin. Sommerabend am Bodensee. Luigina. Campo Santo. Madonnenstudie. Arven im Hochgebirg. Trunkene Bacchantin. Buchenwald im Spätherbst. Melancholie. Schloß in den Bergen. Weibliches Bildnis. Am Weiher. Bildnis eines jungen Künstlers. Kalvarienberg. Lili. Sumpfiges Ufer. Dämmerung. Das Pförtchen. Italienischer Dorfwirt. Nächtliche Fahrt. Junger Südtiroler. Gelände am Comersee. Heimkehr von der Alp. Lesendes Mädchen. Heuernte am Maloja. Sturmwind. Abend am Canale Grande. Die Wunderblume. Osteria. Abendstunde.

... Die Monotonie, welche Amateuraufnahmen oft innewohnt, fehlt diesen Blättern völlig, sie sind interessant in der Mannigfaltigkeit der Sujets und ungemein reizvoll in der Form und Beleuchtung des Dargestellten, sei es Landschaft oder Figur. Auf beiden Gebieten leitet den photographischen Künstler ein poetisches Empfinden; so entstanden Darstellungen, die in landschaftlicher Hinsicht an die Werke Böcklins erinnern und im Figürlichen die Größe antiker Werke spüren lassen.

*Die Kunst unserer Zeit, 1903. Liefg. 2.*

## Die Frau in der bildenden Kunst.

Ein kunstgeschichtliches Hausbuch von

ANTON HIRSCH,

Direktor der großherzoglichen Kunst- und Gewerbeschule in Luxemburg.

Mit 330 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln.

gr. 8°. 1904. Geheftet M. 18.—; elegant in Leinwand gebunden M. 20.—

**INHALT:** Indien. — Ägypten. — Griechenland. — Rom. — Die altchristliche und byzantinische Kunst. — Das Mittelalter. — Die Renaissance: Die Renaissance in Italien. Die Renaissance in Deutschland. Die niederländische Kunst des 16. Jahrhunderts. Die Renaissance in Frankreich. Spanien und England. Die Frau als Beschützerin der Künste. Die Frau als Künstlerin im 15. und 16. Jahrhundert. — Das 17. Jahrhundert: Italien. Die Niederlande. Frankreich. — Spanien. Deutschland. Die Frau als Beschützerin der Künste. Die Frau als Künstlerin. — Das 18. Jahrhundert: Frankreich. Italien. England. Die Niederlande. Spanien. Deutschland. Die Frau als Künstlerin. — Die Frau in der Kunst des 19. Jahrhunderts und in der Gegenwart. Frankreich. Deutschland und Österreich. England. — Die Frau in der neuzeitigen Kunst der übrigen Länder. — Schlußwort. — Künstlerverzeichnis.

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

# Grundriß der Anatomie für Künstler.

Von **M. Duval**,

Professor der Anatomie an der Kunstakademie zu Paris.

**Autorisierte deutsche Übersetzung**

herausgegeben von Prof. Dr. med. **F. Neelsen**.

**Zweite Auflage** bearbeitet von Prof. Dr. **Ernst Gaupp**.

Mit 78 Abbildungen. 8°. 1901. Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 7.—

Ein auch von der deutschen Presse warm empfohlener, an verschiedenen Kunstakademien eingeführter Leitfaden, der mit knapper Fassung lebhaft, anregende und leicht verständliche Darstellungsweise verbindet. Die zweite Auflage ist von Herrn Professor Gaupp in Freiburg gründlich durchgesehen und ergänzt worden. Auch wurden sämtliche Abbildungen nach neu gezeichneten Originalen auf das sorgfältigste erneuert. Demungeachtet wurde zur Erleichterung der Anschaffung der bisherige, billige Preis eingehalten. Der Grundriß sei allen jungen Künstlern wärmstens empfohlen.

# Photographisches Compendium.

Anleitung zur Liebhaberphotographie

unter Berücksichtigung der Anwendung in der Wissenschaft.

Von **Privatdozent Dr. E. Englisch**.

Mit 1 Tafel und 75 Abbildungen. 8°. 1902. Geheftet M. 4.—; in Leinwand gebunden M. 5.—

Das mit großer Sachkenntnis geschriebene Buch enthält neben einer Anleitung zum Erlernen der verschiedenen photographischen Prozesse und zum richtigen Gebrauch der Apparate einiges über Mikrophotographie, Reproduktionsverfahren, Farbenphotographie u. s. w. Da bei dem Anfänger physikalisch-chemische Kenntnisse nicht vorausgesetzt werden können, so wurde ein kurzer Abriss über Ionentheorie und Gleichgewichtslehre aufgenommen. Um mathematische Ableitungen möglichst zu vermeiden, wurden solche nur in der Lehre von der Perspektive und Tiefe gegeben. Auch die Ästhetik ist berührt.

*Photogr. Rundschau 1902. Juliheft.*

# Ärztliche Ethik.

Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Tätigkeit.

Von **Dr. med. Albert Moll** in Berlin.

gr. 8°. 1902. Geheftet M. 16.—; in Leinwand gebunden M. 17.40.

Hier ist ein Buch, das wirklich eine vorhandene Lücke ausfüllt! Welch große Rolle spielt im modernen Leben der Arzt als Freund und Berater des Hauses! Aber wie wenig klar sind sich Laien sowohl wie viele Ärzte selbst über die Grenzen der sittlichen Pflichten und Rechte des Arztes! Welche Fälle von sittlichen Konflikten vom menschlichen und vom Berufsstandpunkte aus taucht im Leben des Arztes auf! Welche Fälle der ethischen Fragen enthält die Praxis! Wann darf der Arzt eine Behandlung ablehnen oder unterbrechen, wann den Kranken und seine Nächsten wesentlich täuschen, um sie zu beruhigen? Die Sittlichkeit am Krankenbett ist ein wichtiges Problem unserer Zeit, und Doktor Moll, der ausgezeichnete Nervenarzt, hat durch sein Werk der Menschheit einen wahrhaften Dienst geleistet. Nur durch solche Partialethiken im Sinne des Aristoteles kann man nach und nach zu einer allgemein-menschlichen Sittenlehre aufsteigen: dem Dogma muß die Beobachtung möglichst vieler Teile des wirklichen Lebens vorangehen. Wir kommen noch einmal auf das großartige Werk zurück: Heute bescheiden wir uns im Einverständnis mit dem Verfasser denjenigen Teil des einleitenden Kapitels abzudrucken, der sich mit der Umgrenzung des Begriffs einer ärztlichen Standespflichtenlehre beschäftigt.

*Berliner Morgenpost 1902, Nr. 24.*

# Doktorsfahrten.

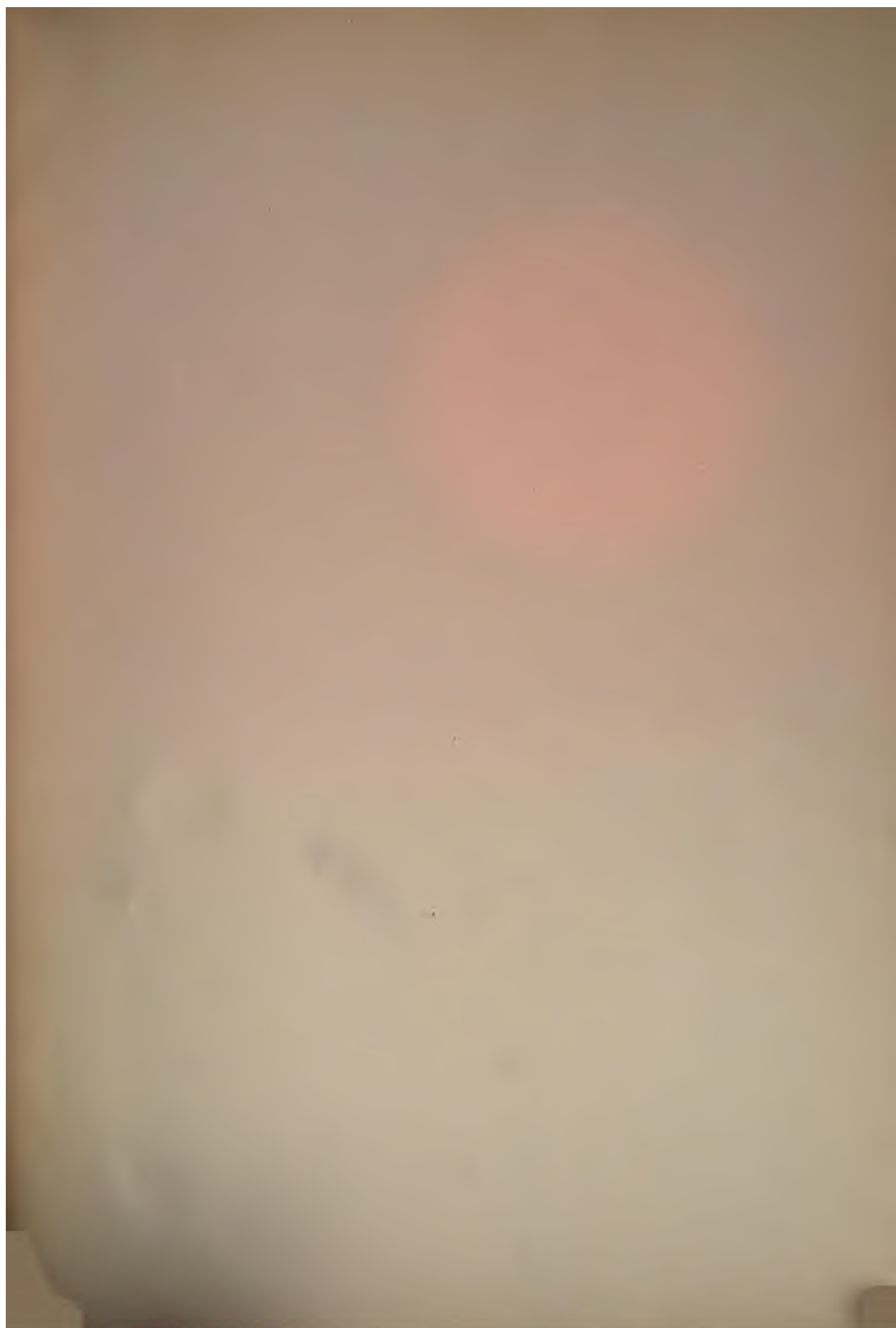
**Ärztliches und Menschliches.**

Von **Max Nassauer**.

kl. 8°. 1902. Geheftet M. 2.80; gebunden M. 3.60.

**INHALT:** Der Doktor und sein Doktorsgaul. — Der kluge Doktorsgaul. — Der Millionenbauer. — Die Pest. — Wie ein Dichter stirbt. — Die warme Suppe. — Der blaue Bleistift. — Der Biber ist tot. — Der dankbare Italiener. — Das ist die Welt des Herrn. — Der Dorfseiler. — Das ist die Welt der Knechte. — Die projektierte Eisenbahn. — Die geleimte Zehe des Herrn Amtsrichter. — Die Laubfrösche im Darms des Kater. — Die Fliegen. — Der Nekrolog.

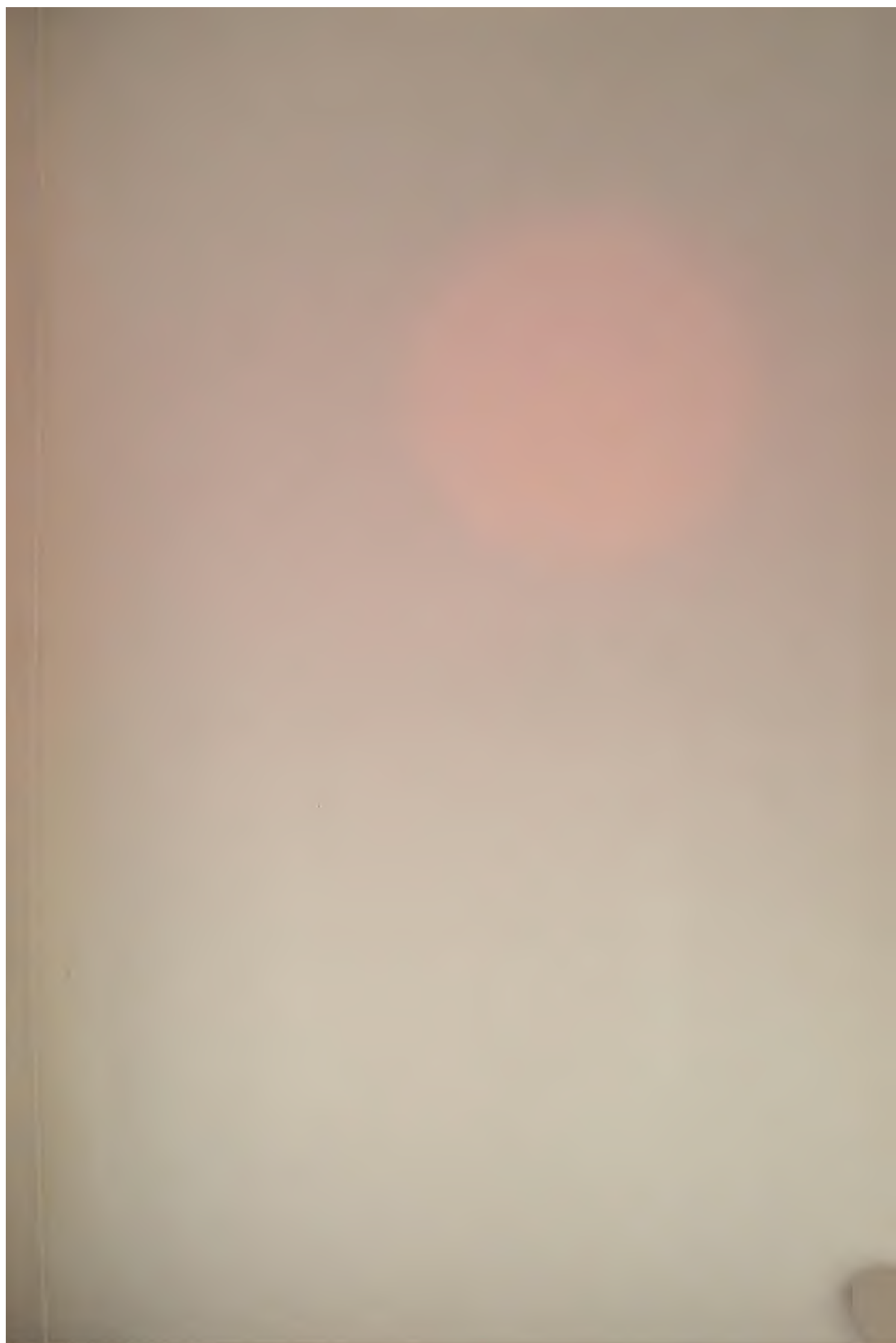




CONTENTS

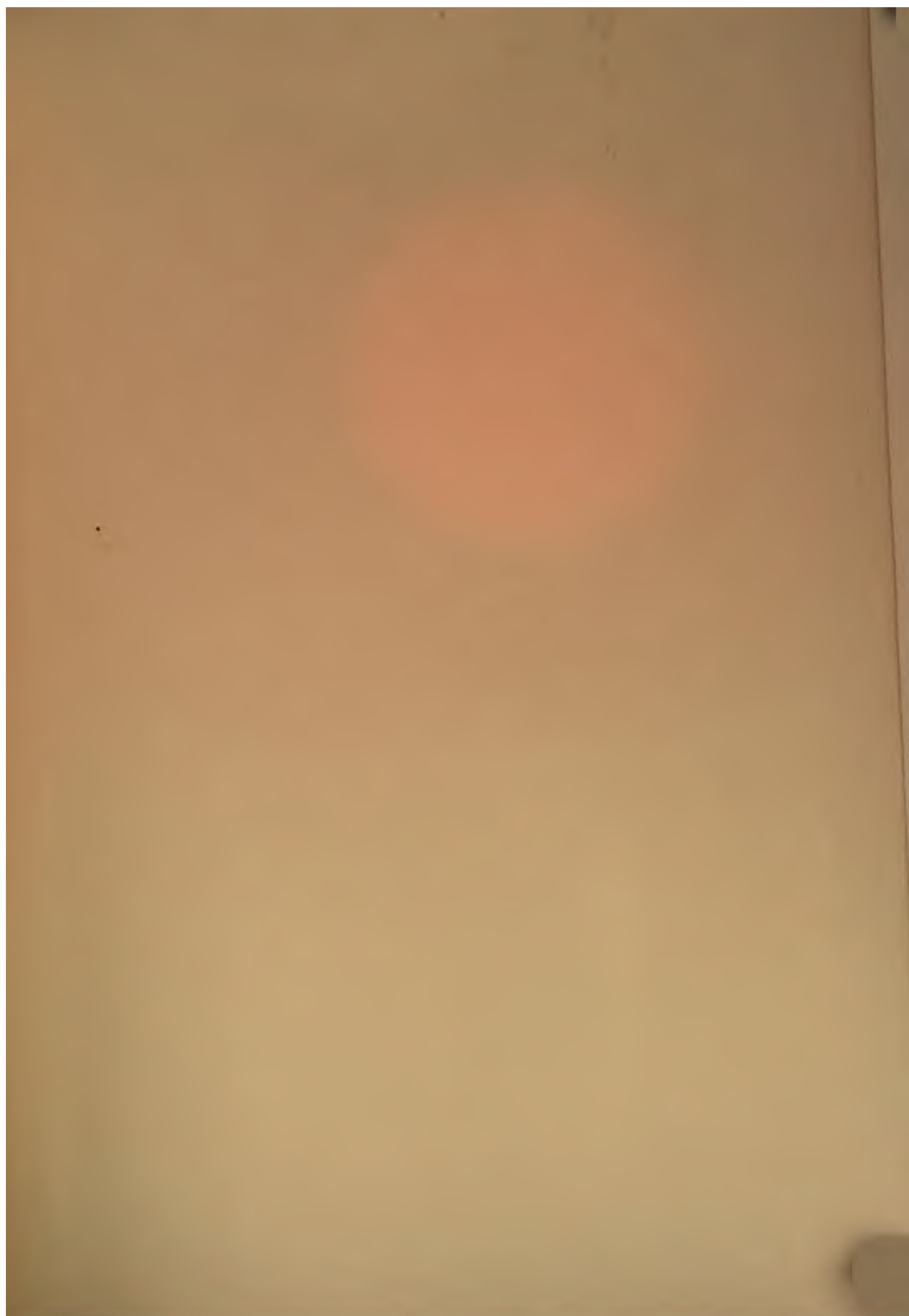
Original Articles  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult

Original Articles  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult  
The Effect of the Diet on the Blood Pressure in the Normal Adult









LANE MEDICAL LIBRARY  
300 PASTEUR DRIVE  
PALO ALTO, CALIFORNIA 94304

Ignorance of Library's rules does not exempt  
violators from penalties.

~~OCT 25 1979~~

~~DEC 13 1980~~

~~AUG 30 1985~~

~~SEP 29 1985~~



R

705

H73

1905

LANE

HIST

LANE MEDICAL LIBRARY  
STANFORD UNIVERSITY  
MEDICAL CENTER  
STANFORD, CALIF. 94305

~~#705#~~  
~~#73~~  
~~1905~~

